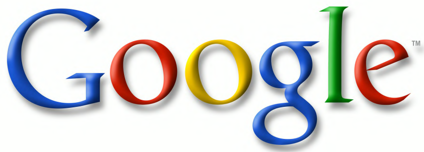



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Geschichte

der

auswärtigen Politik und Diplomatie

im Reformationszeitalter

1485—1556

von

Karl Fischer.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1874.

Einleitung.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts befand sich der Staatencoloß, der jetzt Osteuropa und einen großen Teil Asiens unter einem Herrscher vereint, in einer mehr als kläglichen Lage, dazu in einer räumlichen Beschränktheit, die ihm den Nerv einer wolhäbigen Existenz durchschnitten hatte. Schon seit einem Jahrhunderte war die, wie es schien, unbesiegbare Macht der Chane von Kaptschak, welche das Land vom mittleren Ural bis zum Meer von Asow in unmittelbarem Besitz hatten, durch Tamerlan gebrochen; und wie dieser sich dann nach Syrien und Kleinasien gewandt hatte, konnten die Unterchane erfolgreiche Versuche wagen der geschwächten Allmacht des Großchans sich zu entziehen; konnten die Großfürsten von Moskau und Wladimir daran denken der goldnen Horde den Gehorsam zu versagen, die anderen souveränen Großfürsten und die Republiken zu unterwerfen und sich schließlich der Einzelgebiete der Unterchane zu bemächtigen. So brachte Iwan III. von 1477 an zu seinem eroberten Besitz von Wladimir und Moskau, der ungefähr 10,000 □ Meilen betrug, Perm, Wjätka, Kasan, Nowgorod, Twer, Pskow, Sewerien und Tschernigow hinzu, so daß er ein Reich von ungefähr 40,000 □ Meilen hinterließ. Wenn sein Sohn auch Kasan wieder verlor, so gewann er dafür Astrachan, Rjäsan und Smolensk. Iwan IV. dagegen erwarb Kasan wieder und eroberte Kaptschak. Und dieser Fürst hat den Besitz von Kasan und Astrachan erst gesichert. So finden

wir also die Grenzen bis zum Ural und Kaspischen Meer vorgeschoben.

Welche entscheidende Bedeutung diese Eroberungen für die Macht des Reichs hatten, ist leicht einzusehen, wenn man sich daran erinnert, daß die russischen Herrscher erst hierdurch in den Besitz des Centralstroms kamen, der den Mittelpunkt des gewaltigen östlichen Stromnetzes abgibt. Der seit 1554 gesicherte Besitz der ganzen Wolga ist die Grundlage und Hauptquelle der Macht und des Reichthums Rußlands; fügen wir hinzu, daß der Ural den Grund- und Eckstein des politischen Machtgebäudes des Reichs bot, so ergeben sich leicht die physischen Bedingungen für die Weiterentwicklung: die Füße des Kolosses mußten auf die Nordküste des Schwarzen, des Kaspischen Meeres und den Kaukasus gesetzt werden, das Haupt mußte am Baltischen Meere ruhen. Wie die ethnographischen Verhältnisse nach Westen wiesen, wird sich in der Folge zeigen. Es ist also die Periode, von der hier gehandelt werden soll, das Zeitalter der Reformation, dasjenige, in welchem die großartige politisch-nationale Gestaltung des Ostens erfolgte, welche geistigen, religiösen Reformen allerdings keinen Raum gab. Europas geistiger Gährungsproceß hatte bereits seine durchdringende Kraft verloren, als Rußland hätte bereit sein können sich ihm hinzugeben. — Wenn Rußland durch die Eroberung von Pskow nur die Ostspitze des Finnischen Meerbusens erlangt hatte, so befanden sich die Küsten des Baltischen Meeres zu einem bedeutenden Theil im Besitz des Schwertordens, der ganz besonders dem Großfürsten von Litthauen ein Dorn im Auge sein mußte, weil er ihm im Verhältniß zu seiner bedeutenden Ausdehnung nach Süden nur eine kurze Strecke Küste gelassen hatte. Daher die fortwährenden Kämpfe gegen den Orden nicht minder wie gegen die russischen Nachbarn, die in dem westlichen Klein- und Weißrußland ihre Landsleute unter fremder Herrschaft stehen sahen. Es ist ersichtlich, daß die Großfürsten von Litthauen so weder ihren Angriffszweck noch den der Vertheidigung erreichen konnten. Damals umschloß ihr Besitz das eigentliche Litthauen mit Samogitien, das westliche Weißrußland, Schwarzrußland, Podlesien, Wolhynien, das westliche Kleinrußland, Podolien und die Ukraine. Zum östlichen Nachbarn hatte es den Chanat von Krim, im

Inhalt.

Süden durch den Dniepr geschieden die Moldau, im Westen Polen und das Herzogthum Preußen; seine Größe betrug gegen 10,000 □Meilen. Obgleich dieß Land seit 1386 unter den Jagellonen mit Polen vereint war, so will diese Union nicht mehr besagen, als die Kalmarische in den skandinavischen Ländern. Die Großfürsten schalteten und walteten nach Gutdünken und mit einer Eigensucht und Eifersucht, die dem Land fast immer zum Schaden gereichte. Die erst 1569 wirklich erfolgte Union dauerte nur wenige Jahre, denn 1573 starben die Jagellonen aus. Polen, aus Groß-, Kleinpolen, Masovien, Pomerellen und Rothrußland bestehend, war kleiner als Litthauen; durch die maritime Lage Pommerns und Preußens, das freilich seine Oberlehensherrlichkeit anerkannte, in seinem Küstenbesitz wesentlich beschränkt, hatte es ebenso wenig wie Litthauen natürliche Grenzen, die ihm Anhalt und Schutz hätten gewähren können, entbehrte es ebenso sehr eines zusammenhaltenden Stromsystems. Ein nicht geringer Teil seiner Bewohner hätte naturgemäß dem großen östlichen Nachbar zugehört. Erwägt man die Macht der Anarchie und den üblen Einfluß der nur bruchstückweise aufgenommenen westlichen Kultur, so sieht man diese Länder langsam heranreifen, um später von den Nachbarn zertheilt zu werden, denen damals noch die Kraft und Gelegenheit dazu mangelte. Ungarn mit seinen geschlossenen natürlichen Grenzen, seiner centralen Ebene war nicht minder einer vollständigen Auflösung entgegengegangen, wie Polen und Litthauen, „und nie", sagt ein Augenzeuge, „ist ein Reich mit mehr Luft und Jubel zu Grunde gegangen". Aber das Geschick, welches dieses Land zur Beute osmanischer Barbarei und depravirter Kultur des westlichen Europas bestimmt zu haben schien, hat es auch hierdurch, durch seine Mittelstellung zwischen Christenthum und Islam, in seiner Selbständigkeit erhalten: die drei christlichen Mächte konnten über ihr polnisches Teilungsobject leichter eine Verständigung herbeiführen, als der Kaiser und der Sultan. — Im Reformationszeitalter befanden sich die Süddonauländer bereits im Besitz der Osmanen, und die Walachei, Siebenbürgen und der nördliche Rest von Ungarn erhielten sich nur eine Scheinexistenz durch Tributzahlungen an den Großherrn.

Deutschlands Bodengestalt war in ihrer Mannigfaltigkeit

durch die man darf kaum noch sagen politische und staatliche Gruppirung übertroffen bis zur Carricatur. Hierzu kam, daß es im Osten und Westen ganz offne Grenzen hat, im Süd=Osten durch die Türken bedrängt, im Süden durch die kaiserliche Politik in die italischen Wirren gezogen, im Südwesten und Westen durch die burgundisch=habsburgischen Interessen weit über seine natürlichen Grenzen hinausgeschoben war, und so mit dem westlichen Nachbar sich auf den Kampfsfuß gestellt hatte. Im Norden stieß die weitgehende Politik der Hansestädte mit den Interessen der Skandinavier zusammen. Summirt man die ganz ungenügende Grenzdeckung, die politische Zerrissenheit und Schwäche, durch die religiösen Differenzen im höchsten Grade gesteigert, die unersättliche habsburgische Politik, der die physischen Vorbedingungen und materiellen Kräfte fehlten, den ungeheuren Zündstoff, der sich überall an den deutschen Grenzen aufgehäuft hatte, so wird man das Resultat, die mehr als zweihundertjährige Ohnmacht des deutschen Reichs, erklärlich finden. Mit Staunen wird man aber eine Erklärung dafür suchen müssen, daß dieß Land nicht Polens Schicksal erfahren hat. Die göttliche Weltordnung wollte nicht, daß Menschenhand ihr höheres Werk zerstören sollte.

Frankreich, auf drei Seiten von scharfen natürlichen Grenzen bestimmt, mit seinen herrschenden Terrassenländern und einer Bevölkerung, deren Centralisationssinn sich in Folge der englischen Kriege mit nationaler Begeisterung vereint hatte, war von Fürsten geleitet, welche zur Einigung des Landes und Stärkung ihrer Gewalt jede günstige Gelegenheit auszubeuten wußten, welche selten in die Versuchung kamen, dynastischen Phantomen nachzujagen und deren Interessen sich meist mit denen des Reichs deckten. So konnte Frankreich am Ende des 15. Jahrhunderts auf dem europäischen Schauplatz mit den Entschluß auftreten, dem östlichen Nachbar die herrschende Stellung mit Gewalt zu nehmen und eine Dynastie zu brechen, deren mächtige Arme das Land immer furchtbarer zu umspannen drohten.

England, mit seinem Chaos von Bevölkerung, fing erst in jenen Zeiten an eine einheitliche Sprache und Nationalität zu bilden. Die besonders durch die normannischen Bestandteile des

Adels betriebene und geförderte, gegen Frankreich gerichtete Eroberungspolitik, die blutigen Bürgerkriege der rothen und weißen Rose hatten Regierung und Volk noch nicht dazu kommen lassen die überaus günstigen physischen Bedingungen ihres Landes zu erkennen, oder gar auszunützen. In Handel, Verkehr, Gewerbfleiß und Schifffahrt war es weit hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben; von Kolonien war noch keine Rede. Nimmt man hinzu, daß die Irländer sich in sehr loser und zweifelhafter Abhängigkeit befanden, daß Schottland unter eignen Königen zu einer England feindlichen Politik neigte, so ist leicht ersichtlich, daß Englands Machtverhältnisse in jener Zeit ihm gar keinen oder nur geringen Einfluß auf die Gestaltung der europäischen Dinge gestatteten; daß seine Könige vielmehr ihre ganze Kraft und Gewalt erst sammeln und consolidiren mußten; daß der Schwerpunkt ihrer ganzen Thätigkeit in dieser Periode in der inneren Politik lag.

Die durch die Kalmarische Union herbeigeführte nominelle Einigung der drei skandinavischen Reiche war weder durch die Natur der Länder noch der Bevölkerung gefordert oder unterstützt. Am wenigsten möglich aber bei einer einseitigen Behandlung sehr differirender Interessen und Wünsche, bei der so durchaus verschiedenen Stellung der Stände in den drei Reichen. Die ganze Lage und geschichtliche Entwicklung wies entschieden auf eine andre Gruppirung hin, zu deren Herstellung von Schweden aus bald der Anfang gemacht werden sollte.

Wenden wir uns nach Süden, so ist in dieser Periode der Bruch der Eidgenossenschaft mit dem Deutschen Reich und die Constituirung eines unabhängigen Föderativstaates erfolgt, der durch die außerordentliche Gunst der physischen Verhältnisse des Landes die scharfe ethnographische Scheidung überwand, und welcher durch die günstige Combination der politischen Umstände einen Einfluß auf die europäischen Wandlungen, wenn auch nur vorübergehend, ausübte, der im umgekehrten Verhältniß zur Zahl der Bewohner und der Ausdehnung des Landes stand. Die apenninische Halbinsel, noch immer der Streitapfel West- und Mitteleuropas, weist eine Reihe von Staaten auf, zu deren Bildung die verschiedenartigsten Einflüsse und Umstände mitgewirkt haben. Das continentale Italien bildete die Herzogthümer Savoyen-

Piemont, Mailand, Parma, Ferrara, die Republiken Genua und Venedig, das zugleich fast die ganze Ostküste des Adriatischen Meeres, Morea, Kreta und die Inseln des Archipel besaß. Die große südliche Hälfte des insularen Italiens nahm das Königreich Neapel ein, Sicilien wurde erst durch Ferdinand den Katholischen 1506 wieder mit ihm vereinigt; das kleinere Mittel-Italien wurde von Florenz und dem Kirchenstaat eingenommen; welch letzterer aber in mehrere fast ganz selbständige Herrschaften zerteilt war. Man würde in bedeutende Verlegenheit kommen, wollte man den Versuch machen den Einteilungsgrund für die staatliche Gruppirung der apenninischen Halbinsel zu finden. Die physische Beschaffenheit würde auf eine Theilung in ein West- und Ostreich hindeuten; allenfalls noch nach Klima und der Natur des Landes und der Bevölkerung die Bildung eines Südreichs erklärlich finden lassen; obwohl auch hier schon zur Erklärung der historische Verlauf von der griechischen Kolonisation an herbeigezogen werden müßte. Die damalige Gestaltung beruht auf der vorausgegangenen historischen Entwicklung und eigenthümlichen, willkührlich herbeigeführten Complicationen. Zunächst ist ersichtlich, daß vor allem das Alter der Municipalverwaltungen, die Macht einzelner Städte, die, eine Zeit lang einem gewaltthätigen Adel zur Beute geworden, diesen hatten regierungskräftig machen helfen, einen bestimmenden Einfluß auf die Staatenbildung besonders Oberitaliens ausgeübt hat. — Es würde zu weit führen an dieser Stelle weiter auf die frühere Entwicklung zurückzugreifen; es mag nur einer bemerkenswerthen Thatsache gedacht werden, die uns Ranke in seiner französischen Geschichte aufbewahrt hat. In den habsburgisch-französischen Kriegen hatten die Franzosen dem mit dem Kaiser verbündeten Herzog von Savoyen-Piemont sein Land abgenommen und dasselbe noch im Besitz, als man im Jahre 1558 über den definitiven Frieden zwischen Spanien und Frankreich unterhandelte. Die Franzosen weigerten sich nämlich noch immer dem Herzog seine Stammlande herauszugeben. Die spanischen Gesandten replicirten, sie, die Franzosen, hätten ja doch behauptet, daß sie einen ewigen Frieden machen wollten; nun sei es doch klar, daß die Gebirge es wären, welche die Grenzen der Staaten ausmachen müßten, dieselben könnten zwar vorübergehend überschritten,

aber ein jenseits derselben erworbenes Land nie dauernd behauptet werden. Spanien müsse vielmehr als die Grenzen die Alpen und Pyrenäen ansehn und wolle dieß auch in den Friedensverträgen anerkannt und ausgesprochen wissen. Diesen Gründen zeigten sich nun die Franzosen damals zwar nicht zugänglich, wie sie denn auch sonst von ihren damaligen Vertretern selbst selten Beachtung gefunden haben; aber es war doch bereits ein Grundsatz ausgesprochen worden, durch dessen dauernde Beachtung viel Blutvergießen und Unglück hätte vermieden werden können. —

Nach der Beilegung der navarrischen Streitigkeiten sind allerdings die Pyrenäen als der Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien anerkannt worden. Und in der That ist dieses Gebirge, dem es keineswegs an Bevölkerung und Wohlstand fehlt, unter der Grenz- und Zollpolizei teilweise in einem Zustand der Wüstenei und Communikationslosigkeit erhalten worden, der zeigt, daß es überall auf eine Vervollständigung der Trennung abgesehen war und ist. Wie Kastilien, das Land der Kastelle, von welchem vor allem die Befreiung des Landes von der muhammedanischen Herrschaft ausgegangen ist, das physisch dominirende ist, so ist es auch der politische Kern geworden; die historische Entwicklung hat sich hier ganz dem Wesen der Naturform angeschlossen. Die Hauptstadt war damals Toledo d. h. Hochwacht, von welcher Radien zu 9 Tagereisen nach allen Grenzgebieten sich hinzogen. Madrid war noch eine unbedeutende Stadt mit ausgedehnten, wildreichen Jagdrevieren, die Karl V. gern durchstreifte.

Die staatliche Absonderung Portugals hat in der Natur des Landes gar keine Begründung. Ethnographisch ist die Scheidung allerdings eine so vollständige, wie sie auf einem so engen Raum wol schwerlich wieder vorkommt. Der Spanier verachtet den Portugiesen, der sehr viel celtisches Element hat, als den Nachäffer der Franzosen und sieht ihn als lächerlichen Aufschneider an; der Portugiese antwortet ihm mit dem ingrimmigsten Haß. Die Blüthe des Staats fällt vorzugsweise in die Periode der Reformationszeit, und in den Erinnerungen an diese pflegt der Portugiese noch heute seine nationale Kraft zu stärken und zu wahren.

Erstes Buch.

Die äußere Politik.

Kapitel I.

Roms Name erklingt zwanzig Jahrhunderte unter den Völkern: in Liebe und Haß, in Furcht und Anbetung. Vor Klios Thron erschienen die Völker, mit Wunden bedeckt; thränenden zornfunkelnden Augs zeigen sie die Trümmer vaterländischer Götterbilder, klagen sie ihre erbarmungslosen Besieger an; Hof und Heerd ist besudelt von den kecken Fingern der römischen Soldaten. Mitleid kann den Unglücklichen geschenkt werden, aber ihre Anklagen müssen verstummen: Unwürdig hatten sie sich gemacht ihrer menschlichen Aufgabe; in kleinen Interessen, in beschränktem Gesichtskreis wußten und wollten sie nichts wissen von denen, die ihrem Stamm fremd schienen. Unverstanden hatten sie das göttliche Wesen zu sich herab in ihren engen Kreis gebannt. Rom mußte ihr furchtbarer Zuchtmeister werden: die Völkerstämme wurden entwurzelt und in alle Welt geführt, die heidnischen Götter versanken im Weltstaub des römischen Forums, Roms Imperatoren wurden ihre Kaiser, die Kaiser ihr Gott. — Es gibt ein sinniges Märchen vom Fischer und seiner Frau. Die Frau sandte ihren Mann aus für sie zu wünschen. Und sie wurde alles was ihr Herz begehrte: Kaiser und Papst. Da wollte sie auch der liebe Gott werden, und der thöricht-gute Mann sprach auch diesen Wunsch für sie aus; als er aber zu ihr zurückkehrte, da wars mit aller Herrlichkeit zu Ende, die Frau

saß wieder in der elenden Fischerhütte. Rom hatte seinen Auftrag, der ihm von der Vorsehung geworden war, überschritten, seine Stellung war überspannt, seine äußere Mission war erfüllt. Die letzten, äußersten Schritte einer fessellosen menschlichen Macht, die kein Gesetz über sich erkennen will, sind in der Geschichte immer die Symptome dessen, daß ihre Zeit erfüllt ist. Als die römischen Cäsaren sich als Göttern opfern ließen, hatte bereits in unscheinbarster Form eine neue Macht ihren Anfang genommen. Auch sie hatte den beschränkten Kreis nationaler Selbstherrlichkeit durchbrochen, auch sie mußte den Einen Gott aus den Tempelmauern Jerusalems befreien und seine Kunde auf den römischen Weltmarkt bringen. Apollo und Astarte, Isis und Osiris gingen unter; Jehovah aber wurde groß unter den Menschen; Christi Lehre zerbrach den alles verweltlichenden Cäsarenglauben. Stärker als dieser, äußerlich gegliedert in feste Formen, die der langen Erfahrung der römischen Staatsverwaltung entnommen waren, nahm die christliche Lehre die ganze Menschheit zu ihrem Objekt; in ihrer Weite konnte sie Alle umfassen, die Kinder Gottes werden wollten; human und schmiegsam wie sie war, ertrug sie gern ein Gewand, das ein nationales Bedürfniß ihr anzulegen wünschte. Die christliche Kirche mit ihrem Mittelpunkt Rom unternahm ihren gewaltigen Gang, gestützt auf das Volk, das mit unversieglicher Naturkraft ausgestattet, doch lenksam und hingebend erschien: die Germanen wurden die Erben der römischen Macht nach der weltlichen Seite. Während sie Europa vor Hunnen, Arabern und Ungarn schützten, arbeitete die Kirche an der Bekehrung, an der Verbreitung Christi Lehre und der Idee der Einheit des Menschengeschlechts. Die Vorherrschaft des Germanenthums in Europa zerfiel, die erstarkte Kirche gewann an Ausdehnung ihrer Macht, die geistlichen Tendenzen beherrschten die europäische Welt in Westen, Norden und in der Mitte, und gaben ihr ein gemeinschaftliches Gepräge, wie es ohne jene Vorherrschaft unmöglich gewesen wäre. Das kirchliche Rom begann seine Mission zu überschreiten; es überspannte sich wie das profane Rom der Cäsaren. In den Forderungen Bonifacius' VIII. zeigen sich die Symptome des herannahenden Niedergangs der hierarchischen Vorherrschaft, welche das 16. Jahrhundert zu Grabe getragen

hat. Die Erben der germanischen Weltmacht gedachten wieder in die frühere Stellung einzurücken. Aber ihr Gegner war stärker. Das Gefühl der Nationalität, das Bewußtsein individueller Berechtigung, die Erfahrung, daß die politische und geistliche Weltherrschaft dem Wohlsein der Nationen vielfach verderblich gewesen war und jetzt nur noch schaden könne, ließen den Widerstand gegen die weltlichen und kirchlichen Ansprüche und Traditionen Roms unüberwindlich werden. Die beiden Weltgewalten — Papst und Kaiser — machten noch einmal gemeinsame Sache, um der Einzelgewalten Herr zu werden. Vergebens. Die Reihe der Unification war abgelaufen; die Einzelnationen, geläutert und gestärkt, traten für ihre Berechtigung ein und begannen nun ihrerseits, vielfach gemißbraucht von Einzelnen, den Weg ihrer Entwicklung zu gehen. Wir scheinen uns jetzt dem Höhepunkt derselben, wenigstens was die äußere und staatliche Begründung angeht, zu nähern; ist derselbe erreicht, dann wird die innere und geistige Constituirung erfolgen, die dann, je nach der mehr oder weniger acuten Behandlung, mehr oder weniger schnell das äußerste Ziel erreichen und die neue Epoche vorbereiten wird, welche wiederum den Charakter der Universalität, der zwar nicht kaiserlichen oder hierarchischen, wohl aber sittlichen, geistigen, commerciellen Vorherrschaft und Unification zu zeigen bestimmt sein mag. Die Symptome des Niedergangs eines dieser großen Principien sind die Ueberspannungen desselben, die in die Erscheinung treten. Die Schnelligkeit des Verlaufs ist einmal davon abhängig, ob und in welchem Grade sich das eine dieser Principien die geistigen Kräfte dienstbar zu machen versteht, die weit widerstandsfähiger auf die Dauer erscheinen, als die materiellen für sich; sodann ob diejenigen, die maßgebend auf den Gang der Dinge einwirken, eine weise Retardation walten lassen können oder wollen, die den Punkt der Ueberspannung möglichst weit hinauszuschieben gestattet und die Entwicklung in die gehörige Tiefe leitet. — Der Dichter und Philosoph spricht vom Webstuhl der Zeit, die Geschichte ist das Gewebe; zu jedem Gewebe gehören zwei Systeme von Fäden: diejenigen, welche nach der Länge des Gewebes laufen, die Kette, und die, welche rechtwinklig mit jenen verflochten werden, der Einschlag. Eins jener beiden Principien, national-individuelles, oder

unificatorisches, mag nun die Kette bilden; den Einschlag liefert der Zustand der Stände und ihr Verhältniß zu einander. Wenn das Gewebe der Geschichte endlich zur Kette Fäden hat, die nach jenen beiden Principien gedreht — denn das ist die Aufgabe — unter einander gleich stark und haltbar sind; und wenn der Einschlag nicht minder gleichartig und dauerhaft ist, dann mag das Menschengeschlecht eine Aufgabe gelöst haben, deren Lösbarkeit uns jetzt noch zweifelhaft erscheinen mag. — Wenden wir uns einen Augenblick dem inneren Gang der Dinge in Europa zu. Für den Fortgang und die Entscheidung des Kampfes der beiden höchsten Gewalten mit einander ist das Verhalten der Stände zu demselben von wesentlichem Einfluß. Der Gang im Großen und Ganzen war der. Die geistliche Macht erscheint der weltlichen zuerst untergeordnet; die fürstliche Gewalt ist in Folge des Lehnssystems vielfach beschränkt durch die Macht des hohen Adels; der niedere Adel ist durch dasselbe System meist an das Interesse des hohen Adels gefesselt und schon deshalb von sehr geringer politischer Bedeutung, die Städte, zunächst nur mit der Sicherstellung ihrer Existenz, sodann mit dem Erwerb beschäftigt, suchten beides durch Privilegien, besonders des Handels zu fördern und fingen erst spät an nach einer politischen Rolle zu streben; die Bauern rechtlos, den andern Ständen als gute oder schlechte Beute ausgeliefert, haben nur manchmal versucht ihre elende Stellung zu verbessern. Je mehr nun die Macht des hohen Adels sich den Fürsten fühlbar machte, desto eifriger waren sie bemüht sich nach einer Unterstützung gegen jene Uebermacht umzusehen. Die Bauern blieben hierbei fast ganz außer Betracht, einmal wegen ihrer eignen Machtlosigkeit, und dann weil sie durchweg vom Klerus geleitet wurden; die Städte waren in den Anfangsstadien — bis zum 10. Jahrhundert — mit wenigen Ausnahmen ebenfalls zu machtlos. In Spanien hat sich ihre Macht und eine freisinnige Verfassung sehr früh entwickelt, da sie in den Kämpfen gegen die Araber im Besitz der Waffen sich erhalten und von den Königen schon zu Zwecken der Landesvertheidigung geschützt und gefördert wurden. So waren sie schon am Ende des 10. und 11. Jahrhunderts ein wirksames Gegengewicht gegen die ricos hombres. In Italien, wo bei dem Mangel an einer nationalen

Oberherrschaft und bei der Continuität der städtischen Entwicklung von alt=römischer Zeit her die Dinge überhaupt anders lagen, nahmen die Städte in Divergenz zu einander ihren eignen Weg, der sie schließlich zu dem alten, italienischen Stadtkönigthum zurück führte und sie so kaum im Gefolge eines Souveräns im Kampfe gegen die ihm widerstrebenden Gewalten erscheinen ließ. Es blieb den Fürsten also zur Stütze gegen die Magnaten kein Bündniß als das mit dem Klerus. Von der zweiten Hälfte des 9. bis in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts begegnen wir diesem Verhältniß fast überall. Das Erstarken des Klerus fällt zusammen mit dem Untergang der kaiserlichen Vorherrschaft und dem Sieg der päpstlichen Weltherrschaft: so wird der Klerus aus einer Stütze der Fürsten ein Bundesgenosse der Barone. Mittlerweile war die städtische Macht nicht unbeträchtlich gewachsen, gestützt auf sie versuchten sich die Fürsten zur Wehr zu setzen. Dieß Bündniß war aber besonders von Seiten der Fürsten meist kein aufrichtiges und ein schnell vorübergehendes, zumal die Macht der Städte nicht bedeutend genug schien. Dadurch wurde aber ein Rückschlag auf den hohen Adel ausgeübt, der nun doch mehr zu den Fürsten sich neigte, je mehr die Unternehmungslust und die Arroganz des Klerus und der Päpste überhand nahm und auch seinen Rechten gefährlich zu werden schien. Nachdem sich diese Wandlung im 13. Jahrhundert angebahnt und im Beginn des 14. aufs deutlichste gezeigt hatte, begannen die Städte im Gefühl ihrer Macht nach einer würdigeren Stellung zu ringen. Sie mußten als ihren gefährlichen Gegner nicht blos die Hierarchie, sondern auch den Feudaladel ansehen. Allerdings war die Hierarchie nach ihren Weltherrschaftstendenzen durch die päpstlichen Extravaganzen und die Mißregierung zu Avignon in ihrem Einfluß herabgekommen, aber als Glied des Feudaladels war ihre Kraft ungebrochen; zwar lebte hoher und niederer Adel in Feindschaft, aber den Städten gegenüber fühlten sie die Solidarität der Feudal=Interessen; sogar die meisten Souveräne hielten mit den Uebrigen gegen die Städte zusammen. Wenn auch in Frankreich die Herzöge von Burgund als grimmige Gegner des französischen Königshauses die Sache der Städte unterstützten; wenn auch in Deutschland der Kaiser zuweilen etwas von Sympathie für sie zeigte, im Ganzen

mußten sie der eignen Kraft vertrauen, da sogar die Bauern hier
und da gegen sie auftraten. Es ist nicht blos diesen gefährlichen
Complicationen, sondern, besonders in Frankreich, den übertriebenen
Forderungen der Städte selbst zuzuschreiben, daß im 8. Decennium
des 14. Jahrhunderts die Städte mit ihren Bestrebungen nach
1381—88 kurzem Triumph gänzlich unterlagen in derselben Zeit, wo in Eng=
land die Bauern zu Boden geschlagen wurden. Aber die Zeiten
begannen sich zu ändern. Als der Ständekampf einen Augenblick
ruhte, konnten die geistigen Interessen sich gewaltiger erheben.
1410 Das Dreikaiser= und Dreipapstthum bot der christlichen Welt
Europas ein zu widerwärtiges Bild, als daß man sich hätte be=
ruhigt finden sollen. Die Tendenzen der großen Concilien ver=
setzten der Allgewalt der Päpste und der Hierarchie tödtliche Stöße;
das Basler Concil mit seinem Princip der Landeskirchen gab den
Bestrebungen in Frankreich den festen Boden, auf welchem die
1438 pragmatische Sanktion zu Bourges emporwuchs. In Deutschland
freilich war Friedrich III. ein schwaches Werkzeug in den Händen
des klugen Aeneas Sylvius, aber sogar hier wurden die anti=
hierarchischen Bestrebungen immer deutlicher und mächtiger. Ueberall
in Europa begann man den unwürdigen Zustand zu fühlen, in den
man sich durch die hierarchischen Tendenzen hatte versetzen lassen.
Allen voran ging hierbei Frankreich. Ein neuerer Historiker will
1214 das französische Nationalgefühl schon von der Schlacht von Bou=
vines an datiren. Jedenfalls ist es wahr, daß Philipp der
Schöne nach seinen Regierungsgrundsätzen, die auf die Durchbrechung
des feudalen wie hierarchischen Systems gerichtet waren, weit
mehr der neuen Zeit als dem Mittealter angehört. Die fran=
zösisch=englischen Kriege haben vor allem das französische Na=
tionalgefühl gestärkt. Wie verbreitet die nationalen Ideen be=
reits waren, dafür ist der Abstimmungsmodus des Costnitzer
Concils nach Nationen ein deutlicher Beweis. Die Zeit be=
reitete sich vor dem Princip der Nationalitäten sich zuzuwenden,
wenn auch diejenigen, die am lautesten ihre Stimmen für das=
selbe erhoben, mehr in negativer und dynastischer Nutzanwendung
desselben verharrt haben.

Wenn ich seither von Zuständen Europas gesprochen habe, so
liegt dem nicht die Meinung zu Grunde, als ob diese überall die=

selben gewesen seien. Nach der Natur der Dinge war die Kultur, der ganze gesellschaftliche und politische Zustand am gleichartigsten in Deutschland, Nordfrankreich und Norditalien. Südfrankreich wie Süditalien waren geographisch, ethnographisch und geschichtlich schon wesentlich anders nüancirt. England, das durch die jahrhundertelangen Kämpfe mit Frankreich der insularen Isolirung entzogen wurde, erhielt durch die Einwanderung der Normannen und deren maßgebenden Einfluß auf den Verlauf der englischen Geschichte einen innigen Verkehr mit dem Continent, der die angelsächsische Insel der westeuropäischen Kultur assimilirte. Unendlich viel eigenthümlicher sind die spanischen Zustände geblieben, denen die wüthenden Religionskämpfe und die feine arabische Bildung einen sonderbaren Zuschnitt gegeben haben. Nach Skandinavien hatte erst das Christenthum das feudale, ständische Wesen gebracht, das dem freien Bauern Wehr und Waffen nahm und ihn fast überall in den Knechtstand herabzudrücken drohte. Bei der weiten Ausdehnung dieser Länder, der geringen Einwohnerzahl, der wenig günstigen Landesnatur kamen die Städte viel langsamer empor als im Süden und Westen Europas. Der Klerus hatte auch hier durch die Kreuzzüge gegen die Finnen die Gemüther des Volks für sich erwärmt und sich mit dem Adel in Grundbesitz und Steuerfreiheit geteilt. In Polen nicht minder als in Ungarn waren Adel und Klerus die herrschenden Klassen, in beiden Ländern ohne Feudalsystem. Um so rücksichtsloser wurde die Herrschaft gehandhabt, um so weniger konnte diese gleichsam natürliche Stellung des Adels in beiden Ländern erschüttert werden, als nicht wie in Westeuropa Stöße gegen ein System geführt werden konnten, die es allmählich durchbrechen mußten. Hier fehlte den Angreifern die Operationsbasis, das handgreifliche Objekt, gegen das man den Sturm hätte richten können. Der alte Zusammenhang Polens mit Deutschland, dem schon die knabenhafte Politik Ottos III. durch die Gründung des Erzbisthums Gnesen einen so schweren Schlag versetzte, schuf in Polen besonders durch das dort giltige germanische Recht — erst Casimir der Große hat den Rechtsgang nach Magdeburg unterbrochen — eine dem Westen gleichartigere Kultur als dieß z. B. in Skandinavien der Fall war. Als dann Polen mit Litthauen in Union traten, welche allerdings, wie bemerkt, 1386—1572 Jagellonen.

politisch, ähnlich wie die Kalmarische, wenig oder nichts besagen wollte, begann auch in Litthauen die Ausgleichung mit dem Westen. In Ungarn, wo der Adel dem polnischen an Bildung weit nachstand, hat erst die Herrschaft des Hauses Anjou, besonders die
1342—82 glückliche Periode Ludwigs des Großen, die Magnaten und den Adel nicht weniger als Klerus und einzelne Bürger mit der Kultur Neapels bekannt gemacht. Wenn man auch zugeben muß, daß die Reben von Tokay längeren Bestand hatten und tiefer Wurzel faßten als jene sporadische, neapolitanische Civilisation, so ist doch nicht zu verkennen, daß Ungarn von da ab dem Westen näher gerückt ist; wie das auch der Beginn der Adelsfraktionen am Ende des 14. Jahrhunderts zeigt.

Den fremdartigsten, kaum noch europäischen Anblick bietet Rußland dar. Hier konnten die Normannen, in allzugeringer Zahl und zu entfernt von der Kraft verleihenden Heimat nicht nivellirend wirken wie in England, sie unterlagen vielmehr der Masse und wurden slavisirt. Die alles umfassende Tendenz der römischen Kirche fehlte hier; wäre die griechische Hierarchie ebenso geschlossen und thatkräftig wie die römische gewesen, Rußland wäre dem Westen vielleicht für immer entrückt gewesen; auch konnte die byzantinische Hyperkultur keinen festen Boden bei einem Naturvolke finden. Ohne die römische Hierarchie, ohne das römische Recht mußte Rußland in der Periode des Mittelalters dem Westen ganz fern stehen. Der Osten trat mit dem Westen erst in engere Beziehung, als die Osmanen Constantinopel nahmen, und man im Westen glaubte der Hilfe jener Ostreiche nicht mehr entbehren zu können; als die Hierarchie glaubte die Osmanen durch Kreuzzugspredigten in Schranken halten und die europäische Christenheit sich im Glaubenseifer von neuem dienstbar machen zu können. Damit war es vorbei: die europäischen Staaten hatten andere Wünsche und andere Bedürfnisse; der Osten aber trat in engere Beziehungen zum Westen. Die Einheit des Erdteils und seiner Bevölkerung begann sich geltend zu machen. Und es erhob sich das Brausen des Zeitgeistes immer lauter; die Gährung aller Elemente stieg; der Erfindungsgeist feierte Triumphe und gab den Angreifern unwiderstehliche Waffen. Das Feudalwesen, schon wankend, fiel vor den mit den Schießwaffen versehenen Bürger- und Bauersöldnern;

der germanische Geist brauchte die wiederbelebten Sprachen als gefährlichstes Rüstzeug gegen Rom; die Buchdruckerkunst wurde die geistige Waffenschmiede für die Kämpfer gegen die alten, feindlichen Gewalten. Es fuhr ein Sturmwind durch Europa, der seine Gestalt änderte.

Kapitel II.

1485—1493.

Wenn ich die Achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts zum Ausgangspunkte meiner Darstellung der europäischen Politik genommen habe, so scheint dieß insofern einer Begründung zu bedürfen, als ich die Reihe von Thatsachen anzuführen habe, die sich in jener Zeit vollzogen und die vielfach eine neue Gestaltung der europäischen Verhältnisse bedingt und gefördert haben. Im äußersten
1479 Südwesten war die Vereinigung der Kronen von Kastilien und Aragonien erfolgt, die spanische Monarchie hatte so eben ihre Gründung erfahren. Wenn auch dort die Macht der Granden fast noch ungebrochen stand, so hatte man doch bereits in Kastilien
1476 jenen berühmten Bund der Städte zusammengebracht, welcher unter dem Namen der heiligen Hermandad den Räubereien der Großen Einhalt that; Portugals Ansprüche auf Kastilien waren
1479 durch die Schlacht bei Toro zurückgewiesen. Trotz des Widerspruchs des Papstes wurde nicht blos aus Glaubensfanatismus
1480 die Inquisition eingeführt — zunächst nur in Kastilien —; die königliche Gewalt hat allen Ständen gegenüber wesentliche Stärkung aus diesem entsetzlichen Institute gezogen. Ferdinand hatte bereits begonnen Schritte zu thun, deren Ziel die Vereinigung der drei Großmeisterthümer mit der Krone war; ein Ziel, dessen
1489 Erreichung ihm nicht nur die Interessen, ja die Existenz vieler Granden auslieferte, sondern ihn auch durch die enormen Einnahmen von den ständischen Bewilligungen fast unabhängig machte. Mußte

Ferdinand auch seine europäische Politik zunächst den Wünschen der glaubenseifrigen Isabella anpassen: über den Zügen gegen Granada hat er den Franzosen ihre Politik in Navarra, Roussillon und Cerdagne nicht vergessen. —

In England hatte der Tudor Heinrich VII. den blutigen Richard III. vom Thron gestoßen. Der normannische Adel, der mit 1485
dem römischen Klerus die britische Insel vor Isolirung bewahrt hatte, war durch das wüthende Schlachten der Rosenkriege vernichtet. Wenn auch Heinrich VII. formell die Ansprüche auf die französische Krone aufrecht erhielt, die Träger dieser Politik waren gefallen; Heinrich konnte neue Bahnen wandeln und er ist sie gewandelt. — In Frankreich war auf den gewaltigen und klugen Ludwig XI. Karl VIII. gefolgt; dieser hatte ein Reich überkommen, in welchem alle Mächte, Feudaladel wie römischer Klerus, welche sich den Kronrechten so lange widersetzt hatten, gebrochen waren bis auf verhältnißmäßig geringe Reste. Die beiden Correlate geordnetes Steuerwesen und stehendes Heer, die Unabsetzbarkeit der Beamten, die Ludwig XI. ausgesprochen hatte, verleihen dem französischen Staatswesen einen modernen Charakter wie keinem andern Staate in jener Zeit. Deutschland suchte sich noch immer auf den alten Pfaden weiter zu bewegen, das Kaiserthum war fast an den Bettelstab gekommen, die Fürsten regierten; Ruhe, Frieden, Abstellung der nie rastenden Fehden, Ordnung, Reichsregiment, Türkensteuer waren hier die Rufe, die immer erschallten und so selten Gehör fanden. Eben hatte die Verheiratung des präsumtiven Kaisers mit Maria 1477
von Burgund die habsburgische Dynastie und damit Deutschland in Verwicklungen hineinzuziehen begonnen, deren Fernhaltung Alle bedurften und außer dem stürmischen, projektenreichen Max auch wünschten. Max, 1486 zum römischen Könige gewählt, begann das habsburgisch-burgundische dynastische Rennen nach einem Ziel, das ihm wie Allen dunkel war, auf einem Weg, auf welchem Blut und Ehre genug eingebüßt worden sind. Wie im übrigen Europa hatten auch in Italien Alle, die dazu Kraft und Beruf in sich fühlten, begonnen sich Herrschaften zu begründen, oder sich diejenigen, welche sie hatten, fester zu verbinden und auszudehnen. Die Sforza machten sich zu Herren in Mailand, die Medici in Florenz, Aragon in Neapel, Venedig auf dem östlichen, continen-

talen Italien und in Dalmatien; der Papst, dem die großen hierarchischen Tendenzen abhanden gekommen waren, begann sein Werk im Kleinen mit demselben Eifer wie nur irgend ein anderer weltlicher Fürst und arbeitete mit weltlichen wie geistlichen Mitteln auf die Erreichung seines Ziels hin. Der erste Pontifex, der
1471—84 diesem Zug in der europäischen Politik gefolgt ist, ist Sixtus IV. Das Erbgut der Kirche mußte den einzelnen so gut wie unabhängigen Stadtoberhäuptern entrissen, die widerstrebenden Adelselemente, besonders in Rom, niedergeschlagen und ein unabhängiges Fürstenthum consolidirt werden, dessen Besitz in Ermangelung von Leibeserben auf die Neffen sich zu vererben hatte. Sixtus war gewillt das Fürstenthum für seinen Neffen Riario zu gründen. Die Venetianer, welche demselben ihre fortgesetzte Hilfe versagten, excommunicirte er; das Haupt der Kolonnas ließ er hinrichten; die Medici, die sich jener Gründung widersetzten, half er vertreiben.
1484—92 Dieselbe Politik nahm sein Nachfolger Innocenz VIII. mit verstärkter Energie auf. — In **Ungarn** hatte nach vielen Wirren
1458—90 ein Nationalheld den Thron bestiegen, Mathias Corvinus, der durch die Macht seiner Persönlichkeit sich Adel und Klerus ergeben erhielt, wie er durch sein gewaltiges Heer und seine bewußte Politik seinem Land und seiner Nation das höchste Ansehen zu geben verstanden hatte. In **Polen**, mit dem auch **Litthauen** ver-
1447—92 einigt war, herrschte damals Kasimir, der, wenn auch durch Adel und Klerus immer mehr eingeschränkt, in der Politik Osteuropas dennoch eine bedeutende Rolle spielte, die nicht ohne Rückwirkung auf Westeuropa bleiben konnte. **Rußland** war durch die Er-
1480 mordung des mongolischen Groß-Chans endlich der blutigen und drückenden Fessel ledig geworden, die schon Jahrhunderte auf ihm
1462—1505 gelegen hatte. Der damalige Regent Iwan III. der Große, hatte erst durch eine listige, vorsichtige und unwandelbare Politik seinen Staat begründet. Sein Ruhm war auch nach Westen, nach Rom gedrungen, und durch Pius II., resp. den Cardinal Bessarion, wurde ihm die Hand der griechischen Prinzessin
1472 Sophia angeboten, die er auch annahm. „Rußland", sagt ein Geschichtsschreiber, „zerriß dadurch gleichsam den Schleier, der es vor dem übrigen Europa verborgen hatte." — Mit dem Tode
1481 Muhammeds II. schwebte das **osmanische Reich** in Gefahr zu

zerfallen oder in die Hände der Janitscharen zu gerathen. Indeß siegte in den Thronstreitigkeiten der älteste Sohn jenes, Bajazeth; der jüngere Dschem unterlag, floh nach Rhodus und wurde von 1483
da ab der Spielball der europäischen Politik.

Für Skandinavien, das seit der Union in fortwährender Aufregung und beständigen Kämpfen sich abrang, schien nach dem Tode Christians I. von Oldenburg, als dessen Sohn Johann durch 1481
den Kalmarer Receß auch Schwedens und Norwegens Anerkennung 1483
erhielt, ein Augenblick der Ruhe gekommen zu sein. Freilich schob der schwedische Reichsverweser Sten Sture die Ratifikation des Recesses, der zugleich den Höhepunkt der aristokratischen Macht zeigt, noch 14 Jahre hinaus. —

Bei einem Ueberblick über die folgenden Ereignisse ergeben sich unschwer zwei Gruppirungen, eine westliche und östliche. Der Mittelpunkt der westlichen Gruppe ist Frankreich, der der östlichen sind die russisch-polnischen Irrungen, an welchen auch Skandinavien, Ungarn, Oestreich und die Donaufürstenthümer Teil haben, und die Osmanen, die einmal mit den ebengenannten Verhältnissen in Beziehung stehen, dann aber auch überhaupt den Osten mit dem Westen in immer engere Beziehungen bringen, deren Fäden nicht selten nach Italien zusammenlaufen. — Als Karl VIII. den Thron Ludwigs XI. bestieg, fand er zwei Fragen der äußeren Politik vor, deren Lösung zwar begonnen, aber in ihrer Erledigung noch abhängig war nicht allein von den auswärtigen Verhältnissen, sondern auch von den Complikationen der inneren Politik. Das war die burgundische und die navarresisch-spanische Frage, bei welcher der Besitz von Roussillon und der Cerdagne besonders in Betracht kam. Länger als ein Jahrhundert hatte in der gesammten Politik Frankreichs die burgundische Frage eine hervorragende Stellung eingenommen. Wie Ludwigs XI. Erfolge zum großen Teil dem Glück zuzuschreiben sind, daß seine Gegner meist dann, wenn sie am gefährlichsten schienen, starben; so wurde die französische Krone, bereits vom Glanz der burgundischen überstrahlt, von dieser gefährlichen Nebenbuhlerin befreit, als ihr Träger, mit seinen hochstrebenden Plänen mit Jedermann verfeindet, seine glänzende Laufbahn bei Nancy blutig beschließen mußte. Die Erb- 1477
tochter brachte dem Hause Habsburg nicht blos einen reichen Besitz,

sondern auch eine Erweiterung seiner politischen Entwürfe zu, die Niemand mehr wünschte und zugleich weniger bedurfte als Maximilian. Indem Ludwig XI. am Besitz des eigentlichen Burgund und der Franche comtée festhielt und sogar unter dem heftigsten Widerspruch Marias und Maximilians noch weiter gehende For-
1482 derungen stellte, wurde nach Mariens Tod ihres Gemahls Lage um so bedenklicher, als die nördlichen Niederlande wol seine Vormundschaft über den Prinzen Philipp anerkannten, die südlichen dagegen diese nicht nur zurückwiesen, sondern auch mit Ludwig
1482 in Unterhandlung traten, durch welche der Friede von Arras erzwungen wurde. Es wurde hier nach der Weise jener Zeit die kleine Prinzessin Margaretha mit dem Dauphin verlobt, Artois und die Franchecomtee abgetreten. Aber der Frieden war zu keines Zufriedenheit. So fand Karl VIII. die Lage vor. Er war noch nicht 14 Jahre alt und hatte eine so schlechte Erziehung genossen, daß behauptet wird, sein Vater habe ihn nicht mehr lateinisch lernen lassen als seinen eignen Grundsatz: „Qui nescit dissimulare, nescit regnare“. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es sich für alle Prinzen von Geblüt und andere Pairs der Mühe zu lohnen schien, die königliche Vormundschaft zu erlangen; die Deputirten konnten ihrerseits durch einzelne Mitglieder verlauten lassen, das Königthum nehme seinen Ausgangspunkt von der Volkswahl; sei der König außer Stande die Regierung zu übernehmen, so müsse die Entscheidung an das Volk zurückgegeben werden. Freilich blieben dergleichen Theorien vereinzelt und wurden nicht praktisch, aber zur Stärkung der königlichen Macht konnten sie nichts beitragen. Maximilian versäumte weder die südlichen Niederlande zur Anerkennung seines Vormundschaftsrechts zu
1485 drängen, was ihm auch schließlich gelang, noch auch Frankreich durch Conspiration mit den Herzögen von Bretagne und Orleans heimzuzahlen, was es ihm bei dem Antritt seiner burgundischen Erbschaft geschadet hatte. Aber Max bot dem Gegner gar zu leicht erreichbare wunde Flecke; die Franzosen zettelten ihm einen gefährlichen Aufstand in Flandern an; die mit Mühe und Noth erlangte Anerkennung der Regentschaft ging schnell wieder verloren;
1488 die Genter stellten sich unter französischen Schutz; Brügge nahm Max gefangen, bis ihn ein mühsam zusammengerafftes kaiserliches

Heer unter Herzog Albrecht von Sachsen befreite. Schon fingen die Angelegenheiten an sich noch mehr zu verwickeln. Beide Teile nämlich hatten Versuche gemacht den König von England in ihr Interesse zu ziehen. Wenn dieser eben auch einen Aufstand niedergeschlagen hatte, den ihm ein Priester nicht ohne Auftrag Margarethas von York, Karls des Kühnen Wittwe, durch Aufstellung eines falschen York als Kronprätenden erregt hatte; wenn er auch die Praktiken Jacobs III. von Schottland durch seine engen Beziehungen zum schottischen Adel paralysirte, so war doch die Stellung Heinrichs zu Frankreich wie zu Max eine sonderbar gekreuzte. Das angebotene Bündniß mit Frankreich wurde von vornherein durch den Nationalhaß der Engländer unmöglich gemacht; wie hätte er es auch vor dem Interesse seines Landes verantworten wollen den französischen König, dessen Krone er ja offiziell noch für sich in Anspruch nehmen mußte, zu unterstützen gegen die aufständischen Bretagner, deren Herzog Franz ihm in schlimmen Zeiten ein treuer Gastfreund gewesen war. Auf der andern Seite mußte ihm eine Unterstützung der burgundischen Ansprüche um so weniger geeignet scheinen, als Maximilians Schwiegermutter Margarethe von York, mit nichten ihre englischen Kron-Prätensionen aufgegeben hatte. Die politische Lage nöthigte ihm die Rolle des Vermittlers auf; eine Rolle, die ihm wohl gefiel und von deren geschickten Durchführung er klingenden Gewinn zu hoffen hatte. Aber die Bretagner und Ludwig von Orleans wiesen ihn mit seinen Vorschlägen ab, und Heinrich mag es nicht sehr schwer genommen haben. Mittlerweile aber hatte der rastlose Max Verhandlungen angeknüpft, welche Frankreich gefährlich werden konnten. Und damit komme ich auf die oben genannte navarresisch-spanische Frage. Als nämlich die Prinzessin Katharina von Navarra nach ihrer Großmutter und ihres Bruders Tod das Land erbte, hatte sie sich gegen den ausgesprochnen Willen Ferdinands von Aragonien mit dem französischen Edelmann Johann d'Albret vermählt. Ludwig XI. hatte schon in den letzten Jahren seiner Regierung durch Katharinas Mutter, die französische Magdalena, das Land beherrscht, und seit der Verheiratung der Prinzessin war das Land nicht weniger eine Domäne der französischen Politik. Gleichzeitig wollte Ferdinand die Herausgabe der beiden spanischen, vor wenigen Decennien 1484
1462

an die französische Krone verpfändeten Landschaften Roussillon und Cerdagne unter allen Umständen durchsetzen; aber, wie bereits gesagt, vorläufig mußte diese Frage hinter der maurischen zurückstehen. Je günstiger der Fortgang der Eroberung Granadas war, desto lebhafter dachte Ferdinand an die Erledigung jener Fragen. Und so fanden denn Maximilians Gesandten bei Ferdinand sehr geneigtes Gehör, als sie ihm vorstellten, daß ihr Herr in Anbetracht des gemeinsamen, antifranzösischen Interesses eine Cooperation mit Ferdinand wünsche und anbiete. Ferdinand versprach darauf eingehen zu wollen, und man einigte sich jetzt dahin, noch einmal Heinrich VII. ins Einverständniß zu ziehen; daß Ferdinand übrigens längst auf eine Schwächung Frankreichs bedacht war, zeigten seine Heiratsverhandlungen mit England. Gerade England war wegen der geographischen Lage besonders zu einer Diversion gegen Frankreich geeignet; während andrerseits die Schweizer nach ihrer geographischen Lage besonders geeignet waren den Süden gegen die Franzosen zu decken. Heinrich von England nun war jetzt geneigter aggressiv aufzutreten. Die Bretagner nämlich waren mittlerweile gänzlich geschlagen worden, der alte Herzog hatte zwar mit Frankreich Frieden geschlossen, war aber bald darauf gestorben und Alles in England drängte den König zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich. Nach einem förmlichen Vertrag
1489 mit Spanien, ließ er sich denn auch eine Bewilligung von 75,000 L. St. gefallen; und während Ferdinand in Roussillon und Max in Flandern siegreich waren, sorgte Heinrich, daß seine
1490 6000 Söldner in der Bretagne sich mit einigen unbedeutenden Gefechten begnügten. Ein Aufstand, der in Yorkshire wegen der hohen Kriegssteuer ausgebrochen war, konnte Heinrich in seiner vorsichtigen Haltung nur bestärken. Es bietet nicht geringes Interesse den wunderbaren Gegensatz in der Stellung und Politik Heinrichs und Maximilians zu betrachten. Jener vorsichtig, sparsam bis zum Geiz, läßt sich von seinem Volk scheinbar zu Kriegen drängen, um dabei einen beträchtlichen Theil der bewilligten Mittel in seinen Privatbesitz überzuführen, aus welchem Gewahrsam sich nur selten eine irgend nennenswerthe Summe wieder befreien ließ. Max stürmisch, unklar vor lauter Projekten, unternahm fortwährend weitaussehende Dinge, zu deren Durchführung er niemals die

Mittel besaß. — Max war denn auch froh mit Karl den Frieden 1489
zu Frankfurt am Main schließen zu können. Man kam überein die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen: hinsichtlich Burgunds sollte es vorläufig beim Alten bleiben; Anna von Bretagne sollte ihrem Vater succediren; die Engländer sollten das Land räumen. Aber die Irrungen begannen von Neuem, als Anna,
trotz ihrer Verlobung mit Max, von Karl zur Heirat mit ihm 1491
gezwungen wurde. Ferdinand war befriedigt, als ihm gegen ein Bündniß mit Karl Roussillon und Cerdagne zurückgegeben wurden; Heinrich VII. war nicht untröstlich, daß er, nach abermaliger reicher Geldbewilligung von Seiten des Parlaments, mit seiner Aktion
etwas zu spät kam: als er in Calais landete, war man bereit 1492
sich zu vertragen und gern schloß Heinrich den Frieden von Etaples, 3. Novbr. 1492
der ihm reichliche französische Entschädigungsgelder sicherte. Freilich hatte er die spanische Heirat nicht zu Stande gebracht und so Spanien seine Dienste umsonst geleistet. Noch in demselben Jahr fiel Granada: Spanien war zu einem Reich geeint; nur im Norden waren seine Grenzen schlecht, sein Gebiet ohne Abschluß. Als eine Macht ersten Rangs konnte es jetzt in die großen europäischen Angelegenheiten bestimmend eingreifen, und Niemand war entschlossener dazu als Ferdinand. Max von Allen verlassen, ohne Hilfsmittel, denn Niemand wollte weniger bewilligen als der deutsche Reichstag, mußte dann endlich auch mit Suspension der burgundischen Besitzfrage seinen definitiven Frieden mit Karl zu
Senlis machen. — 1493

Karls Geneigtheit mit seinen Widersachern Frieden zu schließen beruhte auf Plänen und Conjuncturen, welche die Entwicklung der Dinge im Osten herbeigeführt hatte. In Kürze wurde bereits oben des Thronstreits zwischen Bajazeth und seinem Bruder Dschem
gedacht, der mit der Flucht des Letzteren nach Rhodus seinen vor- 1482
läufigen Abschluß erreicht hatte. Daß dieser vertriebene Prinz bald das vielumworbene Objekt der europäischen Politiker wurde, findet sein Verständniß in dem abenteuerlichen Zug, der vielfach die Souveräne jener Zeit in ihrer Erwerbungs- und Eroberungssucht ergriffen hatte; daß aber der Sultan sich in seinen Erwägungen wesentlich durch jene Donquixoterien bestimmen ließ, lag, abgesehen von den übertriebenen, gefälschten Berichten, die ihm

in die Hände gespielt wurden, vorzugsweise in dem Charakter Bajazeths, der nicht ohne das Gefühl der Unsicherheit zu schwach und zu bequem war, um die Eroberungspolitik seines Vaters fortzusetzen. Dieß zeigte sich sogleich in seinem Verfahren gegen Ungarn. Mathias Corvinus, der des Großherrn Charakter und Denkungsweise genau kannte, meinte, im Besitze Dschems sei es keine schwere Aufgabe den Sultan zu vermögen, daß er Bosnien, Bulgarien und Serbien preisgebe. Demgemäß hat er sich auf das eifrigste bemüht den Wunderprinzen zur Verfügung zu bekommen. Indes war ein älterer Bewerber da, welcher mit dem glücklichen Besitzer, dem Großmeister der Johanniter, bereits in intime Verhandlungen eingetreten war und den Prinzen als nothwendigstes Requisit für den zu predigenden osmanischen Kreuzzug für sich zu reclamiren nicht unterließ. Der Großmeister lieferte ihn denn auch gegen bedeutende materielle Vergünstigungen an den
1489 Papst aus. Als aber von Bajazeth noch bedeutendere Vergünstigungen dem dermaligen Besitzer in Aussicht gestellt wurden, so ließ sich der Papst einstweilen zur Gefangenhaltung des unglücklichen Prinzen gegen ein ansehnliches Honorar bereit finden, und schloß sogar einen Freundschaftsvertrag mit der Pforte. So sehr nun auch Bajazeth gewillt war mit Ungarn einen Frieden
1483 zu halten, der in der Form eines Waffenstillstandes zwischen ihm und Mathias abgeschlossen war, so wenig war er im Stande, seine gierigen Söldner von den verheerenden Raubzügen zurückzuhalten, die ganz besonders in den nächsten Jahren nach Kroatien, Kärnthen, Krain und der Moldau gemacht wurden. Angesichts der Unsicherheit des gesammten Zustandes im Osten, der fortwährenden Räubereien und der eventuellen Erledigung des ungarischen Throns, der in den nächsten Jahren eintreten mußte und 1490 auch wirklich eintrat, waren die Habsburger besorgt sich rechtzeitig Verbindungen zu sichern, welche wo möglich für alle Eventualitäten geeignet waren. Es konnten hier nur zwei in Betracht kommen; nämlich ob man sich mit dem König von Polen oder dem russischen Zaren in Verbindung setzen sollte. Beide standen in fortwährendem Krieg mit einander, denn ihre Interessen waren auf denselben Gegenstand gerichtet.

Mit Kasimir von Polen, der mit den Osmanen die

freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, hatten die Habsburger nicht wenige Irrungen bereits gehabt; auch war er, wie man genau wußte, entschlossen, bei Erledigung des ungarischen Throns denselben wo möglich mit einem seiner Söhne zu besetzen; zudem konnte man sich der Einsicht nicht verschließen, daß es mit seiner Macht und dem, was er als Bundesgenosse hätte leisten können, schlecht bestellt war. Iwan stand mit seinem Reich im Anfang des Ruhms. Abgesehen von der großartigen Erweiterung seiner Herrschaft — Westsibirien zahlte ihm bereits Tribut —, waren seine Verbindungen an der unteren Donau frisch und wohlbegründet: Nicht blos war er mit dem Fürsten der Moldau verschwägert, so eben hatte er auch durch die Verheiratung seines Sohnes mit der Tochter des Hospodaren der Walachei diesen an sein Interesse gefesselt; den Titel eines Fürsten von Bulgarien hatte er mit der Unterwerfung Kasans ebenfalls angenommen. Mit Livland, das er durch einen furchtbaren Raubzug heimgesucht 1481
hatte, schloß er dann einen 20jährigen Waffenstillstand; der Groß- 1483
chan Achmat, der beständige Bundesgenosse des Polenkönigs, war von Mörderhand gefallen, während Iwans langjähriger Verbündeter Mengli Ghirai, der Chan der Krim, fortwährend Einfälle in das polnische Podolien und die Ukraine unternahm und Kasimir beständig in Athem erhielt.

Die Habsburger konnten nicht zweifelhaft sein, wessen sie sich hier zu versichern suchen mußten. So erschien denn eine kaiserliche Gesandtschaft bei Iwan, die allerdings weniger geschickt als 1488
großsprecherisch mit wohlwollenden Ermahnungen den Zar anging, daß er des Kaisers Unterthanen in Livland schonen möge; es solle ihm auch der königliche Titel verliehen werden. Zum Schluß wurde um eine russische Prinzessin geworben für Albrecht von Baden. Der Zar blieb die Antwort nicht schuldig; durch den anwesenden griechischen Gesandten ließ er die kaiserliche Botschaft wissen, daß er seine Tochter wol dem Sohne des Kaisers verloben wolle, nicht aber einem Albrecht von Baden. Im folgenden Jahre wurden die Unterhandlungen von neuem aufgenommen. Mittlerweile hatte Iwan wieder weiter nach dem Nordwesten gegriffen.

Der skandinavische Unionskönig Johann, dessen Anerkennung

der schwedische Reichsverweser, Sten Sture in seinem Lande noch immer zu hindern wußte, hatte einen natürlichen Bundesgenossen gegen Sten in Iwan gefunden, der durch furchtbare Plünderungs- und Raubzüge nach Finnland die Stellung des Reichsverwesers in Schweden sehr erschütterte, da ihm nur noch der gemeine Mann anhing, und dieser vor allem eine rasche und wirksame Hilfe gegen diese Einfälle verlangte. Auch für Habsburg war dieß ein neuer
1490 Mahner, und so kam das erste Bündniß zwischen Oestreich und Rußland zu Stande, in welchem man sich darüber verständigte, daß Ungarn an Max, die Ukraine aber, die von Polen den Russen früher entrissen worden war, an den Zaren kommen sollte. Auch die beiden folgenden Jahre fanden sich kaiserliche Gesandtschaften bei dem Zaren ein, welche den deutschen Orden seinem Schutz empfahlen und sich für das bessere Geschick Finnlands verwenden sollten. Allen Versuchen sich gegen die Osmanen zu verpflichten, wich der Zar consequent aus, mochten sie von einer Seite kommen, von welcher sie wollten. — Kasimirs Versuche in Ungarn für seinen Sohn die Krone zu erwerben scheiterten. In bedrängter Lage,
1492 nach innen wie nach außen, mußte er das Reich bei seinem Tode seinen beiden Söhnen hinterlassen, von denen der eine, Alexander, Großherzog von Litthauen wurde, während der andere, Johann Albrecht, die polnische Krone erbte. In Ungarn hatten die Dinge mittlerweile eine für dieß Land höchst verderbliche Wendung genommen. Mit Uebergehung Johanns, Mathias Corvinus' natürlichem Sohn, dessen Partei im Feld unterlag, wurde Wladislaw von Böhmen gewählt, weil er durch die Wahlkapitulation die Regierung den Magnaten auszuliefern sich hatte bereit finden lassen. Durch diese Wahl war Böhmen, Ungarn, Polen und Litthauen an die Dynastie der Jagellonen gekommen, die aber weder zu einer gemeinsamen, noch zu einer bewußten und kräftigen Politik überhaupt gelangt sind. Was sich von dem neuen König und seinem Regiment in Ungarn erwarten ließ, zeigt der Friede mit Oestreich, der, am Ende des Jahres 1491 abgeschlossen, Krain, Kärnthen und Steiermark dem Haus Oestreich zurückgab und vertragsmäßig nach dem Aussterben des jetzt in Ungarn regierenden Hauses die Erbfolge den Habsburgern zusprach. Friedrich
1491 und Max sollten schon jetzt den Titel eines Königs von Ungarn

führen dürfen. Mit diesen Vorteilen mußte sich das Haus Oestreich vorläufig genug sein lassen. Bajazeths Schaaren säumten nicht sich jährlich ihren furchtbaren Tribut zu holen, bis die Dinge durch des Großherrn Unterhandlungen mit dem Westen eine andre Wendung zu nehmen schienen.

Kapitel III.

1494—1508.

Auch für die Darstellung dieses Zeitraums ergeben sich leicht zwei Gruppen. Der Mittelpunkt, oder vielmehr das unglückliche Objekt der einen ist Italien, für das mit diesem Jahr eine Periode von Leiden und Kämpfen beginnt, die fast ununterbrochen über ein halbes Jahrhundert währten. Mit dieser italienischen Politik steht die orientalische in so naher Beziehung, daß man beide in eine Gruppe stellen kann. Die andre Gruppe ist die nordöstliche, in welcher die dänisch-hansischen und die russisch-polnisch-schwedischen Interessen auf einander treffen. Beide Gruppen stehen (durch die orientalischen Angelegenheiten) nur in losem Zusammenhang mit einander. — Karl VIII., des temperirenden Einflusses seiner Schwester Anna überdrüssig, trug sich mit Plänen, die in der phantastischen Periode der Kreuzzüge einem christlichen Herrscher alle Ehre zu machen pflegten: Jerusalem sollte den Ungläubigen entrissen, das byzantinische Kaiserthum wieder hergestellt und mit der Krone des allerchristlichsten Königs vereinigt werden. Diese mehr romantischen als politischen Pläne hatte er zum Teil aus der Lektüre der überschwänglichsten Ritterromane empfangen, und seine Günstlinge beeilten sich, dieser königlichen Liebhaberei Reverenz zu thun und sie zu nähren und ihrem Interesse dienstbar zu machen. In merkwürdigem Contrast mit diesen Phantastereien steht das Bestreben des Königs seinen Plänen eine rechtliche Grund=

lage zu geben. Er glaubte keine bessere erlangen zu können, als wenn er sich nicht nur die legitimen Rechte des letzten Paläologen vertragsmäßig abtreten ließ, sondern sich auch den osmanischen Usurpatoren gegenüber Ansprüche zu verschaffen wußte, denen wenigstens der Schein rechtlicher Begründung gegeben werden konnte. Es war der unglückliche Dschem, welcher auch hier aushelfen mußte. Innocenz' VIII. Nachfolger, Alexander VI., hatte gegen fernerweite gute Bezahlung das Amt des Kerkermeisters bei Bajazeth übernommen; mit ihm trat Karl in Verhandlung, daß ihm der Prinz zur nachhaltigen Bekriegung der Ungläubigen ausgeliefert werde. Alexander antwortete auf das freundlichste und schien begeistert für Karls Ideen, hütete sich aber Dschem herauszugeben. Indes hatten die Dinge in Italien eine Wendung genommen, welche Karl weit reellere Pläne fassen ließen. Der politische Mittelpunkt der Halbinsel war seit langem Ferdinand I., der König von Neapel, und 1458—94
Lorenzo Medici. Man erinnere sich daran, daß durch die Sicilische Vesper Sicilien dem Haus Anjou verloren ging, welches nur Neapel behielt, mit dem es auf kurze Zeit auch Ungarn vereinigte. 1380—1414
Sicilien war an das Haus Aragon gekommen, welchem auch durch Adoption die letzte Königin aus dem Hause Anjou die Krone von Neapel übertrug. Der erste König von Aragon, Neapel und Sicilien war Alfons, der Oheim Ferdinands des Katholischen. Mit Zustimmung des Papstes als des Oberlehnsherrn wurde dann aber Neapel auf den natürlichen Sohn des Königs, Ferdinand, ver- 1458
erbt, während in Aragonien und Sicilien mit Ferdinand dem Katholischen das ächte Haus Aragon nachfolgte. Ferdinands I. Stellung in seinem neapolitanischen Erbe war eine sehr schwierige. Unter seinem Vater Alfons war es den Baronen gelungen, ihre Macht nicht nur gegen die königlichen Prärogativen zu behaupten, sondern sogar zu erweitern, und da nun das Haus Anjou fortfuhr Ansprüche auf Neapel zu erheben und geltend zu machen, so machte unter Ferdinand I. bald ein Teil der Barone gemeinsame Sache mit dem Haus Anjou, um den unächten Aragonesen zu vertreiben. Aber Ferdinand, ebenso verschlagen als gewaltthätig, schlug den feindlichen Adel nieder, und sein schonungsloses und kluges Verfahren machte ihn bald zum wirklichen Herrn des Königreichs. Auf dieser Grundlage errichteten nun Ferdinand und Lorenzo

Medici ein politisches System des Gleichgewichts — contrappeso —, das mehrere Decennien lang Italien vom Auslande unabhängig und im Ganzen in Frieden erhielt. Ferdinand, teils im Bündniß, teils in Verwandtschaft mit den Sforzas in Mailand, den Gonzagas in Mantua und den Esten in Ferrara, wußte die päpstlichen Velleitäten sowol als die Unternehmungen der Venetianer im Schach zu halten. Als nun unter dem neapolitanischen Adel eine weitverzweigte Verschwörung gegen Ferdinand sich gebildet hatte, so verhängte dieser nach der Entdeckung derselben ein blutiges Strafgericht über den Adel; wer entfliehen konnte, eilte nach Frankreich, um bei Karl Schutz und Rache zu suchen. Wie verpflichtet sei er, meinten die Emigranten, die Ansprüche des Hauses Anjou zu erheben und zu vertreten; wie leicht war ein Zug gegen Neapel mit seinen Kreuzzugs-Projekten zu verbinden, meinte der König. Der Horizont seiner Unternehmungen begann sich bereits zu verengen und auf Unteritalien sich herabzusenken.

Und die Umstände schienen sich so gestalten zu wollen, als ob sie eine Invasion des französischen Königs vorzubereiten hätten.

In Mailand war nämlich in Folge einer Verschwörung der
1476 Herzog Galeazzo Maria Sforza, der Sohn Franz Sforzas, des Begründers der Dynastie, durch Meuchelmord umgekommen. Für dessen unmündigen Sohn Johann Galeazzo hatte nun der Oheim desselben, Ludovico Moro, die Regentschaft übernommen, sogleich mit Ferdinand von Neapel ein enges Bündniß geschlossen und die Verheiratung des jungen Prinzen mit einer Enkelin Ferdinands in Aussicht genommen. Venedig wußte er sich durch ausgezeichnete diplomatische Vermittlungsdienste geneigt zu machen; die früher feindlich gesinnte welfische Partei fesselte er durch Vergabungen an sich. Nicht minder war Lorenzo Medici bereit, sich Ludwig und Ferdinand anzuschließen, da er in ihnen eine mächtige Unterstützung seiner florentinischen Herrschaft sah. Mit Mühe gelang es Lorenzo, den Papst Innocenz von der Vortrefflichkeit und Friedfertigkeit seiner Bundesgenossen zu überzeugen. Aber in der allzu intimen Verbindung des Mailänders mit den Aragonesen lag der Keim des Streites. Als Ludwig Sforza seinem Neffen, dem Schwiegersohne des neapolitanischen Kronprinzen Alfonso, das Herzogthum zu übergeben sich weigerte, traten unheilvolle Diffe-

renzen an die Stelle der Bundesgenossenschaft. Zum Unglück starb Lorenz von Medici, der mit seiner Klugheit und Macht auch die widerstrebendsten Elemente zusammengehalten hatte, und hinterließ die Regierung seinem Sohne Peter, welcher der schwierigen Aufgabe durchaus nicht gewachsen war. Er ließ sich auf die Seite der Neapolitaner ziehen, während der neu gewählte Papst Alexander VI. sich auf die Seite Ludwigs von Mailand schlug. Noch verhielt sich der mächtigste Staat der Halbinsel, Venedig, neutral. Der alte König Ferdinand blieb thätig und unerschrocken, so bedenklich auch seine Lage war. Schon mit einem Fuß im Grabe, unterhandelte er mit einer Zähigkeit und Gewandtheit, die ihm den Ruf eines Diplomaten ersten Rangs bis zu seinem Tode sicherte. Unterdes hatte der Papst jene Nepotenpolitik mit einer Dreistigkeit fortgesetzt, welche einen Geschichtsschreiber zu der Behauptung veranlaßt, daß es unter ihm ein wichtiges Moment für alle politischen Verhältnisse in Europa wurde, wie ein Papst seine Kinder verheiraten und ausstatten wollte. Cäsar Borgia, des Papstes Sohn, „ein Virtuos des Verbrechens", begann seine Räuberlaufbahn. Alexander fing an, den goldnen Ueberredungskünsten Alfonsos von Neapel geneigtes Gehör und die Hand zu bieten; Ludwig Sforza sah sich isolirt und während Alexander den neuen König von Neapel belehnte und sich mit dem Medicäer in Florenz verständigte, beeilte sich Ludwig, neue Bundesgenossen zu werben: Venedig verharrte in seiner abweisenden Haltung; Maximilian, obgleich durch neue Heirat mit Ludwig's Nichte, Maria Blanca, in sein Interesse gezogen, war doch ein wenig zuverlässiger und starker Bundesgenosse; er wandte sich daher an Karl VIII. selber und lud ihn zu einer Invasion in Neapel ein, indem er ihm seine Bundesgenossenschaft anbot. Aber noch immer zögerte Karl; die päpstliche Feindschaft wollte er noch nicht auf sich laden. Erst wünschte er Dschem zu besitzen und gab diesem Verlangen nachdrücklichen Ausdruck. Alexander schickte nun einen gewandten Genuesen als Unterhändler zu Bajazeth, welchem dieser auseinandersetzte, daß der König von Frankreich im Begriff sei nach Rom aufzubrechen, um sich des Prinzen zu bemächtigen und dann zur Eroberung des osmanischen Reichs weiter vorzurücken. Der neapolitanische Gesandte, der zugleich mit jenem abging, sollte ein

[Randnotizen: 1492 (neben „Lorenz von Medici“); Januar 1494 (neben „Ruf eines Diplomaten … sicherte“)]

Schutz= und Trutzbündniß mit dem Sultan abschließen. Das letztere war er auch bereit zu genehmigen; in Bezug auf Dschem zog er einen Weg vor, der ihm der sicherste zu sein schien. Er wandte sich nämlich direct an Alexander und schrieb demselben unter Anderem ungefähr Folgendes: „Für die Ruhe, den Nutzen und die Ehre Eurer Hoheit, ebenso für meine Befriedigung würde es gut sein, wenn Ihr meinen Bruder Dschem, welcher doch der Sterblichkeit unterworfen ist, beseitigen ließet. Mir würde das im höchsten Grade angenehm sein. Und wenn Eure Hoheit geneigt wäre, sich uns hierin gefällig zu erweisen, wie wir von Eurer Klugheit vertrauensvoll erwarten, so müßt Ihr genannten Dschem so schnell als möglich auf die Euer Hoheit am meisten zusagende Weise aus den Bedrängnissen dieser Welt erlösen und seine Seele in eine andere Welt versetzen, wo er besser der Ruhe genießen wird.“

Dieser ebenso deutlichen als kräftigen Aufmunterung fügt er als weitere Unterstützung noch das Versprechen bei, daß dem Papst bei Auslieferung der Leiche 300,000 Ducaten ausgezahlt würden. Ewige Freundschaft solle zwischen ihnen walten, fügt er zum Schluß bei. Während noch so unterhandelt wurde, hatte ein Nepot Innocenz' VIII., der Kardinal della Rovere, der als Julius II. hernach den päpstlichen Stuhl bestiegen hat, aus persönlicher Rache und weil er sich von dem neuen Papst in seinem Interesse aufs höchste gefährdet sah, in eigner Person sich zu Karl nach Lyon begeben und den noch immer Schwankenden wirklich zum Aufbruch nach Italien bewegt. Sobald Alfons von Neapel Kenntniß von dem mailändisch=französischen Bündniß erhielt, eilte er, Ludwig zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Johann Galeazzo mußte
1494 sterben, Ludwig wurde Herzog und die neapolitanischen Landungs=truppen wurden geschlagen, noch ehe Karl in Oberitalien erschien. Peter von Medici beeilte sich, mit Karl ein Bündniß abzuschließen, aber die Florentiner fanden darin eine hinreichende Veranlassung, ihn der Herrschaft zu berauben und zu vertreiben; Karl rückte auf Rom los, während Neapel in halbem Aufruhr war und der schwache und rathlose Alfons vergebens auf die osmanische Flotte wartete. Die Republik von Florenz hatte sich bereits mit Karl vertragen, Savanarola mit seinen politischen und kirchlichen Reformen erschien

dem König bereits als ein Werkzeug, dessen er sich in seiner Politik gegen den Papst werde leicht und sicher bedienen können; die mächtigen Colonnas hatten sich in Rom für Karl gestimmt gezeigt. Der Papst wurde bedenklich, ob er mit seinen Allianzen die rechte Seite getroffen habe; er machte Anstalten Rom zu vertheidigen, während er ohne Unterbrechung mit den Franzosen verhandelte. Die Dinge schienen bis zu einem Widerstand aufs Aeußerste dem Papst nicht angethan, er behauptete der Gewalt zu weichen, und Karl hielt seinen Einzug in Rom in der Neujahrsnacht 1494 auf 1494—95
1495. Der Vergleich mit dem Papste war bald geschlossen, und Cäsar Borgia an den König als Geisel ausgeliefert; Dschem wurde ebenfalls an Karl abgetreten, war aber bereits dem Tod verfallen, denn Alexander hatte ihm ein langsam wirkendes Gift beibringen lassen, dem er nach wenigen Wochen erlag. Nun brach Karl nach Neapel auf; Alfons, schwach und verhaßt, trat sofort die Regierung an seinen Sohn Ferdinand II. ab, dem es aber auch nicht gelang, sich im Lande zu behaupten. Ende Februar konnte Karl 1495
bereits seinen Einzug in der Hauptstadt halten, und seine Günstlinge sich in den reichen Besitz des neapolitanischen Adels teilen. Aber schon erhoben sich Feinde von allen Seiten. Ludwig Sforza sah sich in den Erwartungen getäuscht, die er von der Großmuth des Königs und dessen Versprechungen gehegt hatte; Ludwig von Orleans, der muthmaßliche Thronfolger, der als Nachkomme einer Visconti Ansprüche auf Mailand erhob, war bereits in Oberitalien, wenn auch noch nicht als Angreifer, erschienen. Die Venetianer, im Besitz zahlreicher viscontischer Güter, waren ebenso beunruhigt wie Maximilian, der mit Unmuth seine Gesandten berichten hörte, daß überall in Italien die französischen Lilien den kaiserlichen Adler verdrängt hätten. Nicht minder war der Papst der französischen Vorherrschaft in Italien überdrüssig. Da trat auch der gefährlichste Gegner, der seither nur geheim verhandelt hatte, offen mit der Bundesgenossenschaft gegen die Franzosen hervor. Es war Ferdinand der Katholische. Wir wissen, daß er mit Karl Frieden und ein Bündniß zu Barcelona geschlossen hatte, in welchem er gegen die Herausgabe Roussillons und der Cerdagne sich zu einem Bund mit Frankreich gegen alle seine Angreifer, außer wenn dieß der heilige Vater wäre, verpflichtet hatte. Auch

wolle er mit Niemand ein Bündniß zum Nachteil Frankreichs eingehen, außer mit dem Papste. Ferdinand hatte nun mit Nichten sein Erbrecht auf die Krone von Neapel vergessen, konnte also die französische Besitzergreifung keineswegs gleichgiltig ansehen. Er ließ daher Alexander durch seinen Gesandten in Rom seiner Unterstützung gegen die Franzosen versichern; stand dann auch nicht an, den Vertrag zu Barcelona wegen jener Klausel für erloschen zu erklären und trat dem antifranzösischen Bündniß bei, nachdem er mit England und Portugal zu demselben Zweck und mit Erfolg unterhandelt hatte. Die Neapolitaner waren der neuen übermüthigen Herren mehr als überdrüssig. Karl nahm unter Zurücklassung eines kleinen Besatzungsheers, das sich hernach gegen die Angreifer nicht stark genug erwies und zum Teil capituliren mußte, wieder seinen Rückweg nach Rom und Oberitalien auf, wo Ludwig und Venedig ihre Truppen concentrirten, während sie nach Deutschland Gesandte geschickt hatten, um Max zur Eröffnung eines allgemeinen Kriegs gegen Frankreich zu vermögen und ihm Geld und Truppen zu versprechen. So begierig der Kaiser auch war, seiner burgundischen Politik neue Opfer zu bringen, so wenig waren die deutschen Stände, mit denen Karl zum Teil im Einverständniß war, zu Geldbewilligungen zu bewegen, ohne daß der Kaiser seinerseits ihren Bestrebungen wesentliche Concessionen machte. Die Fürsten verlangten das Reichsregiment in seiner Abwesenheit zu führen und die Beisitzer zum Reichskammergericht zu ernennen. Gegen diese Zugeständnisse, mit Widerwillen und nicht ohne Vorbehalt gemacht, erhielt er 150,000 Gulden. Als er so in Italien erschien, waren die mailändisch-venetianischen Söldner bereits von Karl geschlagen und die französische Flotte machte die italienischen Küsten unsicher. Der Plan Maximilians war wie alle seine Pläne ziemlich umfassend: er wollte selbst von Italien aus in Frankreich einbrechen; sein Sohn Philipp sollte von den Niederlanden, Ferdinand der Katholische von Roussillon aus Frankreich angreifen, während Ferdinand II. mit spanischer Hilfe bereits im Neapolitanischen gelandet war und den Kampf gegen die zurückgelassenen Franzosen aufgenommen hatte. Zuerst begann nun Max die Belagerung Livornos, das damals die Oberhoheit der Florentiner anerkannte. Diese oligarchische Republik hatte unter dem Einfluß Savanarolas zu dem Haupt der anti-

französischen Liga, dem Papst, eine feindselige Stellung eingenommen und gleich nach der Vertreibung der Mediciäer mit Karl ein Bündniß geschlossen, ebenso Ferrara, in welchem die Richtung Savanarolas nicht minder maßgebenden Einfluß erlangt hatte. Aber die französische Flotte entsetzte Livorno; Ludwig Sforza, der von den Franzosen nichts mehr fürchten zu müssen glaubte, schloß mit Karl im Oktober Frieden, und als Karl noch in demselben Monat nach Frankreich zurückgekehrt war, fanden auch die Venetianer keinen weiteren Grund zur Bekriegung der Franzosen und traten von dem Bündniß zurück; Ferdinand der Katholische konnte auch nicht die Absicht haben, seine unächten Vettern unüberwindlich in ihrem Besitz zu machen; der Papst und sein Sohn Cäsar, welcher dem König gleich nach seinem Abzug aus Rom wieder entschlüpft war, trieben ihren Privaterwerb mit neuem Eifer, und Max sah sich mit seinen Plänen, Frankreich gründlich zu demüthigen, ohne Bundesgenossen und ohne Hilfsmittel. Er mußte es erleben, daß ihm die Franzosen seine Tochter Margaretha zurückschickten. Dafür hatte bereits die engste Verbindung mit Spanien begonnen. Sein Sohn Philipp wurde mit der Erbin von Kastilien Johanna vermählt, 1496
die zurückgeschickte Margaretha mit Johann, dem Prinzen von Asturien, der allerdings kurz nach der Verheiratung verschied. Nicht minder hatte Ferdinand mit Portugal durch Verheiratung Friede und Freundschaft geschlossen, die allerdings ein gutes Verhältniß zwischen Portugal und Spanien auf anderthalb Jahrhundert sicherten, aber den sonst so gemäßigten und für das Land so besorgten König Emanuel den Großen zu den entsetzlichen Juden- 1495—1521
verfolgungen veranlaßte, die nicht wenig zur Minderung des inneren Wohlstandes beigetragen und den Namen dieses Fürsten mit einem unauslöschlichen Makel befleckt haben. Gleichzeitig wurde England, welches nach langen Verhandlungen der antifranzösischen Liga auch beigetreten war, enger mit dem habsburg-burgundisch-spanischen Interesse verbunden durch die Verheiratung des Prinzen von Wales mit Katharine von Aragon. Was Heinrich besonders beunruhigte, waren die yorkschen Parteiumtriebe und sein Verhältniß zum König von Schottland. Es war besonders der sogenannte Herzog von York, Perkin Warbeck, welcher Heinrich die größte Unruhe machte. Sowol der Spanier als der Franzose

übten durch diese Furcht Einfluß auf den König aus. Schottland, seit langer Zeit in Verbindung mit Frankreich, war jeder Zeit bereit, sich von diesem zu Diversionen gebrauchen zu lassen.

Als nun der Prinz von Wales plötzlich starb, begannen sofort wieder die Verhandlungen um den Prinzen Heinrich. So sehr auch Heinrich wegen seiner Minderjährigkeit protestirte, so wenig wollte sein Vater die Mitgift von 200,000 Kronen, von denen bereits 100,000 gezahlt waren, fahren lassen; so abgeneigt war Ferdinand einer abermaligen Ausstattung. Nach mehrjährigem Hin- und Herhandeln kam die Verlobung und endlich auch die Heirat zu Stande. Die Irrungen mit Schottland hatten damals bereits einen bedenklichen Grad erreicht, als Jakob IV. den falschen York, Perkin Warbeck, nicht nur mit Geld, sondern auch mit einer
1496 Prinzessin versah. Allein Warbeck wurde dem König wegen der großen Kosten bald lästig, deshalb verließ er Schottland und landete in dem aufrührerischen Cornwallis. Als der Aufstand niedergeschlagen war, nahmen Heinrich und Jakob gern die Vermittlung
1497 des spanischen Gesandten zunächst für einen Waffenstillstand an, der im folgenden Jahr zum Friedensschlusse gedieh, nach welchem Heinrich seine Tochter Margaretha mit König Jakob verlobte. Heinrich sowol wie Ferdinand mußten Max dabei ihre Hilfe gegen Frankreich versprechen und in der Liga bleiben. Aber Ferdinand war nicht gemeint, das spanische Interesse dem habsburgisch-burgundischen dienstbar zu machen. Ein Gewinn war ihm nicht in Aussicht gestellt bei den Kämpfen gegen Frankreich, der Verlust des eben erst gewonnenen Roussillon sehr zu fürchten; was Wunder also, daß er sich mit im Ganzen unschädlichen Plänkeleien seines Wortes zu entledigen suchte.

Der König von England hatte seine Bundesgenossen bereits daran gewöhnt, daß er dem gemeinsamen Feind nicht allzu heftig zu Leibe ging. Max, in Wirklichkeit so isolirt in seinen antifranzösischen Bestrebungen wie vorher, begab sich, nach einem gleich schlecht vorbereiteten wie durchgeführten Zug gegen Karl im höchsten Grade erbittert, nach Deutschland zurück. Während er dem habsburgischen Einfluß in Süddeutschland eine neue Stütze dadurch gab, daß Würtenberg unter ein ganz östreichisch gesinntes Regiment gebracht und sein Herzog mit einer Nichte des Kaisers mit

der Bestimmung verlobt worden war, daß im Falle der Kinderlosigkeit des würtenbergischen Paares das Land an Oestreich fallen sollte, blieben seine Bestrebungen, die Reichsfürsten, an deren Spitze der kluge Erzbischof Berthold von Mainz stand, in seine Eroberungsprojekte hineinzuziehen, erfolglos. Der gemeine Pfennig wurde an den meisten Stellen nicht bezahlt, die in der Schweiz versuchte Einziehung desselben und die an die Eidgenossen ergangene Forderung, das Reichskammergericht, dessen Einrichtung kurz vorher beschlossen worden 1495
war, als obersten Gerichtshof anzuerkennen und Beiträge zu dessen Unterhaltung zu leisten, verfehlten vollständig ihren Zweck, brachten vielmehr die entgegengesetzte Wirkung hervor. Wenn sich die französische Politik bereits früher gegen ihren gefährlichsten Gegner, den Herzog von Burgund, der Schweizer mit Erfolg bedient hatte, so hatte weder Ludwig XI., der einen förmlichen Subsidienvertrag 1480
mit den Eidgenossen geschlossen hatte, noch auch Karl VIII. es unterlassen, sich dieses rührigen, schlagfertigen Kriegsvolks Bundesgenossenschaft durch Jahresgelder zu sichern. Habsburg mit seinen leeren Kassen konnte ihm hierin nur selten den Rang ablaufen. Die Forderungen des Reichs beschleunigten nur den Abfall der Schweiz, welche nicht nur Graubünden, das im Krieg mit Tirol war und die Auslieferung mehrerer politischer Verbrecher an Oestreich verweigerte, in die Eidgenossenschaft aufnahm, sondern auch intime Verbindungen unterhielt wie mit der antihabsburgischen Partei in Deutschland, vorzüglich der Pfalz, Baiern-Landshut und Böhmen, so auch mit dem Könige von Frankreich. Wenn sich so hier die antiöstreichischen Interessen concentrirten, so mußte Max sehen, 1498
wie überall die Grundlagen seiner antifranzösischen Politik ihm unter den Füßen wichen. Ludwig XII. hatte den französischen 1498
Thron bestiegen und sich auf demselben so schnell befestigt, daß die von Max gehofften Aufstände des Adels nicht erfolgen konnten. Um sich das Herzogthum Bretagne vollständig zu sichern, leitete er sofort den Scheidungsproceß gegen seine ebenso treue als liebenswürdige Gemahlin ein, um sich mit Anna von Bretagne, der Wittwe seines Vorgängers, zu vermählen. Zugleich war es ihm durch die niederländischen Räthe des Erzherzogs Philipp gelungen, diesen, des Kaisers eignen Sohn, auf seine Seite zu ziehen, indem sie einen Vertrag machten, in welchem Philipp darauf verzichtete,

bei Lebzeiten Ludwigs die burgundische Erbfrage wieder zu stellen, sofern ihm der König einige Plätze, die bezeichnet waren, ausliefere. Nicht minder übel gestaltete sich die Lage der Dinge in Italien für den Kaiser. In Neapel hatte Alfons, Sohn Ferdinands II., die vollständige Vertreibung der Franzosen nicht mehr erlebt und
1496—1501 es war ihm in der Herrschaft sein Oheim Friedrich gefolgt. Derselbe war persönlich wie politisch Ferdinand dem Katholischen gleich verhaßt und dieser hielt die Zeit für gekommen, den Untergang der unächten aragonesischen Linie allmählich vorzubereiten. Zunächst also trat er von der antifranzösischen Liga zurück und sicherte in einem Vertrage mit Ludwig die Besitzungen seines und des burgundischen Hauses gegen die Preisgebung Neapels. Die Venetianer, mit Ludwig Sforza in Streit gekommen über die gemachten Eroberungen, waren der Meinung, daß es ebenso leicht sei sich einen Teil des mailändischen Herzogthums — auf Cremona und das Land jenseits der Adda war es abgesehen — durch einen Vertrag mit König Ludwig zu sichern, als diesen, nachdem sie ihren Besitz in Sicherheit gebracht hatten, durch einen italischen Gesammtbund nicht minder schnell zu vertreiben, als das Karl dem VIII. geschehen war. Sie glaubten sich auch hierdurch am besten decken zu können einmal gegen die früher befürchteten Ansprüche Ludwigs auf die Viscontischen Besitzungen, sodann gegen die Forderungen des Papstes in Bezug auf den großen Teil des Kirchenstaats, der in ihren Händen war. Durch ein französisches Bündniß nämlich erlangten sie auch ein päpstliches.

„Sonst allerdings war kein Baron klein genug, um die päpstliche Macht nicht zu verachten", sagte Macchiavelli, „jetzt aber hat ein König von Frankreich Respect vor ihr." Sein Sohn Cäsar hatte durch die in der Geschichte längst berüchtigten Mittel sich eine Herrschaft in der Romagna begründet, der nur noch der Titel des Herzogs hinzugefügt zu werden brauchte; die Macht des hohen römischen Adels hatte er gebrochen, der niedere Adel stand in seinem Solde. Die Venetianer hatten sich zwar zu all diesen Räubereien ruhig verhalten und geurteilt, daß dieß Strohfeuer nach Alexanders Tod schnell erlöschen werde; jetzt aber erschien ihnen die Machtstellung der Borgias bedeutend genug, um bei ihren politischen Combinationen ins Gewicht zu fallen. Daß der

Papst und Cäsar auf Seiten Ludwigs getreten waren, war veranlaßt durch die Feindschaft mit dem König von Neapel, der es nicht über sich vermocht hatte, seine Tochter, wie es der Papst verlangte, dem Raubthiere aus der Romagna zu opfern. Ludwig, 1497
der des Papstes zu seiner Ehescheidung und Wiederverheiratung mit der Erbin der Bretagne bedurfte, überlieferte ihm eine Prinzessin mit der Herrschaft Valentinois zur Verheiratung und Ausstattung an Cäsar. Savanarola wurde dieser neuesten Wendung der französischen Politik ebenfalls geopfert. So waren die Allianzen geordnet; Ludwig Sforza war in Italien so gut wie isolirt, denn Neapel war machtlos trotz der Osmanischen Versprechungen; die Herzöge von Savoyen mußten seit der Vereinigung der Dauphiné und der Provence mit der Krone Frankreich darauf bedacht sein, Freundschaft mit ihrem unmittelbaren Nachbar zu halten; die Annexionslust der Eidgenossen, die Pläne Frankreichs auch jenseits der Alpen sich festzusetzen, veranlaßten den Herzog Philibert, mit 1497—1504
Ludwig einen Vertrag abzuschließen, der den Franzosen den Durchzug gestattete. Der König von Schottland ebenso wie der von Dänemark schloßen sich dem französischen Bündniß an. Die einzige Hilfe für Mailand und Neapel konnte nur Maximilian sein. Diesen verstand Ludwig durch den Aufstand Karls von Geldern und den Krieg mit den Schweizern so vollständig zu beschäftigen, daß er selbst ungehindert die Alpen überschreiten und in das 1499
mailändische Gebiet einrücken konnte. Furcht und Verrath lieferten ihm das Herzogthum mit Genua schnell aus, während die Venetianer sich ihren Raubanteil in Cremona holten. Noch einmal lächelte das Glück dem Herzog Sforza: die französischen Befehlshaber und Soldaten mißhandelten die Einwohner und verletzten die schweizerischen Söldner, auch wollte Ludwig als Herzog von Mailand die Privilegien, die Sforza einzelnen schweizerischen Gemeinden ertheilt hatte, nicht anerkennen, so daß es Ludovico Moro gelang, eine Schaar Schweizer Söldner um sich zu versammeln und sich Mailands wieder zu bemächtigen. Als es aber zum Kampf zwischen seinen und des Königs Söldnern kommen sollte, siegte das französische Geld; die Schweizer verließen ihn, seine Haupleute lieferten ihn selbst für 500 Ducaten an König Ludwig aus, der ihn in Frankreich interniren ließ bis zu seinem

1510 Tode. Nun begann Ludwig sein Augenmerk auf Neapel zu richten
und während Ferdinand der Katholische und Ludwig von Frank=
1500 reich sich im Vertrage zu Granada im November desselben Jahres
in das Königreich Neapel theilten, glaubte Friedrich sich durch das
spanische Heer unter Gonsalvo de Cordova, dem er die wichtigsten
Plätze eingeräumt hatte, vollständig gedeckt. Welches niederträch=
tige Spiel dabei Ferdinand gegen seinen neuen Bundesgenossen zu
spielen gedachte, zeigte sich schnell. Vorläufig hatten beide die
heuchlerische Frechheit, ihre Aktion gegen Neapel mit der Moti=
virung zu beginnen, daß der verruchte König dieses Landes sich
mit den Ungläubigen verbündet und den der Christenheit vom Hei=
land als ein göttliches Geschenk hinterlassenen Friedensstand gestört
habe. Alexander VI. belehnte die beiden Könige, den katholischen
und den allerchristlichsten, mit Neapel, Friedrich mußte sich ergeben
1501 und erhielt von Ludwig eine kleine Pension, die er in Frankreich
1499 zu verzehren hatte. Die Eroberung Lepantos durch die Osmanen
konnte an diesen Vorgängen nichts mehr ändern; ebenso wenig als
1500 der Maurische Aufstand in Granada, der sofort niedergeschlagen
wurde, den König Ferdinand irgendwie in der Verfolgung seiner
umfassenden europäischen Politik aufhalten konnte. Während dessen
hatten die Schweizer gegen Max und den schwäbischen Bund überall
1499 gesiegt und dem Reich den schimpflichen Frieden zu Basel aufge=
nöthigt, der die Trennung der Eidgenossen vom Reiche de facto
1500 zur Grundlage hatte. Auf dem Reichstage zu Augsburg gestand der
Kaiser den Fürsten das Reichsregiment zu, um sie zu Bewilligungen
für den französischen Krieg zu stimmen, und des Reichsraths erste
1501 Handlung war ein Waffenstillstand, den man mit Ludwig schloß,
und Verhandlungen, die man mit ihm anknüpfte wegen der Be=
lehnung desselben mit dem Herzogthum Mailand. Max hintertrieb
nun alles, was man zur Ordnung der inneren Angelegenheiten
teils beschlossen, teils bereits eingerichtet hatte, gab den Vor=
schlägen seines Sohnes Philipp Gehör, der seinen 1½jährigen Sohn
Karl mit der zweijährigen Tochter Ludwigs verlobt hatte und unter
den französischen Pairs erschien; vertrug sich mit Ludwig und be=
lehnte diesen mit Mailand. Schon glaubte man einen allgemeinen
christlichen Krieg gegen die Osmanen unternehmen zu können. Es
war besonders Venedig, welches ein staatliches Interesse an der=

gleichen Unternehmungen hatte. Dieses, getäuscht durch die frühere Machtstellung Ungarns, schickte Gesandte an Wladislaw, welcher sich auf Betreiben Alexanders VI. von seiner neapolitanischen Gemahlin hatte scheiden lassen und in Verbindung mit einer französischen Prinzessin getreten war. Es kam nun zwar ein Bündniß zwischen Venedig, Ludwig XII., Ungarn, Polen und England zu Stande gegen die Osmanen; aber diese setzten ihre Raubzüge gegen Dalmatien fort, eroberten Modon im Peloponnes, Koron und 1500
Navarin; und die Venetianer, welche durch die portugiesischen Entdeckungen ihre Stellung in Ostindien nicht nur, sondern ihren Welthandel gefährdet sahen, schlossen mit ungarischer Vermittlung gern einen Frieden mit den Osmanen, welcher jeden in dem gegenwärtigen Besitzstande ließ.

Die übrigen Teilnehmer an dem antiosmanischen Bündniß wurden ebenso wie die Osmanen selbst durch näher liegende Streitpunkte von ihrem Vorhaben zurückgebracht, so daß Wladislaw auch hier den Vermittler für einen allgemeinen Waffenstillstand 1503
machte. Der Vertrag zu Granada, zwischen zwei Mächten geschlossen, die beide auf dasselbe Ziel losgingen und es nur vorläufig für geeignet hielten, sich den Anschein der Einigkeit zu geben, um sich so bald als möglich um das geteilte Neapel zu betrügen, konnte nur so lange in Kraft bleiben, bis der eine der beiden Contrahenten die Zeit für geeignet hielt, die Beute für sich allein in Anspruch zu nehmen. Dieser Zeitpunkt trat sehr schnell ein schon wegen der fortwährenden Streitigkeiten, die zwischen den beiden Occupationsarmeen an der Tagesordnung waren. Gonsalvo, der große Kapitano, erzielte große militärische Erfolge, während Ferdinand selbst den diplomatischen Feldzug gegen Frankreich eröffnete. Er verhandelte mit Alexander und dem habgierigen Kaiser. Als von spanischer Seite die Erwerbung Toscanas und die Verleihung desselben als Königreich an den jüngeren Borgia in Aussicht gestellt wurde, bot Alexander ein Bündniß gegen die Franzosen an, dem sich auch die Venetianer, wie er meinte, anschließen würden. Während Gonsalvo seine Siegeslaufbahn fortsetzte, erlag Alexander dem eignen Gifte, und das Gebäude der 1503
Borgias, mit Gift und Blut gefestigt, begann zu wanken. Die vertriebenen Orsinis kehrten nach Rom zurück, der eben gewählte

Papst starb und Ludwigs allmächtiger Minister, der Cardinal Amboise, der sich durch Cäsar Borgias Versprechungen hatte irre führen lassen, hoffte den Papststuhl einnehmen zu können und arbeitete fortwährend auf ein Bündniß Ludwigs mit Cäsar.

Da aber weder seine Macht noch sein guter Wille stark genug waren, des ehrgeizigen Kardinals Wünsche zu erfüllen, so ließ man Cäsar fallen. Die Venetianer fielen in seine Besitzungen ein, der neu erwählte Papst Julius II. hütete sich wohl, ihn zu unterstützen, ließ sich aber von ihm seine Schlösser ausliefern, an-
1504 geblich um sie vor den Venetianern zu schützen, und setzte ihn schließlich gefangen. Aus seiner Haft entkommen, floh er zu Gonsalvo, der ihn trotz seines Eides nach Spanien abführen ließ. Als er auch hier seinen Wächtern entkommen war, starb er bei der
1507 Belagerung der kleinen Festung Viana bei Pamplona, erst 34 Jahre alt. — Die politischen Verbindungen begannen sich von neuem zu verschieben. Das von Cäsar gesammelte Kirchengebiet war zum Teil den Venetianern weggenommen worden, welche, wie bereits angedeutet, einen großen Teil des Kirchenstaats schon früher an sich gebracht hatten. Julius II., der, wie wir gesehen haben, allerdings wesentlichen Anteil an dem ersten Einfall der Franzosen in Italien gehabt hatte, sah wol ein, daß sich seine päpstliche Politik wesentlich von der des Kardinals della Rovere zu unterscheiden habe, und mußte darauf bedacht sein, den französischen Einfluß in Italien zu schmälern; allein schon fing ein anderer Ausländer an im Lande maßgebend zu werden; nur der bittere Haß gegen Venedig war dem Papst geblieben, als eben die Häuser Spanien und Habsburg sich zu entzweien begannen. Isabella
1504 von Kastilien war gestorben und hatte Ferdinand zum Statthalter des Landes eingesetzt. Damit aber war weder der kastilische Adel zufrieden, welcher das stramme Regiment des Aragonesen haßte, noch auch Philipp, der Gemahl der kastilischen Thronerbin. Dieser, von Anfang an in engen Beziehungen zu Ludwig, war heftig erbittert über Ferdinand, der ihn, da die spanische Sache in Neapel schlecht stand, als Unterhändler gebraucht, dann aber den von Philipp abgeschlossenen Vertrag desavouirt hatte, als die Dinge sich zu seinen Gunsten wandten. Ludwig, in Italien schwer bedrängt, sah, wie sich Philipp zu einer vortrefflichen Diversion gegen

Ferdinand gebrauchen ließ, und versprach ihm eine wesentliche militärische Hilfe zur Besitzergreifung Kastiliens.

Philipp schloß eine enge Verbindung mit Ludwig und begann seinen Vater dem französischen Bündniß geneigt zu machen. Obgleich dessen Ansehen in Deutschland nicht wenig durch die Erfolge seines spanischen Bundesgenossen gestiegen war, so konnte er sich doch nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die französischen Könige immer die Stütze der deutschen Opposition gegen den Kaiser gewesen waren; je geringer die Erfolge in seiner antifranzösischen Politik gewesen waren, desto schärfer traten die Fürsten in ihren Forderungen hervor; desto vollständiger bemächtigten sie sich des Reichsregiments. Und gerade in diesem Augenblick war es ihm besonders von Nutzen, den französischen König nicht in den vordersten Reihen seiner Gegner zu sehen. Der Herzog Georg von Baiern und Landshut nämlich, den wir bereits früher unter den französischen Bundesgenossen erwähnt haben, hatte sein Land testamentarisch nicht dem nächsten Agnaten Herzog Albrecht von München, dem Schwager und Anhänger des Kaisers, sondern dem zweiten Sohn des französisch gesinnten Churfürsten Ruprecht von der Pfalz vermacht. Dieser, vertrauend auf die väterlichen Verbindungen, hatte auch Maximilians Vermittlungs- und Teilungsvorschläge nach dem Tod des Herzogs Georg ohne Weiteres zurückgewiesen, indem er noch unter dem Eindruck stand, den Max kurz zuvor durch alle seine mißglückten Unternehmungen im Reiche zurückgelassen hatte. Aber schon war die Lage eine andere. Der Führer der Oppositions- und Verfassungspartei, Berthold von Mainz, war gestorben; Ludwig von Frankreich hielt sich zurück, eine Reihe von Fürsten war in das habsburgische Interesse gezogen: Albrecht von Sachsen durch die Belehnung mit Friesland, das ganze welfische Haus, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Oldenburg, Cleve, Hessen, Würtenberg, Nassau — Engelbert von Nassau war Generalstatthalter der Niederlande geworden. Die Macht der liebenswürdigen Persönlichkeit des Kaisers zog viele der jungen Fürsten auf die Seite, von welcher ihnen Kriegsruhm, Erwerbungen und Vergabungen aller Art in Aussicht gestellt wurden. Max blieb vollständig Sieger in dem bairischen Erbfolgekrieg. So erschien er auf dem Reichstag zu Köln, welcher ihm 4000 Mann

1503 (margin, at "zurück-")
1501 (margin, at "Die")
1505 (margin, at "Mann")

bewilligte. Sie kamen auch wirklich zusammen, so daß er sie zunächst zur nachdrücklichen Aufrechterhaltung seines Erbrechts in Ungarn verwenden konnte.

1504 Noch im September des Jahres 1504 war es zwischen Ludwig, Philipp und Max zu einem förmlichen Bündniß zu Blois gekommen. Bei diesem stand das Heiratsproject zwischen Karl, Philipps Sohn, und Klaudia, Tochter Philipps und Annas von Bretagne, wieder in erster Linie, für diese wurde Ludwig mit Mailand, Pavia 2c. belehnt, und Philipp mit Geldern, dessen Herzog sich auf französischen Befehl unterwarf. Max begann wiederum in großen Projecten zu schwelgen: Ludwig sollte zunächst das salische Gesetz in Frankreich aufheben, damit Klaudia die Herrschaft antreten könnte, d. h. Frankreich sollte eine habsburgische Domäne werden; Philipp sollte außer Kastilien auch Aragon und Neapel erben, desgleichen verlangte Karl, daß Habsburgs Erbrecht auf Portugal garantirt werde; Ungarn und demnächst Böhmen schienen ihm sicher; zuletzt hatte er sich von einem flüchtigen York auch noch das Erbrecht auf England übertragen lassen. Die habsburgische Universalmonarchie stand vor seiner lebhaften und erregten Phantasie wie ein Schloß mit Mauern und Zinnen. Aber schon nahte sich der heimliche Zerstörer. König Ludwig und seine Staatsmänner, Allen voran der Marschall Gyé, begannen einzusehen, daß durch das Bündniß zu Blois und dessen Consequenzen die Macht Frankreichs sich an Habsburg-Burgund vollständig ausgeliefert hatte; die Gesandten Ferdinands, der sich in seinem ganzen Besitz gefährdet sah, förderten nicht nur mit Geschick diese Ueberlegungen, sondern brachten auch im folgenden Jahre einen Bund zwischen Ludwig und Ferdinand zu Stande, der in vieler Beziehung das Gegenteil von dem enthielt, was man eben erst feierlich beschworen hatte. Und während man auch hier Klaudias Hand anderweitig zu verhandeln schien, beschloß man, heimlich diese vielverlobte Prinzessin mit dem muthmaßlichen Thronerben Franz von Angoulême zu vermählen. Jedoch hatte Ferdinand die Genugthuung, das Bündniß zwischen Ludwig und Philipp gesprengt zu sehen; denn als dieser Kunde von dem französisch-aragonesischen Bündniß erhalten hatte, schloß er ein Abkommen mit Ferdinand, das für diesen allerdings sehr günstig lautete, das sich aber Philipp bei

seiner Ankunft in Spanien zu brechen beeilte. Indes ereignete sich noch ein kleines Intermezzo, das nicht ohne Komik ist. Philipp wünschte eine Zusammenkunft mit Heinrich, um womöglich mit diesem ein Bündniß gegen Ferdinand abzuschließen; er landete unter seinem Vorwande und Heinrich holte ihn mit großer Feierlichkeit nach der Hauptstadt ein. Nichts sollte der yorkschen Partei deutlicher beweisen, daß sie vom Hause Burgund nichts mehr zu erwarten hätte, als die solenne Gegenwart des König-Erzherzogs. Besonders erfreut war Heinrich, daß er die Auslieferung des Hauptes jener Partei, des Grafen von Suffolk, von Philipp erlangte, wofür er diesem sein — wie bekannt wenig relevantes — Bündniß zugestand. Philipp landete dann in Kastilien und zwang Ferdinand zur Unterschreibung der Entsagungsakte, was freilich nicht ohne die üblichen stillen Vorbehalte und Zweideutigkeiten geschah. Indes war Klaudia mit Franz öffentlich verlobt worden; Max erkannte, daß er getäuscht sei, Karl von Geldern begann von neuem die Fehde mit französischem und aragonesischem Gelde; Ludwig und die Venetianer, gleich eifersüchtig auf die wachsende Macht Habsburgs, begannen ihm dem Weg zu verlegen, als er 1506
zur Krönung nach Italien aufbrach. Was persönlich für Max ein schwerer Schlag war und seinen politischen Combinationen allen Halt zu nehmen schien, der Tod seines Sohnes Philipp, im September desselben Jahres, machte die deutschen Stände, die nicht ohne Bangigkeit auf die östreichisch-kastilische Combination geblickt hatten, weit geneigter zu Bewilligungen. Der Reichstag zu Konstanz bewilligte dem Kaiser zu seinem italienischen Zug 12,000 1507
Mann; zugleich ging eine Reichsgesandtschaft die Schweizer, um Zuzug an. Diese, mit den Franzosen zerfallen, riefen ihre Landsleute aus Italien zurück und versprachen 6000 Söldner. Allerdings war damit ihre Unabhängigkeit vom Reich förmlich anerkannt, man mußte sich eben damit begnügen, in ihnen dießmal „gehorsame Verwandte des Reichs" zu sehen. Da ein Krieg gegen die Franzosen gefährlicher schien, als gegen die Venetianer, so beschloß man sich gegen diese zu wenden. Aber Max stürmte wieder ohne gehörige Vorbereitung gegen die Venetianer los und war, da die Schweizer wie die Deutschen sehr säumig waren, so sehr im Nachteil, daß er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren

1508 mußte. Ferdinand hatte sich mittlerweile selbst nach Neapel begeben, um sich den Besitz dieses Königreichs zu sichern und dem Eroberer des Landes Gonsalvo, wie er sich ausdrückte, seinen persönlichen Dank auszusprechen, der darin bestand, daß er ihn nach Spanien schickte und fortan von allen Geschäften fern hielt. Bei Ferdinands Rückkehr fand er die Kastilianer, die durch die fortwährenden Unordnungen und den Einfluß Ximenez' gefügig gemacht waren, bereit ihm die Regierung des Landes als Gobernator anzuvertrauen. Jedoch verlief diese kastilianische Angelegenheit nicht, ohne daß nicht Heinrich VII. den zähen Ferdinand zur Herauszahlung der 100,000 Goldkronen rückständiger Brautgabe für Katharina durch die Drohung vermocht hatte, daß er, seit 1503 verwittwet, die verwittwete, wahnsinnige Königin Johanna von Kastilien zu heiraten gedenke. Ein Projekt, dessen Ausführung Ferdinand um so gefährlicher werden konnte, je lebhafter Heinrich VII. auch daran dachte, dadurch die Verwaltung Kastiliens an sich zu bringen. Zugleich war die Verlobung des Erzherzogs Karl mit Heinrichs jüngster Tochter Maria nebst Morgengabe von 250,000 Kronen festgesetzt; sowie sich der englische König auch zu einem Darlehn von 38,000 Pfund Sterling an Max zur Führung des venetianischen Kriegs hatte bereit finden lassen, nachdem ein Heirathsprojekt mit Margaretha, des Kaisers Tochter, von neuem in Aussicht genommen worden war.

Wie oben berührt, hatte der Papst den Venetianern gegenüber von vornherein eine feindliche Stellung eingenommen, und da er sich isolirt fand, war ihm nur Max als Anhaltepunkt übrig geblieben; und dieser hatte diese Lage des Papstes vortrefflich die letzten Jahre her benutzt. Die Besetzung der wichtigsten kirchlichen Aemter war nach seinem Willen erfolgt, ja er hatte es wagen können, ohne des Papstes Widerspruch zu erregen, sich bei seinem verunglückten Zug gegen die Venetianer den Titel als Kaiser beizulegen, da doch eine päpstliche Krönung noch nicht erfolgt war.

Den Venetianern war es nicht entgangen, daß es in ihrem Interesse liege, dem Papst einigermaßen entgegenzukommen. Sie übergaben ihm nicht nur einzelne Besitzungen in der Ro-
1507 magna und ließen die Uebergabe Perugias und Bolognas an den Papst zu, sondern waren auch geneigt, wie das ja immer ihre

Absicht gewesen war, die Franzosen aus Italien vertreiben zu helfen. Es war Julius II., welcher diesen Plan gefaßt hatte, seit die Franzosen sich nicht nur seiner Vaterstadt Genua bemächtigt hatten, sondern ihm auch Bologna streitig machen wollten. Aber noch konnten sich beide nicht über den Besitz mehrerer wichtiger Streitobjekte einigen; es waren dies besonders Rimini und Faenza, Stücke der borgiaschen Hinterlassenschaft. So eben hatte Max einen Waffenstillstand mit Venedig geschlossen, um seine Kräfte zu neuem Angriff zu sammeln. 1508

Italien war an einem neuen Wendepunkt seiner Geschichte angekommen. Die Periode nationaler Unabhängigkeit der Halbinsel zur Zeit der Herrschaft von Aragon, Sforza und Medici war dahin; das Land war der Zankapfel der europäischen Diplomatie geworden. Nur zwei Staaten standen noch in Kraft: Venedig und der Kirchenstaat. Es kam darauf an, ob sie ihre Streitfragen in Frieden entscheiden konnten oder wollten. Der Papst hat den Krieg gewählt; für Venedig stand alles auf dem Spiel, und Zug um Zug ist das Spiel verloren worden.

Im Osten waren mittlerweile entscheidende Wendungen eingetreten; zudem begannen sich dort die Verhältnisse zu verschlingen und zu combiniren wie nur irgend wo im Westen.

Wenn man sich die Mitglieder der neuen östlichen Bundesgenossenschaft zusammenstellt, so ergibt sich die wunderbarste Musterkarte von Staaten, Städtchen und Städten. Gehen wir von der Ostseefrage aus, so finden wir hier als die unversöhnlichen Gegner Dänemark und Lübeck; um beide gruppiren sich dann alle übrigen mehr oder weniger nahe in engerer oder weiterer Verbindung; zum Teil auch gar nicht mehr im Zusammenhang mit der Entscheidung jener Frage. Seitdem die Oldenburger Grafen, 1448 nominell Unionskönige, in Wirklichkeit durch eine Wahlkapitulation sehr eingeschränkte Könige von Dänemark, mit der dänischen Krone die Herrschaft in Schlewig-Holstein vereinigten, dessen Stände freilich keine schlechtere Handveste gegen ihren Herzog in Händen hatten, als die dänischen gegen ihren König, so war die dänische Machtstellung an der Ostsee eine weit bedeutendere wie früher. Allerdings wurde diese bereits durch die Teilung der Herzogthümer 1481—1513 merklich geschwächt; allein König Johann konnte doch die über-

kommene Politik gegen die hansischen und schwedischen Prätensionen fortsetzen und nicht immer erfolglos.

Wenn auch den Adel der Herzogthümer sein Trotz und seine Selbstherrlichkeit nicht selten mit den Feinden des König-Herzogs zusammenführte, so war ihm doch das lübeck'sche Bündniß mit den Dithmarscher Bauern ein allzu großer Gräuel, als daß der König und Herzog von dieser Seite eine wesentliche Beeinträchtigung hätte zu fürchten brauchen. Die übermächtige Stellung Lübecks in der Hansa hatte nicht wenige hansische Städte diesem abgeneigt gemacht; wie nahe lag also den dänischen Königen eine Verbindung mit diesen. Vor allem waren es hier die holländischen und flandrischen Städte, welche der Vorherrschaft Lübecks überdrüssig, sich die dänischen Handels- und Schifffahrtsprivilegien gern gefallen ließen und selbst den großen Vermittlungshandel zwischen Osten und Westen zu übernehmen begannen; nicht weniger war im Osten Danzig seine besonderen Wege gegangen. Daß Rußland bereits früher in Unterhandlungen mit Dänemark gestanden, ist erwähnt; der dänische König fuhr fort, es als mächtigen Hebel gegen die anti-unionistische Partei in Schweden zu gebrauchen, an deren Spitze die Sturen standen. Wie Frankreich und Schottland gegen England cooperirten, so standen diese beiden Staaten, zum Teil durch verwandtschaftliche Beziehungen veranlaßt, auf Seiten des Dänenkönigs, der ebenso diejenigen deutschen Fürsten — Mecklenburg, Braunschweig und Brandenburg — welche mit Lübeck in Fehde standen, als seine Bundesgenossen ansehen mußte. Diese dänische Bundesgenossenschaft — wenn man eine so bunte Masse so nennen will — forderte natürlich eines jeden Gegner heraus, sich womöglich an Lübeck und Schweden anzuschließen. Da Lübeck von vornherein gegen die nordische Union war, weil es in ihr die höchste Gefahr für seine zum Teil schwer auf dem Norden lastenden Handelsprivilegien sehen mußte, so war seine Verbindung mit Schweden, resp. den antidänischen Sturen zu natürlich und durch ihre Lebensinteressen geboten, als daß jemals die kaiserlichen Achtmandate gegen Schweden bei den Lübeckern hätten irgendwie Nachachtung finden können. Wie wollte man sich wundern die Dithmarschen auf einer andern Seite zu finden als der Dänemark feindlichen! Wo Rußland stand, war kein Raum

weder für Polen, noch Litthauen und Livland; über welches letztere der dänische König die Schutzherrschaft beanspruchte; sie konnten nur temporär über ihr Eingreifen in die Aktion zweifelhaft sein. Ungarn war schwach und schwankte, Maximilian schwankte und war nicht stark. Die Osmanen ergriffen nur selten die Gelegenheit, entscheidend einzugreifen.

Das erste unglückliche Opfer der russisch-dänischen Politik war wieder Finnland, welches einen entsetzlichen Raub- und Plünderungszug 1495
der Russen über sich ergehen lassen mußte, während die schwedische Hilfe durch inneren Zwist der Sturen unter einander matt war und zu spät ankam. Freilich hatte sich Johann, als Bundesgenosse der räuberischen Russen, in Schweden nur noch unmöglicher gemacht. Sten Sture war allerdings im Bann, weil er Christians I. Wittwe, Dorothea von Brandenburg, ihre in Schweden befindliche Morgengabe zurückhielt, aber die Schweden hielten von dergleichen nicht gar viel, hatte dieß ja auch Max doch nicht abhalten können, Geschenke und Botschaft an „Herrn Sten" zu senden, welche ihn als schwedischen König empfehlen sollten. Johann war schließlich froh, sich mit den Sturen durch kolossale 1497
Belehnungen abfinden zu können. Polen hatte mittlerweile höchst ungeschickt seine Politik fortgesetzt. Es war früher, wie bereits erwähnt, immer bestrebt gewesen, mit den Osmanen die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten; Johann Albert rückte thörichterweise plötzlich in die Moldau ein, indem er vorgab, dieses Land gegen die Osmanen schützen zu wollen. Nun rief Wojewode 1496
Carabogdan Bagazeth zu Hilfe, Albert wurde geschlagen und ein furchtbarer Raub- und Plünderungszug nach Polen unter- 1497
nommen, bis der König von Ungarn wieder einen Waffenstillstand vermittelte.

Wie anders hatte da der Zar verfahren. Er wies nicht nur alle Aufforderungen des Papstes und der westlichen Souveräne zu einem Kreuzzug gegen die Osmanen zurück, sondern schickte sogar eine Friedens- und Freundschaftsbotschaft an Bajazeth, die allerdings vor allem die Aufgabe hatte, einen Handelsvertrag mit der Pforte 1496
abzuschließen und für die Sicherheit der nach dem Osten handelnden russischen Kaufleute Sorge zu tragen. Der Zar mochte dabei an das Schicksal denken, welches er selbst so eben dem han-

seatischen Komtor zu Nowgorod bereitet hatte. Um sich nämlich wegen der grausamen Bestrafung zweier russischer Verbrecher zu rächen, welche diese in Reval erlitten hatten, ließ Iwan in jener blühenden Faktorei Lübecks 49 hanseatische Kaufleute in Ketten werfen und sämmtliche Waaren, im Werth von ungefähr einer halben Million Gulden, confisciren. Der Handel nach Rußland zog sich in Folge dessen nach Dorpat, wo er zum Tauschhandel herabsank wie in Kiachta, und die Hansa erhielt hier im Osten zu derselben Zeit diesen schwersten Schlag, als im Westen die Faktoreien zu Brügge verödeten und Antwerpen die Trägerin des Transithandels nach dem Osten wurde. Aber schon begann sich die schwedisch-hanseatische Stellung zu bessern. Es zeigte sich, wie wenig das dänisch-russische Bündniß zu einer engeren Verbindung geeignet war. Bei dem ersten Versuche zu einem intimen Einverständniß löste es sich. Iwan warb nämlich um Johanns von Dänemark einzige Tochter Elisabeth; dieser, eben erst in Schweden anerkannt, nicht gewillt rücksichtslos auf der anfangs genommenen Bahn fortzuschreiten, beeilte sich die Prinzessin an den Churfürsten
1500 Johann von Brandenburg zu verloben. Die Verstimmung Iwans war so stark, daß seine Politik gegen Schweden der Offensive sich
1510 enthielt und schließlich zu einem 60jährigen Frieden mit diesem Lande führte. Viel unmittelbarer auf Johanns Machtstellung, besonders Schweden gegenüber, wirkte der blutige Mißerfolg des
1500 Feldzugs gegen die Dithmarschen. Auf dem Felde von Hemmingstedt schlugen die Bauern den stolzen, trotzigen Unionsadel nieder; und wie in England die Rosenkriege den Einfluß des alten Adels, der für die englisch-französische Union gefochten hatte, brachen, so hatten es hier die Sturen den Bauern zu danken, daß die dänischen Könige nicht wieder ihre unionistische Politik mit Nachdruck und Erfolg aufnehmen konnten. Unterdessen hatten im Osten die deutschen Ritter, im Bund mit Polen und Litthauen, welche Länder
1501 nach Alberts Tod unter dessen Bruder Alexander vereinigt waren, den Kampf, in dem der Pole bereits besiegt war, siegreich wieder aufgenommen. Walter von Plettenberg, der schon einmal mit Entschlossenheit die dänische Oberhoheit abgewiesen hatte, schlug in
1501–2 drei blutigen Schlachten die weit überlegnen russischen Heere, so daß Iwan, der mittlerweile auch mit Menghli-Ghirai von der

Krim und dem Wojewoden der Moldau in Spannung gerathen war, die angebotne päpstliche Vermittlung, welche die oben erwähnte Kreuzzugs-Allianz bezweckte, annahm und mit Livland und Polen-Litthauen Frieden schloß. So wenig auch der Einfluß Wladis- 1503
laws von Ungarn zu bedeuten hatte, so hatte seinerzeit Maximilian doch nur mit großer Besorgniß die Nachricht von dem Tode Alberts von Polen gehört, indem Wladislaw damit umging, zu 1501
seinen Kronländern Ungarn und Böhmen nebst Schlesien und der Lausitz auch noch die Krone seines Bruders zu erwerben und damit Habsburgs Pläne auf ein Ostreich zu kreuzen. Der polnische Adel hatte den jüngeren Bruder Alexanders gewählt, aber Max sah von neuem, wie wichtig es für ihn sei, mit dem Zaren gute Beziehungen zu unterhalten, besonders seitdem Wladislaw durch seine Verheiratung mit Anna von Frankreich in eine nähere Verbindung mit diesem Staat getreten war. Die kaiserliche Gesandtschaft nach Moskau mußte sich allerdings nur mit ganz allgemeinen Verspre- 1504
chungen begnügen; und sie ebenso wenig als eigenhändige Briefe des Kaisers und des Königs-Erzherzogs Philipp konnten die längst gewünschte Befreiung der gefangenen 40 livländischen Ritter erreichen.

Nachdem der Zar sich noch die Godunows verschwägert und damit die Schlange an den eignen Busen gelegt hatte, starb er, der Begründer der russischen Macht, und übergab die Herrschaft an seinen Sohn Wassily IV. Iwanowitsch. — Die Vorgänge in 1505
Westeuropa, welche Frankreich eine kurze Zeit an die Spitze der Christenheit stellten, übten ihren Rückschlag auch auf die dänisch-hanseatischen Angelegenheiten; französische und schottische Gesandte vermittelten einen Vergleich zwischen Lübeck und Johann, der dem 1506
König nicht ungünstig war. Und doch hatte Lübeck fortwährend zu klagen, daß der Däne nicht Wort halte. Mittlerweile war bei Max die antifranzösische Wendung mit Unterstützung des Reichs zu Constanz eingetreten; Johann von Dänemark wurde zum Frieden 1507
mit Lübeck gemahnt und nicht minder alle norddeutschen Fürsten, die sich beeilten, mit der Hansastadt ihren Vergleich zu schließen; der Herzog von Holstein schloß Frieden mit dem hanseatischen Nachbar; Lübeck und die wendischen Städte gingen eine enge Verbindung mit Schweden ein. Alles schien wie in Italien

im besten Geleise zur Zusammenfassung der deutschen Kräfte, zu einem nationalen Gesammtschlag. Aber Max hatte bereits eine ganz andere Richtung einzuschlagen begonnen. Es waren unheilvolle Wandlungen, welche die zweite Hälfte des Jahres 1508 mit sich führte.

Kapitel IV.

1508—1514.

Die im Eingang zum vorigen Kapitel angegebene Gruppirung bleibt auch für diesen Abschnitt bestehen; es ist noch immer Italien, welches der europäischen Diplomatie seinen Tribut zu zahlen hat; die Osmanen bleiben dem westlichen Kampfplatz ganz fern, da sie mit Gegnern, die im fernen Osten erstanden waren, zu thun hatten. Wie im Südwesten Venedig der Mittelpunkt wird, so wird es im Nordosten Lübeck. Für beide begann die Periode des Niedergangs, der nicht ohne gemeinsame Ursachen ist. —

Wenn es sich bei den früheren Kämpfen in Italien um Mailand und Neapel gehandelt hatte, und beide ihren Drängern anheimgefallen waren, jenes den Franzosen, welche auch die Republik Toscana in mittelbaren, und Genua in ihren unmittelbaren Besitz gebracht hatten; dieses den Spaniern, welche auch die Herrschaft über Sicilien damit verbanden; so benutzten jetzt die auswärtigen Mächte einmal die Mißstimmung gegen die Franzosen, sodann die Differenzen zwischen Papst und Venetianern, deren friedliche Lösung den beiden Parteien selbst kaum möglich schien, um in die italischen Verhältnisse einzugreifen. Die Lage der Venetianer war hierbei unvergleichlich viel gefährlicher als die des Papstes. —

Askanio Sforza hatte Italien einmal „den inneren Hof im Hause der Welt" nennen können, so lange die Weltstellung Asiens zu Europa nur einseitig erkannt war und die Vermittlung des Ostens und Westens auf den Pfaden früherer Jahrhunderte er=

folgte. Als aber durch die seetüchtigen Portugiesen Ostafrika bekannt und der Seeweg nach Ostindien entdeckt wurde; als durch die Entdeckung in der neuen Welt Portugal und Spanien die Gold= und Waarenspender in Westen zu werden begannen, da mußten die italischen Handelsstädte, allen voran Venedig, erkennen, daß ihre herrschende Stellung im Welthandel mehr als gefährdet war. Als die indischen Waaren und das ostafrikanische Gold nicht mehr die venetianischen Wege passirten, als Lissabon der Mittelpunkt des Ost= und Westhandels zu werden begann, da wurden auch im Norden die alten Wege verlassen, die Komtore zu Nowgorod wurden zerstört und verlassen, die Hanseaten zu Brügge schlossen ihre verödeten Faktoreien; es war Antwerpen, das den nordischen Handel zu vermitteln begann. Freilich wenn es Venedig gelang in Indien und Ostafrika die Landung und Besitzergreifung der Portugiesen zu verhindern, so ließen sich die Verluste der Republik mindern und ihr Niedergang aufhalten. Aber Portugal, nirgends engagirt für andre außer seinen Handels=Interessen, konnte seine ganze Kraft auf die Begründung und Ausdehnung seiner Kolonialmacht verwenden; Venedig, so vielfach verwickelt in die complicirte Politik Westeuropas, fand keine andren Bundesgenossen gegen die Portugiesen als die Mauren in Ostafrika, Indien und Malacka. Es mußte wenigstens mit ihnen ein ernstlicher Versuch zum Widerstand gemacht werden. Daß es vor allem von höchster Wichtigkeit für die Venetianer war, mit den Osmanen in gutem Einvernehmen zu bleiben, war ersichtlich. Sie mußten sich dieß eben durch Abtretung einer Festung in Albanien und Connivenzen jeder Art erkaufen. In kurzem sahen sie allerdings Ba-
1502 jazeth sogar zu einem Bündniß mit ihnen geneigt. Wie öfter bemerkt, war dieser schwache, unthätige Fürst etwas ängstlicher Natur. Es hatte nämlich damals Ismael Sophi das neu=persische Reich begründet, und die Eroberungslust dieses Schahs fürchtete Bajazeth; um so mehr als Ismael bereits durch Gesandte mit Venedig in Unterhandlung getreten war, der Papst aber schon davon träumte den Perser für das Christenthum gewinnen und zum Anschluß an den allgemeinen Kreuzzug gegen die Osmanen bewegen zu können. Alle Welt war dessen sicher, daß diese Kreuzzüge ebenso beharrlich als erfolglos gepredigt wurden; Bajazeth

indessen hielt es für gerathen Venedig ein Bündniß anzubieten. Es kam zu den heftigsten Debatten in der Signoria, die Meinungen 1509 waren gespalten, einer der heftigsten Gegner des Papstes, Loredano, war für das türkische Bündniß und wollte ganz und gar nichts von der Unchristlichkeit eines solchen hören, er konnte aber nicht durchdringen; man mochte sich nicht verhehlen, daß die osmanische Hilfe eine sehr unsichere sei, daß ein Bündniß mit ihnen vielmehr sehr leicht zu einem vortrefflichen Aushängeschild von den Angreifern benutzt werden könnte, wie man das ja auf das deutlichste bei dem Krieg gegen Neapel erfahren hätte. Die später wieder angeknüpften Verhandlungen führten ebenfalls zu keinem Resultat.

Daß die Venetianer in einem Augenblicke, wo ihre Weltstellung auf das schwerste bedroht war, von dem was sie in der Heimat errungen hatten, nichts ohne Kampf wieder herausgeben wollten, ist verständlich. Was sie längst erstrebt hatten, war ihnen da fast vollständig gelungen: Mit einer festen Basis in dem continentalen Italien hatten sie dem dalmatinischen Besitz fast die ganze Küste der Romagna hinzugefügt, das nördliche Adriatische Meer war so gut wie eine venetianische Binnensee geworden. — Nun aber schlossen nach dem Grundsatze, dem sie selbst huldigten, und der auch für die Päpste maßgebend geblieben ist, eine Reihe von Fürsten, sowie auch der Papst eine Ligue, um sich den venetianischen Besitz auf dem Festland anzueignen, wol nicht ohne daß jeder wieder zu gelegener Zeit denselben Grundsatz gegen den glücklichen Eroberer geltend zu machen vorhatte.

Venedigs Rettung beruhte aber darauf, daß der Interessenten zu viel waren, und daß jeder dem andern mißtraute. Wie zweifelhaft der Kaiser gewesen war, ob er Venedig oder Frankreich angreifen wollte, haben wir gesehen, Max mißgönnte nach wie vor Ludwig sein mailändisches Herzogthum und wußte, daß ihm dieser durch den Herzog von Geldern fortwährend seine burgundische Wunde offen hielt; der Papst war besorgt wegen des französischen Einflusses in Italien, der dem ehrgeizigen Streben des Kardinals Amboise nach der päpstlichen Krone neue Nahrung zu geben schien; Ludwig war mißtrauisch, ob Maximilian auch wirklich seine Belehnung mit Mailand ernst genommen hätte; Ferdinand konnte nicht daran glauben, daß die Franzosen vollständig auf die Er=

werbung Neapels verzichtet hatten, wie er denn auch Maximilian für keineswegs von Eroberungsgelüsten frei halten durfte. Jedenfalls waren vorläufig alle dafür, Venedigs Macht zu brechen und seine italienischen Besitzungen zu verteilen. Ehe diese sogenannte Ligue von Cambray den Kampf begann, hatte die Venetianer bereits der schwerste Schlag getroffen: ihre maurischen Bundesgenossen in Indien waren im Februar des Jahres den Waffen der Portugiesen unterlegen. — Indessen von sämmtlichen Bundesgenossen der Ligue zu Cambray hatten es nur zwei, die Franzosen und der Kaiser, auf die Vernichtung Venedigs abgesehen, denn der Papst wäre mit einer Schwächung derselben und der Herausgabe der Küstenbesitzungen zufrieden gewesen. Von allen aber war nur einer, welcher sofort zum militärischen Angriff übergehen konnte, das war Ludwig; Julius verkündigte gemäß einem Artikel des Allianzvertrags einstweilen den Bann gegen sie; der Kaiser hatte sich mit dem französischen Bündniß vor den deutschen Ständen zu sehr compromittirt, als daß sie ihm auch nur die geringsten Bewilligungen gewährt hätten; er mußte sich mit einem Vorschuß von 300,000 Dukaten begnügen, die eben die Fugger mit einer Handelsunternehmung nach Indien verdient hatten. Ferdinand nahm überhaupt keinen thätigen Anteil an dem venetianischen Krieg, da er augenblicklich mit der Unterwerfung der Mauren in Nordafrika und mit Plänen gegen Constantinopel beschäftigt war, welche man bei dem Alter dieses gewiegten Diplomaten kaum hätte erwarten sollen. Als die Venetianer den Franzosen in der
1509 Schlacht von Agnadello vollständig unterlegen waren, und diese sowie Max, der Padua vergebens belagerte, wenn auch ohne wesentliche Erfolge den Krieg fortsetzten, so zeigte sich beim Papste bereits der Rückschlag. Er unterhandelte mit den Venetianern, welche Rimini und Faenza abtraten, sprach sie vom Bann los und begann sofort mit ihnen in Erwägungen einzutreten, wie man die Franzosen aus dem Lande treiben wolle, da er sie doch mit äußerster Anstrengung seiner Ueberredungskünste einst nach Italien gerufen und vor kurzem zu seinen Bundesgenossen gemacht hatte. Mittlerweile ließ Max im venetianischen Gebiet durch Rudolf von Anhalt einen barbarischen Raub- und Mordkrieg unterhalten; wogegen der Papst Alfons von Este in Ferrara als Lehensmann der

Kirche zu einem Frieden mit Venedig nöthigen wollte. Die Verhandlungen des Kaisers mit Amboise wegen dessen Nachfolgerschaft im Pontifikat, die Occupation Genuas durch die Franzosen reizten ihn endlich zu einem förmlichen Angriff auf diese. Eine Flotte 1510
wurde ausgerüstet und 8000 Schweizer für den Papst geworben, denen freilich auf Betreiben Ludwigs und besonders des Kaisers durch die schweizerische Tagessatzung der Ausmarsch verboten wurde. Obwol durch den Tod des Kardinals Amboise die eigentliche Triebfeder aus der französischen Politik verschwand, so war doch, als die Franzosen sich auch Bolognas bemächtigt hatten und Max fast vor den Mauern Venedigs stand, die Lage des Papstes und der Venetianer eine sehr gefährliche. Und nun benutzte Ludwig die Ergebenheit einiger Kardinäle zur Berufung eines Concils, 1511
vor welchem Julius erscheinen und sich verantworten sollte. Natürlich wurde dieß vom Papste annullirt, aber er begann einzusehen, daß er anderer Bundesgenossen bedürfe. Ferdinand, der den Werth der päpstlichen Bündnisse für sich genau kannte, gab den maurisch-afrikanischen Krieg auf und stellte dem Papst Geld und Truppen zur Verfügung. Ferdinand mußte hierbei von verschiedenen Erwägungen ausgehen, welche erst nach und nach in die Erscheinung traten. Wenn er auch durch die Einverleibung von Roussillon und Cerdagne die Gebirgspässe auf der Seite des Mittelländischen Meeres im Besitze hatte, so blieb doch der Paß von St. Jean de Pie de Port nach Pampeluna im Besitz des Königs von Navarra, und so vermochte Frankreich leicht einen plötzlichen Vorstoß auf Saragossa zu machen. Dem konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß Navarra mittelbar oder unmittelbar unter spanische Herrschaft gestellt wurde. Bereits traf Ferdinand seine Anstalten dazu. Eine fernere Bedrohung des spanischen Besitzstandes lag in der Entfernung Neapels. Um dieses gegen einen französischen Einfall zu schützen, bedurfte es einmal der Stärkung der oberitalischen Macht, am besten dadurch, daß Habsburg in den Besitz Mailands kam, was Ferdinand auch sofort betrieb, sodann ein gutes Einvernehmen mit dem Papst. Solche Erwägungen mußten ihn schon hier von der französischen Ligue ab- und dem Papst zuführen. Venedig schloß sich ebenfalls dem Papst an, sowie im 1511
November des Jahres die Schweizer, welche durch die Ermordung

eines Herolds im Mailändischen gegen die Franzosen sehr erbittert waren. Schon begann der Krieg, welchen Ludwig im Namen des Concils für die Kirche zu führen vorgab; die Franzosen unter
1512 dem ritterlichen Gaston de Foix waren überall Sieger. Mittlerweile hatte der antifranzösische Bund neue Anhänger erhalten. Es war von großer Bedeutung, daß sich Ferdinand und Max des gemeinsamen habsburg-spanischen Interesses erinnerten und die seit Philipps Tod noch nicht erledigte kastilische Frage dahin beantworteten, daß jenes Sohn Karl überall die spanische Erbschaft antreten solle. Maximilian, der ja Alles, Erreichbares und Nichterreichbares, in den weiten Kreis seiner phantastischen Hoffnungen und unersättlichen Wünsche zog und sogar das französische Rumpfconcil für nicht ungeeignet hielt, ihm die päpstliche Tiara zu verschaffen, hatte diesen abenteuerlichen Gedanken allerdings bald wieder aufgegeben, war aber um so fester entschlossen Venedig und Mailand an sich zu bringen. So sehr es nun auch einfachen politischen Maximen und der Erfahrung entsprach, so bedurfte es doch für Max einer Directive von Seiten Ferdinands, um bei ihm den festen Entschluß reifen zu lassen, eines nach dem andern, mit Unterstützung des Einen gegen den Andern in Angriff zu nehmen. Da die Gelegenheit Mailand zu erlangen günstiger schien, so wurde mit Venedig durch Ferdinands Vermittlung
1512 Frieden geschlossen, und Max trat so dem Bündniß gegen Ludwig bei. Indes war in England ein Thronwechsel eingetreten, der nicht bloß für England, sondern auch für Europa von der allergrößten Bedeutung werden sollte.

Der alte, zähe und vorsichtige Heinrich VII. war gestorben,
1509 und sein Sohn Heinrich war in der Vollkraft des Körpers und Geistes gefolgt. Er war nicht gemeint wie sein Vater in den europäischen Dingen sich zuwartend zu verhalten. Auf wessen Seite er in Europa erscheinen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Er vollzog die Heirat mit Ferdinands Tochter Katharina, gegen die er früher protestirt hatte; seine Schwester Maria war mit Ferdinands und Maximilians Enkel Karl von Kastilien verlobt. Er befand sich vollkommen unter dem Einfluß seines Schwiegervaters, wie sich das bereits zur Zeit des Krieges gegen Venedig gezeigt hatte. Er hatte im Sinne Ferdinands, der seinen

Beuteanteil in Sicherheit gebracht hatte, den Anwalt und Vertheidiger Venedigs gemacht und mit Ferdinand ein Bündniß abgeschlossen. Nun begann er die alten Ansprüche auf Frankreich wieder geltend zu machen; vorerst wollte er sich mit Guienne begnügen; vom Papst erwartete er den Titel des rex christianissimus. Er trat dem Bund bei und ließ sofort die französischen Küsten angreifen, während Ferdinand die navarresische Frage endlich in dem Sinn, von welchem oben gesprochen ist, zu entscheiden beschloß. Er schickte Alba nach Navarra, um es für seinen rechtmäßigen Besitzer, den spanischen Grafen Lerin, zu erobern. Der schwache Johann von Albret floh, Pampeluna wurde im September des 1512
Jahres erobert, und das spanische Navarra in den spanischen Staatsverband aufgenommen, in welchem es auch verblieben ist. Mittlerweile waren die Schweizer ins Mailändische eingerückt, und die Franzosen räumten das Herzogthum so schnell, daß es in die Hände der Schweizer fiel, und Maximilian wiederum das Nachsehen hatte. Gegen Bestätigung aller Erwerbungen und gegen erhebliche Geldzahlungen setzten die Schweizer dann im Dezember des Jahres Ludovico Moros Sohn Maximilian, der 13 Jahre in der Verbannung gelebt hatte, zum Herzog von Mailand ein. Dieser behielt, wenn auch oft nur dem Namen nach die Herzogswürde bis zu seinem Tode. Indes machte der spanische Vicekönig von Neapel und Sicilien immer weitere Fortschritte. Die Florentiner, seit Savanarolas Zeiten bei dem Papste übel angesehen, hatten ihre Stadt Pisa dem französischen Concil eingeräumt. Nun befand sich Lorenzos von Medici Sohn, der Cardinal Johann von Medici, als päpstlicher Legat beim spanischen Heer; besonders war es das Hausinteresse dieses, welches ihn beständig dem spanischen Befehlshaber anliegen ließ, sich der gottvergessenen Stadt, des Hauptsitzes des französischen Einflusses, zu bemächtigen. Ein Handstreich gelang; die Popular-Regierung wurde gestürzt und Stadt und Land den Medicäern ausgeliefert, die sich ihrerseits wiederum als Vasallen den Spaniern ausliefern mußten. Lucca und Siena mußten ebenfalls dem Bündniß beitreten und spanische Besatzungen 1513
aufnehmen. Nun hatte zwar der Papst erreicht, daß die Franzosen ihrer Macht in Italien beraubt waren; er hatte aber übersehen, daß Oestreich-Spanien mit ungleich größerer Macht an seine Stelle

treten mußte; zu spät bemerkte er, daß es bereits geschehen war. Julius II. hat wunderbare Wandlungen in der europäischen Politik durchgemacht, die er als Hebel für seine päpstlich-italienische gebrauchen wollte und vielleicht mußte. Er hat nicht wie sein Vorgänger seine Erwerbungen zu Vergabungen an seine Nepoten benutzt. Vielmehr ist er, nachdem er jene durch Urbino abgefunden, welches einst Cäsar Borgia seinen Herzögen entrissen hatte, zur Consolidirung eines Staats geschritten, der, unabhängig von den Familien der jeweiligen Päpste, lediglich von dem Haupte der Kirche regiert sein sollte. So vereinigte er die Romagna, Perugia, Bologna, Mirandola, Parma, Piacenza und Reggio zum Kirchenstaat, als dessen Begründer er anzusehen ist. Aber um welchen Preis hatte er diese Gründung erreicht? Er hat den tonangebenden Völkern, oder vielmehr Fürsten des damaligen Europas die Halbinsel gleichsam als Kampfpreis vorgesetzt. Als er dieß in voller Klarheit erkannt hatte, starb er und hinterließ den päpstlichen Stuhl einem Manne, welcher, ganz an das Interesse und die Politik Habsburg-Spaniens gefesselt, kaum anders denn als Vasall desselben auftreten konnte. Es war jener Kardinal Johann von
1513 Medici, dem es gelungen war, Toscana seinem Neffen als spanischem Vasallen überliefert zu sehen. Die Venetianer, die sich mehr wie je durch die Uebermacht Oesterreich-Spaniens be-
1513 droht sahen, schloßen sich an Frankreich an, welches so eben versuchte, in Oberitalien festen Fuß zu fassen. Aber im
1513 Juni desselben Jahres ging ihnen mit der Schlacht von Novara der Besitz Mailands verloren, und Maximilian sah sich jetzt in der Lage, seinen alten Plan, Frankreich aufs tiefste zu demüthigen, mit besserem Erfolg aufzunehmen wie damals, als Karl VIII. von seinem italienischen Feldzug so bald hatte heimkehren müssen. Noch Julius II. hatte Frankreich mit dem Interdikt belegt, und Maximilian, den wir damals an der Spitze der europäischen Angelegenheiten sahen, konnte einen allgemeinen Angriff gegen Frankreich planen. Zwar war der Papst durch das venetianisch-französische Bündniß vollauf beschäftigt, denn Ferdinand war bereits mit Ludwig in Unterhandlungen eingetreten, welche ihm vor allem den Besitz von Navarra sichern sollten. Aber England und die Schweizer, die Frankreich flankiren, sah der Kaiser zum Angriff bereit.

Während er sich an die Spitze des meist aus englischen Söldnern bestehenden Heeres stellte und die Franzosen im August des Jahres bei Guinegate schlug, rückten die Schweizer, durch Deutsche verstärkt, im südöstlichen Frankreich ein. Ludwig fand sich in höchst gefährlicher Stellung, denn nach der geographischen Lage mußte eine englisch-schweizerische Coalition gegen Frankreich immer eine äußerst gefährliche sein. Zwar gelang es dem König durch ein Bündniß mit Jakob IV. von Schottland, dessen Adel kriegslustig war, diesen in die Aktion hineinzuziehen, so daß derselbe die Tweed überschritt. Aber während im September der schottische König bei Flodden Schlacht und Leben verlor, erschienen die Schweizer vor Dijon. Die Venetianer, durch Pescara und Frundsberg auf das äußerste bedrängt, wurden im Oktober gänzlich geschlagen und mußten sich einem päpstlichen Schiedsrichterspruche unterwerfen. Allerdings hatten die Schweizer vor Dijon Kehrt gemacht, als ihnen der französische Kommandant Ludwigs Verzicht auf Mailand, Kremona und Asti und 400,000 Thaler versprach. Während noch ein allgemeiner neuer Angriff gegen Frankreich geplant wurde und Heinrich VIII. versprach, daß im Falle der Heirat Karls von Kastilien mit seiner Schwester Maria durch das Parlament die Nachfolge auf dem englischen Throne diesem Prinzen gesichert werden sollte, hatte durch die Initiative Ferdinands die europäische Politik angefangen einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Schon einmal war Frankreich wegen seiner Mißerfolge in der italienischen Politik nahe daran gewesen ein Glied des östreichisch-spanischen Systems zu werden; jetzt schien dieß dem französischen König Ketten anlegen zu wollen, aus denen es kein Entrinnen für ihn gab. Auch hier wurde die Form der Verheiratung, beziehungsweise Verlobung gewählt. Zunächst verzichtete Ludwig feierlich auf Neapel und seinen Einfluß in Navarra; die andern wichtigen Streitobjekte waren Mailand und Genua. Hier sollte eine Heirat helfen. Aber dabei gerieth man in Bedrängniß: es waren nur die beiden Erzherzöge Karl und Ferdinand vorhanden; der erstere war mit Maria von England verlobt, der andre war nothwendig für die böhmisch-ungarische Heirat; man urteilte, es sei am einfachsten die englische Prinzessin ihrem Schicksal zu überlassen, Heinrich VIII. dürfe vorläufig nur

nichts erfahren, hernach werde er sich schon zu finden wissen und doch beim östreichisch=spanischen Bündniß bleiben. Heinrich hat, als er sich von seinen Verbündeten betrogen sah, Ludwig ein Bündniß angetragen zur Eroberung Navarras, während er für sich Kastilien beanspruchte. Allein Ludwig war so klug ihn lediglich auf die großen Schwierigkeiten dieses Unternehmens hinzuweisen. Man verlobte Karl mit Ludwigs Tochter Renata und stattete das junge Paar mit Mailand und Genua aus, welche beide sofort an Ferdinand zu einstweiliger Verwaltung abgetreten wurden. Ludwig selbst sollte Ferdinands Enkelin Leonore heiraten und
1514 Tournay, was die Engländer erobert hatten, wieder erhalten. Die Venetianer sollten in ihrem Besitz ungeschmälert bleiben, die Schweizer mit vereinten Kräften in ihre Schranken zurückgewiesen werden. Während die eine Enkelin Maximilians, Isabella, den König von Dänemark Christian II. heiratete, begab sich die andre, Maria, nach Ungarn, um dort dem ungarischen Thronfolger ihre Hand zu reichen. Europa stand vollständig unter der Vorherrschaft Oestreich=Spaniens.

Wenn wir uns wieder den nordischen und östlichen Verhältnissen Europas zuwenden, so haben wir uns zu erinnern, daß Lübeck günstige Mandate des Kaisers erlangt hatte, als dieser Frankreich feindlich war und damit dessen Bundesgenossen, Dänemark, nicht freundlich gesinnt sein konnte. König Johann wurde bedeutet, den Lübeckern Wort zu halten, und, wie Ende des vorigen Kapitels gezeigt worden ist, beeilten sich die norddeutschen Fürsten ihren Frieden mit der Hansastadt zu machen. Allein noch ehe die kaiserliche Wandlung, die den in Maximilians Charakter eingeweihten Fürsten schwerlich unerwartet kam, bekannt wurde, erhoben sich Einzelinteressen, welche einer Zusammenfassung Norddeutschlands gegen Dänemark entgegenstanden. Durch die oben erwähnte Heirat des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg mit König Johanns Tochter war dieser dem dänischen Interesse von neuem verbunden, sowie er mit den Sturen wegen Rückbehaltung der Ausstattung der brandenburgischen Prinzessin Dorothea in Feindschaft stand. Nun hatte zwar Joachim mit Lübeck Friede und Vertrag geschlossen, aber er blieb nicht nur mit Dänemark in den engsten Beziehungen, sondern unterhielt zu dessen Gunsten fleißig

Unterhandlungen, deren erste Frucht war, daß Hamburg nicht nur dem lübischen Angriffe auf Dänemark fern zu bleiben sich verpflichtete, sondern sich gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe auf zehn Jahre in den Schutz Brandenburgs begab. Freilich war Joachim viel zu vorsichtig sich allenfalls in den Kampf zu mischen, er verstand es nur aus dem gesunkenen Ansehen des Kaisers für sein Haus nicht unbedeutende Vorteile zu erzielen. Selbst dann, als er vergebens den Frieden zwischen Dänemark und den Hansastädten zu vermitteln gesucht hatte, und Johann, erbittert über 1510
jene brandenburgische Neutralität, mit Joachims gefährlichem Vasallen Bogislaw von Pommern einen Bund geschlossen hatte, sah er sich nicht veranlaßt von seinen kriegerischen Rüstungen Gebrauch zu machen. Der hanseatisch-dänische Seekrieg dauerte fort bis durch Vermittlung auswärtiger Mächte die ermatteten Kämpfer Frieden schlossen, Ende des Jahres 1512. 1512

„Die sechs wendischen Städte versprechen, nachdem die Entscheidung des Streits über Schweden unter ihrer Vermittlung auf 24 Männer aus den drei nordischen Reichen gestellt ist, wenn die Schweden sich von diesen nicht wollen gebührliche und billige Wege weisen lassen, daß sie sich dann des Reiches Schweden mit Zufuhr und Abfuhr und jeder Verstärkung gänzlich enthalten wollen, so lange bis die Schweden mit Johann und seinem Sohne Christian vollkommen verglichen und vertragen sind; sie verpflichten sich für zugefügten Schaden einen Ersatz von 20,000 Mark zu zahlen. Dafür erhalten sie in der Hauptsache eine vollständige Bestätigung nicht blos der eigentlichen Privilegien und Gerechtigkeiten, sondern auch alten Herkommens und löblicher Gewohnheiten." Wenn man erwägt, daß den westlichen Städten ausdrücklich die früher zugesagten Privilegien von neuem bestätigt worden, so ergibt sich leicht, daß der Hauptzweck des Kriegs: die Holländer und Flandrer von der Ostsee auszuschließen, nicht erreicht war, daß diese vielmehr mit den Hansastädten die gleichen Rechte und Privilegien haben sollten. Als in Schweden Swante Sture gestorben 1512
war, beeilte sich der jüngere schwedische Adel und die Bauern dessen Sohn Sten Sture den Jüngeren zum Reichsverweser zu erwählen, was nur die eifrige Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen Dänemark bedeuten konnte. Unterdessen hatten sich auch im

Osten die Dinge geändert. Rußland, wie bemerkt, verletzt durch
die Zurückweisung der Heirat, welche es von Johann von Däne-
1510 mark erfahren hatte, hatte mit Schweden Frieden geschlossen und
war bereit seine anti-polnische Politik mit neuer Energie zu er-
greifen und zu verfolgen. Und schon drohte Sigismund, dem König
1506 von Polen und Großfürsten von Litthauen, der im Jahre 1506
nach Alexanders Tod gefolgt war, eine neue Gefahr, — abgesehen
von der fortwährenden Bedrohung durch die Walachen. Der
Hoch- und Deutschmeister, der die seit dem zweiten Thorner
Frieden (1466) bestehende polnische Oberlehnsherrlichkeit abschütteln
zu können hoffte, fand nicht nur dazu geneigtes Ohr bei Maxi-
1509 milian, sondern dieser ließ sogar die *westpreußischen* Städte
Danzig, Elbing und Thorn, die nach eben jenem Frieden zu Polen
gehörten, wegen Rebellion gegen den Orden vor das Kammergericht
vorladen. Sigismund beeilte sich einen Frieden mit Dänemark
1510 zu schließen. Dem neu gewählten Hochmeister Albrecht von Bran-
denburg wurden alle möglichen Versprechungen gemacht, nur der
Vetter auf dem brandenburgischen Chursitz verhielt sich sehr kühl.
Da fiel der Zar in Polen ein, um Smolensk zu erobern, und
1513 jetzt schien die Zeit gekommen, wo man das Ordensland für das
deutsche Reich retten konnte. Eine kaiserliche Gesandtschaft ging
nach Rußland, um durch ein russisches Bündniß sich den Erfolg
gegen Polen zu sichern. Die norddeutschen Fürsten hatten bereits
ihre Unterstützung zugesagt. In Dänemark hatte eben der kühne,
gewaltthätige Christian II. den Thron bestiegen. Frankreich und
Schottland, die alten dänischen Bundesgenossen, wollten den jungen
König durch Verheiratung mit der oben genannten Renata sich
dauerhaft verbinden. Aber Joachim, durch kaiserliche Vergünsti-
gungen gewonnen, zog seinen Verwandten auf die kaiserliche Seite,
er wurde mit der Erzherzogin Isabella verlobt und versprach zu-
gleich zum Schutz des Ordens mit dem Kaiser in Bündniß zu
treten. Die Russen, durch die Gesandten angefeuert, waren von
1514 neuem eingefallen und Smolensk hatte kapituliren müssen. Wie
im Westen in derselben Zeit die ganze Kraft gegen Frankreich zu-
sammengefaßt war, sodaß seine Niederschmetterung und Zerstückelung
geplant schien, so glaubte man im Osten alles auf die Rettung
Preußens und die Zerschmetterung Polens gesetzt. Der erbitterte

Krieg im Westen brachte ein französisches Bündniß und die Aufnahme der Dynastie in die habsburgische Verwandtschaft; das östliche Nachspiel gab den Orden preis, um das habsburgische Hausinteresse zu fördern.

Statt der mit unzähligen Eiden versprochenen Hilfe erklärte 1515
der Kaiser, er wolle „den Hochmeister zu seiner Gebühr ermahnen, daß er dem Könige von Polen leisten solle, was seine Vorfahren gethan". Wenn Max vor kurzem die oben genannten westpreußischen Städte selbst vorgeladen hatte, so erklärte er jetzt vielmehr, daß er es nicht „zugeben und gestatten wolle, daß die Städte Danzig und Thorn und andere ihres Gleichen im kaiserlichen Kammergericht beklagt oder gerichtet werden sollten". Allerdings war für Habsburg um so besser gesorgt. Es hieß in dem Vertrage, „der Kaiser habe des Königs Wladislaus schon gekrönten Sohn Ludwig seinen beiden liebsten Söhnen (?), den hochgeborenen Fürsten Herrn Karl und Infanten Herrn Ferdinand, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit für den dritten zuzusetzen für gut erachtet; er erwähle ihn zu seinem Sohn und arrogire ihn in sein Haus zu Oestreich. Zugleich mache er denselben zu seinem und des Reichs Vicarien-General und Statthalter-General, also daß er nach unserm tödtlichen Abgang der rechte Erbe auch des heiligen R. Reichs sein soll."

Daß Ludwig mit der Erzherzogin Maria verlobt wurde, ist bereits erwähnt; Ferdinand wurde mit Ludwigs Schwester Anna verlobt. Wenn dieser Prinz oder Karl sie nicht heiraten könne, so übernahm der alte Kaiser diese Verpflichtung selbst. So hatte Habsburg sich Böhmens, Mährens, Schlesiens und Ungarns versichert; die deutsche Küste von Danzig bis Reval wurde den Jagellonen und Rußland geopfert. Deutschland, Italien, Spanien, ja England und Frankreich schienen Habsburg-Spanien sicher; ein neuer Weltteil zinste ihm. Aber der Menschen Pläne sind nicht die Wege der Geschichte.

Kapitel V.

1515—1527.

Es gibt wenig Zeiträume in der Geschichte, welche in einer so engen Spanne Zeit so weittragende Neuerungen, so tiefgehende, allerdings zum Teil längst vorbereitete Bewegungen aufzuweisen haben, als dieses Decennium. Die Einheit des römischen Katholicismus wurde gesprengt, Deutschland für Jahrhunderte gespalten, Habsburgs Macht in Italien und im Osten gefestigt und ausgedehnt; der Gegensatz zwischen seiner und Frankreichs Machtstellung zum Mittelpunkt der europäischen Politik gemacht und als solcher klar herausgestellt. Je unangreifbarer Habsburgs Stellung in Italien wurde, desto besorgter erwies sich die französische Politik sie an anderen Punkten angreifbarer zu machen. Im Norden wurde die Union vollständig zerschlagen, Schweden erhielt sein nationales Königthum, seine Stellung zu Lübeck mußte eine andre werden; die Osmanen festigten ihre Herrschaft im Osten, um im Westen desto tiefer eingreifen zu können; das Östreich ging von den Jagellonen auf Habsburg über.

Wenden wir uns zunächst dem Westen zu. Die Neujahrsglocken von 1515 schienen manche Hoffnung Habsburgs zu Grabe läuten zu sollen. Der König, der zweimal in Gefahr gewesen war Frankreich dem habsburgisch-burgundischen Interesse zu gesellen, das ist zu unterwerfen, verschied und hinterließ den Thron dem jungen Vetter Franz von Angoulême, Herzog von Bretagne. Er war es gewesen, mit dem man des Königs Tochter, Klaudia,

die Erbin der Bretagne, heimlich verlobt und dann verheiratet hatte, um sie ein- für allemal den habsburgischen Projekten zu entziehen. Er hat auch sofort einen glücklichen Versuch gemacht, die Netze zu zerreißen, mit welchen der Kaiser und Ferdinand sein Land und seinen Thron umsponnen hatten. Er hielt sich zunächst an den Teil des Vertrags, welcher den Schweizern jede Berechtigung auf den Besitz Mailands und seiner Dependenzen absprach, und blieb hier ebenso wie in der orientalischen Frage ganz in dem Geleise seiner beiden letzten Vorgänger. Er hatte aber bemerkt, daß Frankreichs Politik in Italien jedesmal dann eine üble Wendung zu nehmen begonnen hatte, wenn es ihr nicht mehr gelang, sich wenigstens in äußerer Uebereinstimmung mit dem Papste zu erhalten. —

Wohlgerüstet rückte Franz in die Lombardei ein: die Schweizer unterlagen bei Marignano; die Zeit eines selbständigen, maß- 1515
gebenden Einflusses war für sie vorüber, wenn sie auch in den nächsten Jahrzehnten wenigstens fortfahren bei der militärischen Lösung politischer Aufgaben sich als unentbehrliches Material zu erweisen.

Man wird verwundert fragen, wie es denn möglich war, daß Franz seinen Siegeszug durch die Lombardei nehmen konnte, so unbelästigt von auch nur einem Gliede der österreichisch-spanischen Ligue. Von Max, der dazu noch mit den jagellonischen Verbindungen und Eventualitäten beschäftigt war, wird kein Unterrichteter ein Eingreifen erwarten, das sich durch Schnelligkeit und Geschlossenheit der militärischen Bewegung auszeichnen mußte. Ferdinand war durch sein Land in Anspruch genommen und verstimmt über die Behandlung der kastilischen Erbfolgefrage. Er hätte die Nachfolge in Spanien und Neapel am liebsten seinem Lieblingsenkel Ferdinand gesichert gesehen; Karl und seine niederländische Hofhaltung wollten ihm gar nicht zusagen. Aber der junge Ferdinand hatte die Mission des Ostens empfangen, und so mußte der alte König sich Karl gefallen lassen, der vor der französischen Expedition gegen Mailand sogar einen Allianz-Vertrag mit Franz abschloß und sich dem Großvater überhaupt nichts weniger als freundlich erwies. Zwar hatte Ferdinand dem Kardinal Ximenes die Regentschaft über Kastilien übertragen, aber

schon beeilte sich Karl, ganz unter den Einfluß seiner wallonischen Minister stehend, seinen ehemaligen Lehrer, den ebenso gelehrten als rechtschaffenen Adrian von Löwen, den nachmaligen Papst Adrian VI., mit ähnlichen Befugnissen in sein Erbland zu schicken, so daß die beiden sich formell in die Regierung teilen mußten, wenn sie auch thatsächlich von dem weitüberlegenen Ximenes geführt wurde.

Ferdinand, der sich durch den französischen Einfall nicht direkt gefährdet sah, trug in seinem hohen Alter kein Verlangen durch ein sofortiges Eingreifen den stürmischen jungen König zu einem Einfall in Navarra oder Neapel zu reizen. König Heinrich von England, der bemerkt hatte, wie oft ihn Ferdinand betrogen hatte, konnte natürlich gar keine Veranlassung haben sich für die vermeintlichen Interessen des Hauses Habsburg in Oberitalien zu erwärmen, vielmehr hatte er schon im April 1515 einen Vertrag mit Franz geschlossen. Den Venetianern konnte es nur erwünscht sein, daß die östreichisch-spanische Omnipotenz in Italien einen Schlag erhielt. Wenn sie auch durch die vorhergehenden Kriege — abgesehen von ihrer Schwächung — die Erfahrung gemacht hatten, daß es ihnen besser sei den Kämpfen der großen Mächte fern zu bleiben, so traten sie doch noch einmal in ein Einverständniß mit Franz. Der Papst endlich befand sich in der fatalsten Lage.
1513—21 Es war eben jener Medicäer, Leo X., der die Einsetzung seiner Familie in Florenz um den Preis des spanischen Vasallenthums erkauft hatte. Zwar war der Kirchenstaat im Ganzen consolidirt, aber was wollte dieser Mittel- um nicht zu sagen Kleinstaat gegen die großen europäischen Mächte bedeuten. Seitdem die Päpste die Macht der neapolitanischen Aragonesen, der Sforzen, der Venetianer hatten zerschlagen oder doch schwächen helfen, stand der Papst ohne einheimische Stütze dem Andrängen der Habsburger und Franzosen gegenüber; in seiner eigenthümlichen Stellung, die nach ihrer geistlichen Seite unbestritten die erste in Europa, nach ihrer weltlichen die eines verhältnißmäßig kleinen italienischen Souveräns war, mußte er es fühlen, daß sie zu bedeutend war, um teilnahmlos bei diesen Kämpfen sich zu verhalten; aber zu schwach, um materiell den Ausschlag geben zu können. Der heilige Vater und Fürst des Kirchenstaats mußte ganz system- und charakterlos

in jedem einzelnen Falle entscheiden, nicht etwa wohin er sich gefahrlos betten konnte, nein welche Seite ihm augenblicklich die weniger gefährliche schien.

Julius II. hatte noch auf seinem Sterbebett die Lage erkannt: Italien und der Papst fanden sich widerstandslos Oestreich-Spaniens Uebermacht überantwortet.

Jetzt schien ein günstiger Moment gekommen, den früheren Fehler wieder gut zu machen. Frankreich mußte in Oberitalien festen Fuß behaupten, um Spanien das Gegengewicht zu halten. Und noch waren es andre Dinge, welche den Papst geneigt machten zu Unterhandlungen. Freilich mußte er zunächst Parma und Piacenza, früher im Besitz der Viskontis, nach Ludwigs XII. Niederlagen von Julius II. zum Kirchenstaat geschlagen, den französischen Unterhändlern preisgeben; aber er erhielt vor allem die Aussicht, die Freiheit der gallikanischen Kirche dafür geopfert zu sehen. Die sogenannte pragmatische Sanktion zu Bourges, fußend 1438
auf dem von dem Basler Concil aufgestellten Princip der Landeskirchen, hatte denn auch die französische Kirche nicht blos dem Einfluß des Papstes entzogen, sondern ihn auch, was besonders schwer empfunden wurde, der bedeutenden Einnahmen jener Kirche beraubt. Es hatte diese Kirche eine solche Selbständigkeit erlangt, wie sie mit dem Princip der Katholicität und des päpstlichen Supremats nicht vereinbar schien. Die letzte Stunde ihrer Freiheit hatte bei Marignano geschlagen. Es wurden durch den französischen Kanzler du Prat jene Verhandlungen eingeleitet, welche mit dem Abschluß eines sogenannten Conkordats endigten: der Supremat des Papstes wurde anerkannt; die höchste geistliche Gerichtsbarkeit, sowie die Annaten diesem zugesprochen; wogegen der König das fast unbeschränkte Recht erhielt, die 10 Erzbischöfe, 83 Bischöfe und 527 Aebte nach Gutdünken und aus eigner Machtvollkommenheit zu ernennen. Wem hier der Löwenanteil der pragmatischen Sanktion geopfert wurde, ist zu deutlich, als daß es der Erläuterung bedürfte. Indes waren es noch andre Combinationen, welche den Papst in seiner Haltung gegen Franz leiteten.

Schon Julius II. hatte den schwachen Bajazeth durch Androhung einer europäischen Coalition und ein Bündniß mit dem

Begründer des neupersischen Reiches, dem Schah Ismael, zu schrecken
gesucht. Allein die Lage begann bedenklicher zu werden, als der
schwache Sultan von einem seiner Söhne vergiftet worden war,
1512—20 und dieser selbst, Selim, den Thron bestieg und sich diesen durch
die Ermordung aller Verwandten sicherte. Durch die vollständige
1514 Niederlage, welche er Ismael beibrachte, entledigte er sich jeder
Besorgniß, die er von dieser Seite hätte hegen können; ging aber
nicht sofort zu einem Angriff auf den Westen über, sondern wollte
erst sich des Ostens vollständig bemächtigen, um dann mit um so
größerer Sicherheit und mit ungeteilten Kräften sich auf den
Westen werfen zu können. Bei seinem Regierungsantritt hatten
die Venetianer sowol als Ungarn ihren Waffenstillstand erneuert.
Allein wie es gewöhnlich zu gehen pflegte: die ungarischen Grenz-
distrikte mußten die Raubsucht der Osmanen befriedigen helfen.
Wladislaw, von seiner Schwäche überzeugt, ging den Papst um
Subsidien an. Hilfsgelder zu zahlen war aber noch keine päpst-
liche Kasse im Stande gewesen; Leo ging gern deshalb auf den
Vorschlag des damals in Ungarn allmächtigen Kardinal-Erzbischofs
Bakacs ein, welcher es für geeignet hielt den ungarischen Bauern
das Kreuz predigen zu lassen. So sehr auch einzelne Magnaten
gegen diese Maßregel waren, die nur den Geist der Selbständig-
keit und des Aufruhrs in den leibeignen Bauern wecken könne;
so wußte doch Bakacs die Maßregel durchzusetzen. Was man
1514 gefürchtet, geschah. Die aufgeregten Bauern, unter ihrem, vom
König ernannten Anführer, Georg Dozsa, richteten ihre Schwerter
und Sensen gegen den Adel. Nur mit Mühe konnte hernach durch
Zapolya, den Wojewoden von Siebenbürgen, der Aufstand nieder-
geschlagen werden. Der Angriff, den Wladislaw gleichzeitig gegen
eine osmanische Festung hatte unternehmen lassen, wurde natürlich
mit leichter Mühe abgeschlagen. Venedig war klug genug auf die
päpstlichen Kreuzzugspredigten sich sehr ruhig zu verhalten. Da
mußte der Held von Marignano dem Papste wie der heilige Georg
erscheinen.

Auf einer Zusammenkunft, welche zwischen Leo und Franz
1515 im Dezember des Jahres zu Bologna gehalten wurde, ist die
orientalische Frage mit großem Eifer besprochen worden. Schreibt
ja doch Franz am 14. Dezember, wenn auch nicht ohne Neben-

absichten, voll glühenden Eifers an Ferdinand den Katholischen: „Ohne Falsch und Heuchelei will ich meine Kraft und meine Jugend zur Ehre und Anbetung Gottes, unsers Heilands, dem Kriege gegen die Feinde unseres Glaubens widmen.“ Damit sollte es aber noch gute Wege haben.

Mittlerweile hatte Max Truppen gesammelt, um in Italien seine alte Stellung zu erringen. Aber seine schweizerischen Söldner, wie gewöhnlich minder gut bezahlt als ihre Kameraden auf der französischen Seite, weigerten sich gegen ihre Landsleute zum Kampf vorzugehen; und der Kaiser mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, beschloß aber zunächst die Venetianer das französische Bündniß entgelten zu lassen. Schon einmal hatte ein östreichischer Erzherzog, als er die Regierung in Kastilien übernahm, Philipp, Maximilians Sohn, von französisch gesinnten niederländischen Räthen bestimmt, der Politik des Kaisers eine andre Richtung gegeben. Eine Politik, der damals die höchste Machtstellung Maximilians den deutschen Fürsten gegenüber gefolgt war. Wenn auch Franz den alten König Ferdinand durch einen Einfall in Navarra beunruhigt hatte, so war er doch auf dringende Vorstellung des Papstes und im wohlverstandenen eignen Interesse von seinen Plänen gegen Neapel abgestanden. Und als Ferdinand gestorben und damit mancher Differenzpunkt aus dem Wege geräumt war, zeigten sich die beiden jungen Regenten von Spanien und Frankreich so von der Idee eines allgemeinen Kreuzzugs gegen den Feind der Christenheit ergriffen, daß es ihnen in dieser Stimmung leichter gelang, eine Einigung herbeizuführen, als es den Anschein gehabt hatte. Gegen den Verzicht Franz' I. auf Neapel schloß man einen Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Noyon, dem sich dann 1516
auch Maximilian mit Räumung des venetianischen Gebiets anzuschließen gezwungen war, während der Herzog von Geldern nach wie vor Holland plünderte. Damit war für ihn der große Kampf zum Abschluß gekommen, den er mit der Liga zu Cambray gegen Venedig heraufbeschworen hatte. Das Resultat dieses achtjährigen Kampfes war, daß ihm Roveredo nebst Umgegend abgetreten wurde und 200,000 Ducaten ausgezahlt wurden.

Mit tiefer Erbitterung im Herzen, besonders auf den Papst, kam er wie so manchmal über die Alpen nach Deutschland zurück;

wie so manchmal voll großer Pläne: dießmal schienen sie wirklich gegen die Osmanen gerichtet. Es war wol nur ein Fürst, der sich durch Leos X. und der Uebrigen Kreuzzugsprediger hatte täuschen lassen. Das war Wladislaw; er war im Vertrauen auf die französischen Subsidien, die niemals geleistet wurden, so thöricht
1516 gewesen einen Waffenstillstand abzuweisen, den ihm Selim angeboten hatte.

Wie bemerkt, hatte dieser den Plan zunächst sich im Osten
1516 vollkommen zu sichern. Ismael war geschlagen, nun rückte Selim nach Syrien und stürmte Damaskus. Wie manchen asiatischen Herrscher hatte die Unterwerfung Syriens nach Aegypten geführt.
1517 Selim folgte diesen Pfaden und nach der vollständigen Niederlage der Mameluken war Aegypten ihm sicher. Als die Kunde davon nach Europa kam, beeilten sich die Venetianer dem Großherrn eine Glückwunsch-Gesandtschaft zu schicken, welcher gegen die fortgesetzte Zahlung des Tributs für die Insel Cypern mit ihnen den Frieden erneuerte. Je mehr Selim noch mit der Einverleibung Aegyptens beschäftigt war, desto ungestörter konnten die großen westeuropäischen Projekte gegen den Osten geplant werden. Am ungeschminktesten kamen dieselben auf dem Diplomatencongreß zu
1517 Cambray zum Vorschein. Hier erscheint der Kreuzzug seines geistlichen Gewandes ziemlich entkleidet, denn der Papst war gar nicht in das Einverständniß gezogen worden. Der detaillirte Plan des französischen Gesandten Boissy bezweckte nichts Geringeres als die Teilung des osmanischen Reichs. Es ist meines Wissens der Erste, welcher die orientalische Frage in dieser Weise zu beantworten unternimmt. Nachdem gesagt ist, daß die drei Mächte — Spanien, Frankreich und der Kaiser — Griechenland auf gemeinschaftliche Kosten erobern und in drei gleiche Teile machen sollten, fährt die Instruktion des Gesandten fort: „Ihr werdet darthun, daß dieß der ehrenvollste, nützlichste und vorteilhafteste Beschluß ist, der von solchen Fürsten gefaßt werden kann. Denn" — und hier konnte man wieder des christlichen Aufputzes nicht entbehren — „die wahre Pflicht des Kaisers besteht darin, den Glauben mit Gewalt zu vertheidigen und weiter auszubreiten, sowie es auch die eines christlichen Königs, der davon den Namen trägt, und die eines katholischen ist." Und weiter unten heißt es von den drei

Fürsten: „Sie werden damit ihre Pflicht thun, ein Gott wohlgefälliges Werk verrichten 2c. und können von da, je nachdem ihnen das Glück dazu räth, dann auch sogleich weiter gehen und das heilige Land erobern." Wie man sieht, war des ostensiblen Zwecks erst in zweiter Linie und in der bescheidensten Weise gedacht. Vor allem war es auf die europäische Türkei abgesehen. Der französische Gesandte war gehalten sofort darauf zu dringen, daß man einen Feldzugsplan berathen und entwerfen solle. Ganz besonders aber war tiefstes Schweigen empfohlen. Max aber, wol um den französischen König bei dem Papst so zu discreditiren, daß er nicht ferner neben ihm als Führer des Kreuzzuges auftreten könne, ließ den Papst von allem verständigen, und dieser beschloß nun die Sache energischer in Angriff zu nehmen. Leo ließ das schon von Julius gegen das französische Concil in Pisa zusammenberufene Lateranconcil förmlich den Krieg gegen die Ungläubigen beschließen. Zugleich wurde an alle christlichen Fürsten — ganz besonders war es dabei auf Emanuel von Portugal abgesehen, der aber die Haltung der Venetianer zu teilen schien — Bullen gesandt, welche denselben mit Androhung der schwersten Kirchenstrafen Frieden oder doch wenigstens einen fünfjährigen Waffenstillstand auferlegten. Kardinäle mußten die großen Höfe bereisen, um die heilige Sache zu betreiben. Eine weitläufige Staatsschrift wurde ausgearbeitet, in welcher eine Reihe von detaillirten Bestimmungen Platz fand. Bei Max konnte sie keine Gnade finden, seitdem er daraus ersehen hatte, daß der König von Frankreich keineswegs vom Papste bei Seite geschoben war, sondern daß ihm vielmehr eine höchst wichtige Stellung neben dem Kaiser angewiesen war. Er beeilte sich auch sein Scherflein beizutragen nicht minder als der Papst; auch er ließ eine umfangreiche Denkschrift einreichen, und Karl von Spanien wollte nicht zurückstehen. Die päpstliche Denkschrift war bescheiden genug, die Teilung des osmanischen Reichs so lange zu verschieben, bis man in seinen Besitz gelangt sei. „Das einzig bleibende Resultat", meint der verdiente Zinkeisen, „war die Erweiterung des Gesichtskreises der europäischen Politik im Betreff der orientalischen Angelegenheiten und des osmanischen Reichs. Die orientalische Frage ward von jetzt an immer mehr Gemeingut der Mächte Europas. Der Schwerpunkt ihrer Lösung

neigte sich nach Westen. Frankreich, Spanien, selbst England traten jedesmal in den Vordergrund, wenn es sich um orientalisch-europäische Verhältnisse handelte."

Während man sich mit diesen fast wissenschaftlichen Betrachtungen beschäftigte, begannen sich Knoten zu schürzen, deren Lösung für die großen Mächte eine andre Behandlung verlangte, als die für den Osten so eben beliebte: Luther war aufgetreten; Max versuchte seinem Hause die Kaiserkrone zu sichern. Wie sich Karl VIII. Savanarolas gegen Alexander bedient hatte, wie Ludwig vorgab seinen Krieg gegen die päpstliche Liga im Auftrage des Pisaner Concils zu führen, so hatte auch Max erkannt und ausgesprochen, daß man sich den Augustinermönch nur halten möge; man wisse nicht, zu was man ihn noch brauchen könne. Wenn sich auch dieser Mönch allzu spröde und wenig geeignet zur Verwendung in der damaligen Politik zeigte, so war doch Maximilians Nachfolger mit seinen Räthen nicht weniger als er von der Möglichkeit Luthers Sache mit ihrer Politik zu combiniren durchdrungen; und den Anhängern der neuen Lehre ist es nicht gelungen, sich einer politischen Behandlung ihrer Bekenntnißfrage zu entziehen. —

Was Maximilian aber und der östreichischen Partei vor allem und zunächst am Herzen lag, war die Sicherstellung des Hauses Habsburg in der kaiserlichen Nachfolge; und hierbei sollte sich von neuem der alte burgundisch-französische Streit entzünden, welcher für Decennien wiederum der Mittelpunkt der westeuropäischen Politik wurde.

Man wird sich erinnern, daß an einer früheren Stelle jener wunderliche Vertrag erwähnt ist, welcher zwischen Max und den Jagellonen abgeschlossen wurde. Wenn in demselben der junge Ludwig von Ungarn und Böhmen zum Nachfolger im Reiche bestimmt erscheint, so kann man sich nicht wundern, daß auch der König von England von Max einmal als sein erwünschter Nachfolger bezeichnet wird, zumal er damit nur den König Heinrich zu Geldbewilligungen geneigter zu machen hoffte. Im Uebrigen sind es Velleitäten, wie sie dem Kaiser eigen waren, die nichts anderes sollten, als einstweilen die Augen der Gegner nach einer andern Richtung lenken und die eigentlichen Pläne verdecken. Und Max scheint Grund genug gehabt zu haben sein Projekt möglichst lange

zu verbergen, wenigstens so lange bis er ihm einigen Rückhalt gegeben hatte. Er war der Meinung, daß Karl, der älteste der Enkel, — der jüngere, Ferdinand, war erst 14 Jahre alt —, nicht blos in Spanien, Neapel, den Niederlanden, sondern auch in Deutschland nachfolgen sollte; nur so, meinte der Kaiser, könnten die universellen Pläne des habsburgischen Hauses ihre Verwirklichung finden; Ferdinand mochte in der Verwaltung der deutschen Erbländer und in der Anwartschaft auf das jagellonische Erbe folgen. Maximilian konnte keinen Augenblick in Zweifel sein, daß jenes Projekt sowol bei den Churfürsten, als auch bei den Souveränen Westeuropas auf erheblichen Widerstand stoßen würde. Vor allem mußte es Frankreich sein, welches sich durch dasselbe bedroht sah. Von allen Seiten umarmt von dieser furchtbaren Macht, konnte es nicht anders als voll Mißtrauen sein und durch Habsburgs Stellung in Italien seinen eben erworbenen mailändischen Besitz, durch die übermächtige Stellung in Deutschland und Spanien seinen burgundischen Besitzstand bedroht sehen; zumal in dieser Beziehung noch gar keine definitive Auseinandersetzung erfolgt war. Man hatte sich seiner Zeit nur vertragen, weil man andre Projekte im Sinne hatte und vor der Schwierigkeit der Lösung zurückschreckte. Nun hatte allerdings seit Karls Antritt in Spanien beständig ein reger, freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Souveränen stattgefunden, man hatte sich in der liebenswürdigsten Weise mit verschiedenen Reitpferden beschenkt; daß dieß alles aber die Stellung der beiden Mächte zu einander nicht beeinflussen konnte, war zweifellos, besonders wenn man bedenkt, daß an dieser entente cordiale die französisch gesinnten niederländischen Diplomaten des jungen Fürsten am meisten Anteil hatten. — England hatte keinen besonderen Grund sich auf die Seite des einen oder anderen zu stellen. Spaniens maritime Stellung konnte der damaligen Flotte Englands keine Conkurrenz machen; Heinrich dachte wol auch an Maximilians Rede von seinem Kaiserthum, aber im Ganzen stand er der Wahlangelegenheit ziemlich fern. Die Jagellonen in Ungarn und Böhmen erhoben zwar auch formell Ansprüche, fanden aber nirgends auch nur die geringste Unterstützung. Der Papst hatte, abgesehen von dem intimen Verhältniß, in welchem er seit Marignano mit Franz stand, auch eine gute Hand=

habe sich gegen Karls Wahl zu erheben. Man wird sich erinnern, daß zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser der Papst den Grundsatz zur Geltung zu bringen wußte, daß das Königreich beider Sicilien nicht mit dem deutschen Kaiserreiche vereint sein dürfe. Leo war bereit dieses, wenn auch stark verrostete Rüstzeug hervorzusuchen und in dem Kampf um die Kaiserkrone nach Kräften zu gebrauchen. Venedig war klug genug, sich nicht in den Streit der großen Mächte einzumischen. Nach langen Unterhandlungen war es Max gelungen die Majorität der Fürsten für Karls Wahl zum römischen König sich verbindlich zn machen. Da starb er mitten in all seinen
1519 Plänen und Projekten im Januar des Jahres. Die Fürsten hielten sich natürlich durchaus nicht durch ihre Versprechungen für gebunden: Ein anderes war es einen römischen König zu wählen, ein anderes einen Kaiser. Nun begann der Wahlkampf. Es liegt außerhalb der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, denselben im Einzelnen zu verfolgen; zumal die historische Forschung zur Aufklärung der Vorgänge im Einzelnen das Mögliche bereits geleistet hat, und eine große Masse Quellenmaterials hierüber gesichtet und gedruckt ist. Daß Heiraten oder doch wenigstens Heiratsprojekte und Geldzahlungen dabei einen maßgebenden Einfluß gehabt haben, ist bekannt und läßt sich nicht anders erwarten. Hat ja doch Franz eine bedeutende Pauschsumme, wenn ich nicht irre, 3 Millionen Thaler, bezeichnet, welche er zur Bestechung auszugeben bereit wäre. Wie viel französisches Gold die deutschen Fürsten und Agenten eingesteckt haben, steht auch ungefähr fest. Trotzdem hat der König von Spanien den Sieg davon getragen. Freilich sind die Motive der Wählenden so wunderbar gemischt, daß man ihrer kaum habhaft werden kann. Die materiellen Vergünstigungen, der Gedanke, daß der Herrscher über so viele und entlegne Besitzungen den Churfürsten wol zum guten Teil das Regiment werde überlassen müssen, mögen die Hauptmomente sein, welche für Karl in die Wagschale fielen. Daß die Churfürsten durch die ungeschickte Art des päpstlichen Legaten, welcher ihnen im Namen Leos gleichsam die Wahl des Königs von Neapel verbot, verletzt wurden; daß Einzelne der Wähler auch von nationalen Erwägungen berührt wurden, soll nicht geleugnet werden. Ebenso wenig vermag ich aber die Ueberzeugung zu gewinnen, daß wirklich

die „großen Motive“ den Ausschlag gegeben hätten. Sie sind doch nur, soweit ich sehen kann, Accidentien gewesen, Flitter, mit denen Mancher die Nacktheit seines Eigennutzes zu verdecken sich bestrebte, oder es doch zuließ.

Noch vor der Wahl hatte Ulrich von Würtenberg, durch französisches Geld gewonnen, dem östreichisch=schwäbischen Bund den Krieg angekündigt; allein seine 16000 Schweizer blieben aus, da dießmal die östreichischen Unterhändler geschickter und reichlicher mit Geld versehen waren, als das sonst der Fall zu sein pflegte. Der Herzog mußte landflüchtig werden und Würtenberg wurde unter östreichische Verwaltung gestellt. Wenn dadurch Süddeutschland ganz unter die Botmäßigkeit Oestreichs kam, so erlitt auch im Norden zur selben Zeit die anti=östreichische Partei durch den ungünstigen Ausgang der Kalenbergischen Erbfolgefehde einen schweren Schlag. Karl mußte zwar in seiner Kapitulation versprechen, daß die Churfürsten zum Reichsregiment gezogen, daß gegen ihren Willen kein Krieg geführt, kein Bündniß geschlossen, keine Steuer ausgeschrieben, kein Reichstag angesagt werden sollte; aber leider war man in Deutschland nach den Jahre langen, resultatlosen Verhandlungen mit Max immer unklarer über die Grenzen der kaiserlichen und fürstlichen Machtbefugnisse geworden, man hatte sich an einen provisorischen Zustand und gewaltsames Eingreifen allzu sehr gewöhnt; das Gefühl der Pflicht und Gesetzmäßigkeit schien abhanden gekommen. Und was ein Eid der damaligen politischen Moral galt, ist Niemand unbekannt.

Als Karls Wahl bekannt wurde und Franz trotz seiner enormen Ausgaben nicht eine Stimme erhalten hatte, so fehlte diesem zunächst, wie er es vorhatte, die nothwendigste Handhabe, um als Gegenkaiser aufzutreten. Es war aber durch diesen Wahlkampf der Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg=Burgund mit neuer Kraft erwacht; er hatte sich so verschärft und zugespitzt, daß er nicht nur die übrigen Mächte zum Parteiergreifen zwang, sondern auch besonders in die französische Politik so tief einschnitt, daß sie in ganz andre Bahnen geleitet werden mußte. Es lag in der Natur der Dinge, daß man allgemein Italien für denjenigen Punkt ansah, bei welchem die französischen und habsburgisch=burgundischen Interessen zuerst feindlich auf einander treffen würden.

Wie wesentlich es dabei auf die Stellung des Papstes ankam, hatte die Erfahrung in den letzten Kriegen gezeigt. Nun hatten die Päpste in den letzten Jahren, vornehmlich aus Furcht vor der östreichisch-spanischen Uebermacht in Italien, sich zu den Franzosen geneigt, und man sagt ja von Leo X., daß er die wichtigeren Breves nach Deutschland vorher von Franz approbiren ließ. Nichts schien natürlicher, als daß der Papst sich auch für die Folge eng an Franz anschließen würde; es schien dabei ebenso leicht als wenig relevant, den König von England diesem Bündniß geneigt zu machen. Aber die Dinge verliefen anders. Karl bedurfte den Papst nicht nur für seine italienische Politik, sondern auch für seine Machtstellung in Spanien; die Vergebung der Pfründen durch den König, die Forterhebung der Zehnten und der sogenannten Kruzada bedurften der päpstlichen Bestätigung. Und welchen Werth Karl und seine Räthe auf das Einverständniß mit dem Papste legten, geht aus den diplomatischen Papieren jener Zeit auf das deutlichste hervor. Da begann die Zeit zu kommen, wo man den ketzerischen Augustinermönch verwerthen konnte. Wie die Dinge lagen, konnte man auf kaiserlicher Seite hoffen mit diesem Hebel den Papst nicht nur von den Franzosen abzuziehen, sondern ihn auch der Bewilligung der Dinge geneigt zu machen, die Karl in seinem Sinne erledigt haben wollte. Ihm lag besonders eine Sache seiner Erblande am Herzen.

Wie erinnerlich, war die Inquisition in Kastilien ohne Widerstand eingesetzt wurden, nur hatte der Papst von Anfang an nicht ohne ein gewisses Mißtrauen dieses in den Händen des Königs furchtbare Instrument betrachtet; war ja doch auch aus der Zeit der Maurenkriege das Kirchengut für den Monarchen steuerbar; hatte sich doch die Krone durch Einverleibung der drei Großmeisterthümer eine nie gesehene Unabhängigkeit und materielle Stärke zugelegt. Ferdinand war weiter vorgegangen und hatte den Widerspruch der Stände ungeachtet auch in Aragon die Inquisition eingeführt. Bei seinem Tode hatten nun diese Stände die Aufhebung der Inquisition beschlossen und sich dieserhalb an den Papst gewandt. Dieser hatte ihnen ein Breve gegeben, welches die Aufhebung jenes Instituts ausspricht. Aber man hatte sich bereits daran gewöhnt die Inquisition als unentbehrliches Regierungsmittel

anzusehen und glaubte, zumal den trotzigen, selbstherrlichen Aragonesen gegenüber, desselben nicht entrathen zu können. Karl ließ seinen Botschafter am römischen Hofe alle möglichen Anstrengungen machen und Versprechungen geben, um den Papst zur Zurücknahme des Breves zu vermögen. Der Botschafter ist es denn auch, welcher Karl vorschlägt, er möge sich den Anschein geben, als ob er Luther zu unterstützen gedenke, das werde bei dem Papste Wunder thun. Und so geschahs. Die deutsche Bewegung wurde mit der aragonesischen niedergeschlagen; die deutsche Reformation wurde zur Befestigung der Inquisition in Spanien ausgebeutet; der Preis für die Zurückziehung des gegen die Inquisition gerichteten Breves war das Wormser Edikt, Luthers Aechtung. Aber 1521 auch für seine europäische Politik war Karl besorgt den Ketzer zu verwerthen; Leo mußte die Franzosen preisgeben und plante mit Karl den Angriff auf Mailand. Das Datum des Wormser Edikts ist auch das des päpstlich-kaiserlichen Bündnisses gegen Frankreich. Gleichzeitig hatten die Verhandlungen mit England begonnen. Nun hatte Heinrich bereits Beweise genug, daß es ein schwieriges Ding sei mit der habsburgischen Doppelzüngigkeit fertig zu werden, auch hatte er seit jener ersten Aktion gegen Ludwig XII. mit Frankreich in gutem Einvernehmen gelebt. Sein Kardinal-Minister Wolsey indessen, wie Amboise begierig nach dem päpstlichen Stuhle, war wie die Königin Katharina für ein kaiserliches Bündniß und war, wie jener, die Triebfeder in der italienischen Politik. Heinrich selbst war nicht frei von dem Wunsch sich eines Teils von Frankreich zu versichern; begann doch der große französische Vasall und Prinz von Geblüt Karl von Bourbon dem englischen König die französische Krone anzubieten. Und Heinrich stand der Unionspolitik nicht so fern als sein Vater. Zunächst übernahm er die Vermittlung zwischen den feindlichen Mächten. Zu Calais versammelten sich die französischen, venetianischen, päpstlichen und kaiserlichen Diplomaten und Wolsey saß wie zu Gericht über sie. Im August des Jahres war ein englisches Bündniß mit dem Kaiser zu Stande gekommen. In zwei Jahren vom Datum des Bündnisses ab solle der Krieg an Frankreich erklärt werden. Heinrichs zehnjährige Tochter Maria wurde mit Karl verlobt. Während des Congresses zu Calais, der durch seine Langathmigkeit und Verlogen-

gegen Cypern, gerichtet zu sein. Sie schickten wenigstens ein Beobachtungsgeschwader aus. Als sie aber bemerkten, daß Rhodus das nächste Ziel der Osmanen sei, überließen sie die Ritter ihrem
1522 Schicksal, und die Belagerung begann im Sommer des Jahres. Adrians Aufforderung zum Frieden, oder doch wenigstens zu einem Waffenstillstande, verhallte ungehört. Nach halbjähriger, tapferer
1522 Vertheidigung mußte der Großmeister kapituliren und schiffte sich im den letzten Tagen des Jahres nach Kandia ein. Nach dem Fall von Rhodus, dem auch noch der andrer Inseln, z. B. von Kos, Leros u. s. w. folgte, erhob der Papst von neuem unter den europäischen Fürsten seine Stimme zum Frieden. Gesandte mit Briefen gingen wie ehemals an die europäischen Höfe. Es war umsonst. Die Venetianer erklärten sich zwar bereit ihren Frieden mit den Franzosen zu machen, aber sie versäumten nicht, sofort
1523 einen Gesandten an Suleiman abgehen zu lassen, welcher den Sultan wegen seiner Erfolge beglückwünschen sollte; die Franzosen waren mit dem Widerstand gegen die englisch-habsburgischen Truppen und mit neuen Rüstungen beschäftigt; in Deutschland hatte das Reichsregiment durch Steuerforderungen besonders die Städte gegen sich aufgebracht und durch Begünstigung der lutherischen Lehre eine scharfe katholische Opposition hervorgerufen; in England wollte das sonst so gehörsame Parlament keine weiteren Kriegssteuern bewilligen, in Spanien pacificirte Karl auf seine Weise die unruhigen Gemüther; der Hilferuf gegen die Osmanen erweckte Keinen aus der Lethargie der Eigensucht. Auch der Versuch der Franziskaner, welche sich im Besitz ihrer vielen orientalischen Klöster bedroht sahen, die Klöster zur Bestreitung und Bekämpfung der Osmanen heranzuziehen, blieb gänzlich erfolglos. Adrian mußte abscheiden mit dem traurigen Bewußtsein nirgends etwas erreicht zu haben. Wolseys Bemühungen blieben abermals fruchtlos. Es wurde ein Mann gewählt, von welchem die kaiserliche Partei sicher glaubte, daß er ihren Intensionen entsprechen werde. Es war der gewandte Kardinal Julius Medici, er nannte
1523—34 sich Klemens VII. Es ist wunderbar, daß dieser Kardinal es vermocht hat, auch die französische Partei im Conklave glauben zu machen, daß sie in ihm ihren Mann gefunden hätte. Dabei setzte eine jede Partei natürlich voraus, daß der Papst die andere be-

trügen würde. Der Kaiser, in dem Bewußtsein, daß das Haus Medici durch Spanien emporgekommen und nach Florenz zurückgeführt sei, daß der Kirchenstaat Oestreich=Spanien so viel zu danken habe, hatte beobachten können, daß Julius Medici einer der treusten Anhänger und Förderer der kaiserlichen Partei und ihrer Pläne im Kardinalscollegium gewesen war. Auch als Papst, glaubte Karl, würde er nie wagen können sich gegen ihn zu wenden; da der Kaiser es in der Hand zu haben schien, daß das der neuen Lehre zugethane Reichsregiment in diesem Sinne Deutschland von der Kurie losreißen könnte. Die französische Partei wiederum war der Meinung — allerdings dachte Franz anders —, daß Klemens, wenn er Papst geworden wäre, eine andere Stellung würde einnehmen müssen wie als Kardinal. Der Kardinal della Rovere, so konnte man exemplificiren, hatte einst die Franzosen ins Land gerufen, und dann zu ihrer Vertreibung eine große europäische Liga gebildet, um schließlich einzusehen, daß er Italien nicht befreit, sondern nur noch vollständiger einem auswärtigen Staat, Spanien, überliefert hatte. Und seitdem hatte sich die Lage noch verschlimmert. Die Kronen von Neapel, Spanien, Mailand, Deutschland waren vereinigt, die Franzosen wiederholt geschlagen. Der Papst mußte doch beginnen einzusehen, daß, wenn er Italien nicht für immer an Habsburg=Spanien ausliefern wolle, er sich den Franzosen anschließen müsse. Man kann nicht bestreiten, daß die beiden Parteien die Lage richtig gewürdigt hatten; es fragte sich jetzt nur, welcher Seite der Papst sich zuzuneigen gemeint war. Die Aufgabe war für ihn eine so schwierige, daß sie, wie man leicht sieht, mit den gegebenen Mitteln nicht befriedigend gelöst werden konnte; er hätte folgern müssen, daß seine dermalige Stellung unhaltbar war; er meinte aber von ihr nichts opfern zu können und begann das längst gewohnte Schaukelspiel, während dessen ihn Europa abwechselnd in französischen und habsburgischen Farben sah. Es ist gleich bezeichnend für seinen Charakter wie für seine Politik, daß seine beiden Vertrauten die Repräsentanten der beiden Parteien waren, Ghiberti der der französischen, Nikolaus von Schomberg der der kaiserlichen. Beide suchten beständig auf seine Entschließungen einzuwirken und erhielten ihn immer in dem engsten Connex, in der detaillirtesten Kenntniß der beiderseitigen

Bestrebungen, Wünsche und Pläne. Der Papst versuchte zunächst wie viel Vorteil für den Kirchenstaat sich noch aus der habsburgischen Machtstellung in Italien ziehen ließ. Er forderte von dem siegreichen kaiserlichen General, daß er für ihn Ferrara erobern und ihm ausliefern solle als Eigenthum der Kirche. Die
1524 Antwort, die er erhielt, zeigte ihm deutlich, wie man gesonnen sei dieses Herzogthum als kaiserliches Lehen anzusehen und zu behaupten. Da beschloß der Papst sich den Franzosen zuzuwenden, und er sah sich durch die Stimmung seiner Landsleute hierin nur bestärkt. Die Habsucht und hochmüthige Raubgier der Spanier hatte die Italiener überall auf das tiefste verletzt, die eben erst Europa bewiesen hatten, daß sie noch immer das Volk der alten Kultur und Bildung seien; diejenigen, welche sie als Barbaren ansehen mußten, spielten die Herren im Lande und hatten nur Verachtung gegen die Unterdrückten. Man war in Italien der Meinung, daß man wenigstens den Versuch machen müsse sich der verhaßten Bedrücker zu entledigen, so lange ein solcher noch möglich erschien. Klemens begann allen Ernstes die Dinge in Angriff zu nehmen. Zunächst wurde in Deutschland Baiern gewonnen, welches mit Ferdinand, dem die östreichischen Länder übergeben worden waren, dem ketzerischen Reichsregimente sich ent-
1524 gegensetzte und mit einer Anzahl von Bischöfen zu Regensburg die lutherische Lehre verdammte. Wenn auch hierdurch etwas für das Reich oder den Kaiser verpflichtendes nicht geschehen war, so war doch den antilutherischen Bestrebungen ein fester Kern gegeben, und ein tüchtiger Anfang mit der Scheidung dieser Nation gemacht, welche Karl zu verhindern ja besonders bemüht war. Zugleich mußte man versuchen, ob nicht England von dem kaiserlichen Bündniß abgezogen werden konnte. Vorläufig schien dies nicht gelingen zu können; Karls Tante, Katharina von Aragon, besaß als Heinrichs Gattin nicht geringen Einfluß. Heinrich war zu sehr noch in seinen französischen Plänen befangen, als daß er auf den Rath Einzelner hätte hören wollen, welche ihm zu verstehen gaben, es sei eine viel wichtigere und würdigere Aufgabe seiner Politik durch die Unterwerfung Schottlands erst die ganze Insel zu einigen, ehe man die immer verunglückten Unternehmungen gegen das Festland aufnehme. Vorläufig blieb man hier in den alten Bahnen.

Mittlerweile wurde die militärische Aktion wieder aufgenommen. Franz, der sich schon 1521 durch einen Subsidienvertrag die Unterstützung der Schweizer gesichert hatte, versuchte sein Glück gegen die deutschen und spanischen Söldner unter Frundsberg und Pescara. Er ist ihnen bei Pavia unterlegen, als Gefangener wurde er nach 1525
Spanien abgeführt. „Nach der Schlacht von Pavia", sagt Ranke, „ging ein Gefühl durch die Welt, daß die Herrschaft von Spanien und Burgund unerträglich sein werde, wenn es kein unabhängiges Frankreich mehr gäbe." Wie sehr Heinrich nach jener Schlacht noch in den alten Gleisen war, in welche ihn sein Schwiegervater Ferdinand geleitet hatte, geht aus seinen Friedensvorschlägen hervor. Er meinte, die französische Krone sei ihm zu übertragen; seine Erbtochter Maria sollte an Philipp, des Kaisers Sohn, verheiratet werden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das habsburgische Weltreich dann fertig gewesen wäre. Allein das schien Karl und seinem Kanzler zu gefährlich auf König Heinrichs Haupt die französische Krone zu sehen; sie schienen der Meinung zu sein, daß sie ihm keine Dornenkrone werden würde. Karl war zu sehr Burgunder, als daß er die Erwerbung dieses Stammlandes hätte vergessen können. In diesen Plänen entfremdete er sich hier für lange den englischen Bundesgenossen. Die päpstlichen Gesandten fanden geneigteres Gehör bei Heinrich, zumal des französischen Königs Mutter sich bereits früher des wichtigsten Mannes am englischen Hofe versichert hatte. Wolsey, der sich vom Kaiser hintergangen sah und hohe Pensionen von Frankreich bezog, die ihm der Kaiser nur versprochen, aber nicht ausgezahlt hatte, vermittelte jetzt den Frieden zwischen England und Frankreich. Der 1525
Papst wurde kühner, man begann mit dem Mann zu verhandeln, der Karls nothwendige Stütze in Italien schien. Wie einst Gonsalvo de Cordova der allmächtige Herrscher in Neapel gewesen war, so galt jetzt Karls Stellung in Italien für gefährdet, wenn es gelänge den Marquese von Pescara ihm untreu zu machen. So geschickt die Verhandlungen geleitet wurden, Pescara ließ den Versucher glauben, er sei geneigt auf die päpstlichen Anerbietungen einzugehen, um seinem Herrn sofort alles zu enthüllen. Karl konnte nun nicht mehr im geringsten zweifelhaft sein, wessen er sich vom Papste zu versehen hatte. Zunächst ging man damit um, den

Herzog Sforza von Mailand, der ebenfalls in die italienische Verschwörung gegen Karl verwickelt schien, seines Landes ganz zu berauben und Mailand in unmittelbaren Besitz des Kaisers zu bringen. Da erhielt die habsburgische Sache einen schweren Schlag durch Pescaras Tod. Karl, der sich die ganze Zeit über in Spanien
1525 aufgehalten hatte, und von den deutschen Ereignissen, wie dem Bauernkriege, unberührt blieb, war entschlossen des französischen Königs Gefangenschaft dazu zu benutzen, nicht etwa, wie man das nach dem seitherigen Gang der Dinge hätte erwarten sollen, um ihn zum Verzicht auf die italienischen Besitzungen zu bewegen, sondern ihn zur Herausgabe des Herzogthums Burgund zu zwingen. Franz, um endlich aus der Gefangenschaft zu entkommen, gab nach,
1526 beschwur den sogenannten Madrider Frieden, im Januar des Jahres abgeschlossen, nachdem er einen Augenblick vorher schriftlich erklärt hatte, daß er diesen Schwur nicht zu halten gedenke. Uebrigens fehlte auch hier das übliche Heiratsprojekt nicht; Karls Schwester, die verwittwete Königin von Portugal, wurde mit ihm verlobt.

Es ist wunderbar, daß Karl mit seiner viel gewundenen, zweideutigen und nicht selten treulosen Politik die Naivität hatte den Eid des französischen Königs als eine ausreichende Bürgschaft für die Ausführung des Madrider Friedens anzusehen. Aber bei ihm zeigte sich die Wahrheit dessen, was schon der alte römische Staatsmann Julius Cäsar gesagt hatte: „Was die Menschen wünschen, glauben sie". Alle Vorstellungen der kaiserlichen Räthe hatten nichts geholfen; der Kaiser war in dem burgundischen Zauberkreis gefangen, den er sich selbst gezogen hatte. Als der Papst um seine Meinung über den Madrider Vertrag gefragt worden war, erklärte er sich mit demselben einverstanden, wenn der König ihn nicht zu halten gedenke. Und in der That bot der damalige Stand der Moral Handhaben genug, um trotz dem Madrider Frieden die Integrität des französischen Staates aufrecht zu erhalten. Die öffentliche Meinung in Frankreich hatte sich wenig um die Eroberungen im fremden Landen gekümmert, sie wurde kaum berührt durch die Kunde von dem Verlust Italiens. Als es sich aber um die Abtretung einer rein französischen Provinz handelte, war man eher geneigt alles zu billigen und vieles

zu unternehmen als dieß Eine zuzugeben. Der König konnte sein Gewissen beruhigen durch die päpstliche Machtvollkommenheit, welche ihn seines Eides entband; er konnte seinem hohen Contrahenten die Unmöglichkeit zeigen, der übernommenen Verpflichtung nachzukommen, denn die burgundischen Stände erklärten, ihre alten Landesrechte ließen eine derartige Abtretung ohne die Stände gehört zu haben, gar nicht zu; und sie dächten nicht daran sich von ihrem Stamm= und Mutterlande Frankreich zu trennen. — Allerdings hätte er dann in die Gefangenschaft zurückkehren müssen, wie es vertragsmäßig vorgesehen war. —

Klemens, der nicht ohne den Einfluß des französischen Gesandten alle Einigungsvorschläge des Kaisers abgewiesen hatte, sah England ganz auf seiner Seite und schloß im Einverständniß mit diesem wie mit den italienischen Staaten ein Bündniß zur Befreiung der Halbinsel von der Fremdherrschaft. Franz beeilte sich dieser Liga zu Cognac beizutreten. „Es war ein Bund", sagt 1526
Ranke, „des ganzen westlichen Europa gegen die Folgen der Schlacht von Pavia, gegen die Uebermacht, die Absichten und das Glück des Hauses Burgund." Und nicht blos der Westen war es, welcher die Allmacht Oestreich=Spaniens brechen helfen sollte, auch der Osten sollte mit in den Kampf gezogen werden. Und das ist der Punkt, wo die französische Politik die letzten Ueberreste mittelalterlicher Anschauungsweise, die Idee der Einheit der christlichen Reiche abstreifte. In dem bevorstehenden Kampfe, in welchem es sich um die Existenz und Erhaltung des französischen Staats handelte, war man gezwungen einem System zu entsagen, das bei Behandlung politischer Fragen seine Erwägungen von Dingen abhängig machte, welche außerhalb der Landesinteressen lagen. An die Stelle der allgemeinen Kreuzzugspredigt ließ Frankreich ein Einverständniß mit den Ungläubigen treten. Noch während Franz in der Gefangenschaft gesessen hatte, war seine überaus rührige Mutter bemüht gewesen mit den Osmanen ein Einverständniß herbeizuführen; allein der französische Gesandte war unterwegs ermordet worden. Franz hatte dann den ungarischen Mag= 1525
naten Frangipani, der in Ungarn an der Spitze der antihabsburgischen Partei stand, zu Suleiman geschickt, aber zunächst keine positiven Resultate hierdurch erzielt. Mit allgemeinen Verspre=

chungen mußte sich Franz vorläufig begnügen. Als der Sultan indessen sein Land ganz beruhigt sah, und der polnische Jagellone sich einen Waffenstillstand von ihm erkauft hatte, rückte er gegen
1526 die Donau vor, nahm Peterwardein und Essegg im Juli des Jahres und schlug die Ungarn bei Mohacs; Ludwig der Frühzeitige fiel. Ungarn und Böhmen waren erledigt; der Erbfolgestreit konnte beginnen. In Ungarn war der Mann bereits offen hervorgetreten, welcher die ungarische Krone zu beanspruchen gesonnen war: es war der Magnat Johann Zapolya, der Wojewode von Siebenbürgen; seine Ansprüche fanden Unterstützung bei dem Sultan, welcher sich gegen Oestreich und den Kaiser zu wenden entschlossen war. Eine eilige stürmische Wahl der ungarischen Barone fiel im November des Jahres auf Johann. In einer eigenthümlichen Lage befand sich dabei der König von Polen, welcher sich zu einer offnen Bewerbung nicht verstehen mochte; dabei aber, wenn er von zwei Uebeln eins zu wählen hatte, auf dem Thron von Ungarn lieber seinen Verwandten Zapolya sah, als ein Glied des habsburgischen Hauses. Ferdinand und die Wittwe Ludwigs, Maria, erhoben Einspruch gegen Zapolyas Wahl und begannen mit den Waffen ihre Ansprüche zu verfechten. Wiewol sich Ferdinand ohne Erfolg um die Gunst des osmanischen Paschas beworben und eine besondere, allerdings ganz erfolglose Gesandtschaft an Heinrich VIII. geschickt hatte, so gelang es ihm
1527 doch Zapolya aus dem Felde zu schlagen und sich im Frühjahr die Stephanskrone aufzusetzen. Hier hatte die Ligue von Cognac schon eine Niederlage erlitten, ihr sollten bald mehrere folgen. In Böhmen war ebenfalls ein Prätendent aufgetreten, der schon einmal vom Papste als antikaiserliches Werkzeug gebraucht worden war. Es war Herzog Wilhelm von Baiern, dessen Ehrgeiz in gleicher Weise darauf gerichtet war, böhmischer und römischer König zu werden, und der in gleich eifrigen Unterhandlungen mit diplomatischen Agenten Heinrichs VIII. und Johann Zapolyas stand. Allein die papistischen Tendenzen des Wittelsbachers waren den Böhmen verhaßt, und als Ferdinand die Basler Compaktate anerkannte, verschaffte er sich durch seine antipapistische und nationale Haltung die böhmische Krone. Nicht minder wußte sich das Haus Habsburg in Deutschland durch eine nationale und papstfeind=

liche Stellung zu befestigen: der Reichstag zu Speier konnte die 1526
Ausübung der neuen Lehre jedem Territorialherrn gestatten. Man sieht, die Sache der Ligue bestand allerwege schlecht. Und was das zu bedeuten hatte, war Niemand klarer als dem Papst, dessen Minister beim Beginn des Kampfes gesagt hatte: dieser Krieg entscheidet die Befreiung oder die ewige Sklaverei Italiens. Der Kampf begann in Italien, Franz blieb mit der versprochenen Hilfe aus, der Papst hatte seine Kraft überschätzt; Rom fiel in die Hände
der wüthenden Landsknechte; den heiligen Vater hielten deutsche 1527
Protestanten und spanische Katholiken gefangen. West- und Mitteleuropa schienen der habsburgischen Vorherrschaft anheimgefallen. —

Bei der Betrachtung der europäischen Zustände im Osten und Nordosten ergibt sich zunächst, daß im Allgemeinen die Parteiverhältnisse sich wenig verändert hatten. Die Ostseefrage war wie die dänisch-schwedische und die polnisch-russisch-preußische nicht gelöst. Wol aber schien die Bearbeitung der beiden Fragen der Lösung näher zu kommen, als der junge, stürmische und gewalt-
thätige König Christian II. den dänisch-norwegischen Thron bestieg. 1513—23
Er hatte sich, wie erwähnt, den alten französischen Verbindungen abgewandt und dem Glücke Habsburg-Burgunds sich angeschlossen. Es war offenbar, daß in Folge dieser engen Verbindung mit dem Kaiser seine Stellung der Reichsstadt Lübeck gegenüber eine günstigere zu werden versprach. Nicht weniger vorteilhaft mußte es Lübecks Concurrenten, den Holländern, erscheinen, als ihr Fürst deutscher Kaiser geworden war und in so enger Beziehung mit dem Dänenkönig stand, daß ihnen leicht noch größere Handelsvorteile daraus erwachsen konnten, als sie deren bereits genossen. Lübeck verfuhr sehr vorsichtig, wenn auch entschlossen sich keinen Vorteil entgehen oder gar entreißen zu lassen. Die Aufgabe der äußeren Politik, die Christian zu lösen hatte, war wie die seiner Vorgänger eine doppelte: es galt, Lübecks politischen und commerziellen Einfluß zu schwächen und Schweden zur Anerkennung der dänischen Herrschaft zu bringen. Ferdinand der Katholische hatte einmal Maximilian die politische Lektion erteilt, nicht zwei Dinge zugleich in Angriff zu nehmen, es sei ja wol recht begreiflich, daß ihm der Sinn auf Mailand wie auf Venetien stehe, indes

sei es für eine ernste Behandlung nothwendig, erst das eine und dann das andere in Angriff zu nehmen. Nun stand allerdings hier im Norden die Sache etwas anders, indem die Verbindung zwischen Lübeck und Schweden eine weit intimere war, und beide Teile dieselbe als Lebensfrage ansahen. Aber es hätte sich doch wenigstens empfohlen die Bearbeitung dieser Aufgaben nicht dadurch zu erschweren, daß man andre einmischte. Von dieser Einsicht war Christian in seinem stürmischen Eifer weit entfernt. Es ist ihm zwar geglückt, wieder ein, wenn auch resultatloses Bündniß mit Rußland und dem Hochmeister Albrecht zu schließen, aber er hat doch auf der andern Seite es mit weit größerem Erfolg verstanden sich überall Feinde zu erregen. Sein Oheim, der Herzog von Holstein, schon längst verstimmt darüber, daß ihm nicht die Herzogthümer ungeteilt übergeben worden waren, war besorgt mit Lübeck in Einverständniß zu bleiben; den gewaltthätigen, trotzigen Adel brachte Christian gegen sich auf, sowie er den Klerus durch seine Begünstigung der lutherischen Lehre sich vollständig verfeindete. Wie wenig der Kaiser dieß alles billigte, sollte Christian ebenfalls bald erfahren. Seine Aktion richtete sich zunächst gegen Schweden,
1517 wo eben der Erzbischof von Upsala, ein dem alten unionistisch d. h. dänisch gesinnten Adel angehöriger Mann im Einverständniß mit Christian, und, von diesem unterstützt, gegen Sten Sture, den Jüngeren, zum offnen Aufruhr überging. Christian, der durch ein Bündniß mit Rußland, welchem sich auch der Hochmeister anschloß, den Schweden eine gefährliche Diversion bereiten wollte, mußte bald erkennen, daß Wassilij und Albrecht andre Interessen hatten;
1518 er unternahm also den Kampf, landete, wurde aber bei Brännkyrka geschlagen und kehrte unverrichteter Sache nach Dänemark zurück. Nun griff der Erzbischof zu den Mitteln der geistlichen Gewalt. Der Papst sprach Bann und Interdikt über den Reichsverweser und das Land aus, und der ketzerische Christian konnte nun als der Executor jener kirchlichen Dekrete auftreten. Christian landete
1520 von neuem, Sture erlag seinen Wunden, der Adel, zuchtlos wie er war, wollte weder gehorchen noch konnte er befehlen; die führerlosen Bauern wurden zersprengt oder niedergehauen. Nur Stures heldenmüthiges Weib Christina Gyllenstjerna vertheidigte Stockholm bis sie die Noth zur Kapitulation zwang. Wie Christian seinem

Eid, den er nach der Sitte der Zeit auf die Hostie schwur und brach, und der Menschlichkeit Gehör schenkte, hat Stockholm in den ersten Tagen des November erfahren; die Geschichte hat des Königs Verfahren das Blutbad von Stockholm genannt. Aber der Rächer war ihm entkommen. Mit einem Bauernheer und lübischen Schiffen wurde Land und Hauptstadt von Gustav Erichson — aus dem Hause Wasa — wiedererobert, zur selben Zeit als der dänische Reichsrath dem blutigen König die Krone kündigte, der Adel der Herzogthümer sich gegen ihn erhob und ihm nichts anderes übrig blieb, als Hab und Gut auf ein Schiff zu retten 1522
und insgeheim sein Reich zu verlassen. Ihm folgte sein Oheim Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, nachdem er die Pri- 1523—33
vilegien des dänischen Adels und das Wahlrecht der Norweger anerkannt hatte. In Schweden bestieg Gustav Wasa den 1523—60
Königsthron. Die Union der nordischen Reiche war damit ein- für allemal zu Ende. Es leuchtet ein, daß diese Entwicklung von der größten Wichtigkeit für die Stellung Lübecks und die Behandlung der Ostseefrage war. Allerdings schien Lübeck nur dabei gewonnen zu haben: die Unionsfrage war mit einem Male aus der Welt geschafft; in den Herzogthümern und in Dänemark saß ein befreundeter Monarch auf dem Thron, der bei seiner geschwächten Regierungsgewalt an Feindseligkeiten gegen Lübeck nicht denken konnte; in Schweden war ein Mann König, der Leben und Krone der Hansastadt zu danken hatte. Aber man darf nicht übersehen, daß gerade auf der Nothwendigkeit, der dänischen Unionspolitik gegenüber einig zu sein, Lübeck seine einflußreiche Stellung in Schweden behauptet und man darf sagen gemißbraucht hatte.

Es kann doch nicht anders als ein Mißbrauch erscheinen, der sich freilich eher rächen sollte, als man in Lübeck denken mochte, wenn man sieht, was diese politischen Handelsherren dem neuen schwedischen König abgedrungen haben. „Die Lübecker, Danziger und ihre Verbündeten sollten frei im ganzen Umfang des Reiches verkehren und mit den Bürgern selbst Handel treiben, in Stockholm und Kalmar auch einzelne kostbare Waaren unmittelbar an Prälaten und Ritter verkaufen dürfen, außerdem in den vier wichtigsten Häfen der Freiheit von Zöllen und allen Abgaben genießen, während Niemand anders überhaupt zum Handel im Lande zuge-

lassen werden, kein Fremder das Bürgerrecht erwerben, die Schweden selbst aber nur nach den benannten Städten der Ostsee segeln, namentlich nicht durch den Sund und Belt fahren sollten." Mit Recht bemerkt hierzu ein Neurer: „Auf diese Weise waren nicht blos alle Nebenbuhler der Ostseestädte, besonders die Holländer, von den schwedischen Märkten ausgeschlossen, auch die Einwohner des Reiches selbst, da dieß damals nur in einem schmalen Streifen die Küste des Kattegat berührte, so gut wie ganz von einer Verbindung mit den westlichen Häfen Europas abgeschnitten." Es ist leicht einzusehen, daß eine Bundesgenossenschaft, die so theuer bezahlt werden mußte, lästiger und unbequemer war als offne Feindschaft, und daß man in Schweden nur auf die günstige Gelegenheit wartete, um diese hansische Kette abzuschütteln: vorläufig mußte Gustav von neuem die Erfahrung machen, daß es in Schweden leichter sei König werden als König bleiben. Als das Krönungsmahl zu Upsala gehalten wurde, rief der Erzbischof von Upsala dem jungen König zu: „Unsere Gnaden trinken Euer Gnaden zu"; worauf Gustav geantwortet hätte: „Deine Gnaden und Unsre Gnaden haben nicht Raum unter einem Dache". In diesen Worten liegt Gustavs nächste politische Aufgabe. Er sicherte sich zunächst die Ruhe nach außen; theurer mußte er sie bei seinen Freunden kaufen, als bei seinen Feinden; er schloß mit Rußland
1524 einen 60jährigen Waffenstillstand; mit Dänemark wurde ein Abkommen getroffen. Dann begann er den großartigen Kampf gegen die Uebermacht der Prälaten, der mit dem vollständigen Siege des Königthums und der Einführung des Protestantismus endigte. Und es verdient auch hier hervorgehoben zu werden, daß Schweden das einzige europäische Land ist, in welchem diese durchgreifende Aenderung ohne religiöse Märtyrer sich Bahn brach.

Lübeck war indessen in Dänemark nicht minder bemüht gewesen seine Stellung zu dem König-Herzog Friedrich für seine Interessen zu verwerthen; aber was den Handelsherren besonders am Herzen lag: die Aufhebung der an die Niederländer verliehenen Handelsfreiheiten, vermochten sie nicht zu erreichen, ja sie konnten es nicht verhindern, daß Gustav Wasa den Holländern in einzelnen schwedischen Häfen freien Verkehr gestattete. Es war allerdings nicht minder bekannt, daß Christian II. sich in den Niederlanden

aufhielt und dort seine Restauration in Dänemark betrieb, als daß Karl zu seinen Gunsten mehr als ein diplomatisches Aktenstück in die Welt gehen ließ. Da es aber hierbei blieb, und die Regentin Margarethe dem Widerwillen der Niederländer gegen jede militärische Aktion zu Gunsten Christians vernehmlichen Ausdruck verlieh, so begnügte sich der Kaiser mit der Notifikation seiner Wünsche und Erwartungen; und Dänemark und Schweden fuhren fort in der Begünstigung des niederländischen Handels nicht nur die Förderung der materiellen Interessen ihrer Länder, sondern auch das beste Gegengewicht gegen die kaiserliche Intervention zu Gunsten Christians zu erblicken. Die Lübecker bemerkten, daß ihre politischen Thaten der Bürgerschaft viel gekostet und ihrem Handel nicht die erwarteten reichen Früchte eingebracht hatten. Unzufriedenheit begann sich ihrer zu bemächtigen.

Am Schluß des vorigen Kapitels war gesagt worden, wie Maximilian nicht nur alle Zusagen, welche er dem neuen Hochmeister Albrecht von Brandenburg hinsichtlich seiner Befreiung von der polnischen Oberlehnsherrlichkeit gemacht hatte, brach, sondern auch mit den sonst feindlichen Jagellonen in die engste Verbindung trat und somit sich auch in Gegensatz zu den Osmanen und Rußland brachte.

Als sich der Hochmeister so vom Kaiser aufgegeben sah, verzweifelte er durchaus nicht an seiner Sache, er betrat vielmehr nach allerhand abenteuerlichen Versuchen die Pfade, die ihm Max selbst vorher gezeigt hatte. Albert setzte sich in nähere Beziehungen zu Rußland, und es kam zu einem Bündniß zwischen Albrecht und Wassilij, das gegen Sigismund, den König-Großfürst von Polen-Litthauen gerichtet war. Zugleich veranlaßte er den Sohn 1516
seines alten Freundes und Bundesgenossen Meng'i-Ghirai, den Magmet-Ghirai, Chan von der Krim, zu einem Einfall in Wolhynien. Allein die ganze Aktion, die so gefährlich für Polen zu werden schien, erreichte unerwartet schnell ihr Ende.

Zwar erschienen drei russische Heere in Litthauen und plünderten und brannten das Land aus, aber der Zar zeigte keine Lust sich einem von Albrecht entworfenen, regelrechten Feldzugsplan anzuschließen. Ueberdieß überwarf er sich mit dem genannten Chane, indem er seinen Versprechen zuwider den erledigten Thron

von Kasan nicht Mengli=Ghirais zweitem Sohn, Saip=Ghirai, sondern einer asiatischen Memme übertrug, welche die russische Oberherrlichkeit rückhaltlos anzuerkennen bereit war. Magmet und
1518 Saip verbanden sich, erklärten Wassilij den Krieg, Wassilij gab die Angriffe auf Polen auf, und Albrecht mußte froh sein, als zwischen ihm und Polen ein Waffenstillstand durch kaiserliche Ver=
1521 mittlung zu Stande kam. Wassilij schickte nun eine Gesandtschaft nach Wien, um einen Bund mit dem Kaiser zu schließen; da aber mittlerweile das habsburgisch=jagellonische Einverständniß geschlossen war, so fanden die russischen Gesandten nur freundliche Worte und bekannte, allgemeine Versicherungen. Nicht ohne Interesse ist die Gesandtschaft Leos X. an den Zaren und Albrecht. Der
1519 genuesische Kapitän Paul überbrachte einen päpstlichen Brief, in welchem der Zar angegangen wurde wieder den alten indischen Handelsweg durch das mittlere Asien über Kaspisches Meer und Wolga zu eröffnen.

Bei der Lage des Zaren konnte dieser besonders gegen die Portugiesen gerichtete Vorschlag eben so wenig Folge haben, als alle früheren und späteren — der Genuese kam 1525 wieder mit einem solchen Gesuch — gegen die Osmanen vorgebrachten Klagen und Kreuzzugspredigten; indem der Zar mit diesen die freundschaftlichen Beziehungen zu erhalten fortfuhr. Wassilijs Kämpfe gegen die oben genannten Brüder begannen einen sehr gefährlichen
1521 Verlauf zu nehmen. Sie fielen in das Land ein, Moskau, von deutschen Artilleristen vertheidigt, wurde belagert, das ganze Land auf das furchtbarste ausgeplündert. Als es dem Zaren aber gelang die nogaischen Tartaren und die Dnjeprkosacken gegen die Krim und Kasan zu hetzen, so war die Hauptgefahr für ihn vor=
1522 über. Er schloß mit Polen Frieden und behielt Smolensk. Die Kämpfe gegen die Krim und Kasan aber setzte er mit Glück fort. — Indessen hatte der Hochmeister vergeblich versucht bei Kaiser und Reich, bei den Ordensrittern und bei seinen Verwandten Hilfe gegen Polen zu finden. Schon war der vierjährige Waffenstillstand dem Ablaufen nahe. Er mußte seinen Frieden mit Polen
1525 machen. Bereits für die neue Lehre gewonnen, ließ er sich zum Vasallen Polens erklären und das Ordensland sich als weltliches Herzogthum erblich übertragen. Durch Verheiratung mit Königs

Friedrich von Dänemark Tochter trat er in enge Beziehung mit Dänemark, sowie dadurch, daß Albrecht mit der Reichsacht und Einziehung des Landes bedroht wurde, das Einvernehmen zwischen ihm und dem polnischen Lehnsherrn das beste wurde, da beide sich durch Kaiser und Reich gleich bedroht sahen. Ernste Versuche sich der ungarischen Krone zu bemächtigen hat Sigismund, wie angedeutet, nicht gemacht, und man kann ihm dazu nur Glück wünschen. Die Bemühungen Albrechts von Preußen in Krakau und Liegnitz, um Ferdinand um die böhmische Krone zu bringen, waren gänzlich erfolglos gewesen.

Wichtige Veränderungen in der Stellung der osteuropäischen Staaten zu einander hatten sich so vollzogen: Lübeck brauchte zwar nicht mehr die feindselige Politik eines Unionskönigs zu fürchten, aber die holländische Schifffahrt mußte es fortwährend an Ausdehnung gewinnen sehen; Schweden hatte es sich entfremdet. Man konnte zu Lübeck sehen, wie sich der Schwedenkönig sammelte, um die schweren Lasten abzuwerfen, die ihm die Stadt aufgelegt hatte. Das Aeußerste war dort gewährt worden, und doch ging der lübische Handel zurück. Im Osten schien die preußische Frage gelöst und für die Folge ein festes dänisch-polnisch-preußisches Bündniß geschaffen. Rußland war noch in die asiatischen Unternehmungen verwickelt; Ungarn in der größten Gefahr vor den Osmanen; man mußte abwarten, ob Oestreich besser den Feind abwehren konnte als die Jagellonen.

Kapitel VI.

1527—1536.

Wenn man auch des Kaisers Versicherungen Glauben schenken wollte, daß er nämlich den Zug seines Heeres nach Rom, der ohne seinen Willen geschehen, im höchsten Grade mißbillige, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er die Resultate desselben mit Dank annahm und nach Kräften zu verwerthen suchte. Klemens, der seinen Häschern entflohen war, mußte nun doch zur Einsicht kommen, daß er nicht im Stande wäre, dem Hause Habsburg-Spanien mit Erfolg entgegenzutreten, zumal er gegründeten Anlaß hatte, über das Säumen seines französischen Bundesgenossen im höchsten Grade
1526 erbittert zu sein. Franz hatte geheime Verhandlungen mit England eröffnet, welche mit dem Bündniß der beiden Staaten endigten. Wolsey ist es gewesen, der den König in diese neuen Bahnen gelenkt hat. Aber, darf man fragen, war Niemand am englischen Hofe, welcher sich dem entgenzusetzen unternommen hätte? Erinnern wir uns, daß König Heinrich VII. sein enges Bündniß mit Ferdinand dem Katholischen nach der Sitte der Zeit dadurch besiegelt hatte, daß er die Tochter seines Bundesgenossen mit seinem Sohne verheiratet und nach dessen Tod dieselbe an den zweiten Sohn gegeben hatte. Daß dabei auch materielle Interessen in Betracht kamen, ist oben berührt. Zweifellos war Katharina, Heinrichs VIII. spanische Gemahlin, nicht blos ein äußeres Zeichen des englisch-spanischen Verständnisses, sondern auch eine kräftige Stütze desselben;

sie und Wolsey waren es gewesen, welche, den Interessen und Wünschen des Landes entgegen, sich in kaiserlichem Sinne der italienischen Politik angeschlossen hatten; von welchen Motiven der Kardinal dabei geleitet war, war weder Katharina noch Karl verborgen. Nun hatte nicht blos Wolsey, sondern auch Heinrich sehen müssen, daß ihre Bestrebungen beim Kaiser nicht die Unterstützung gefunden hatten, welche sie erwartet hatten. Wolsey, dem sich die Königin=Mutter von Frankreich längst genähert hatte, war entschlossen, den zweiten noch möglichen Weg zur Sättigung seines Ehrgeizes und seiner Habgier zu betreten; dieß war der französische; es fragte sich nur, ob der König ihm dahin folgen werde; wie sich die Königin, die Hauptstütze der kaiserlichen Politik bei Hofe, dazu verhalten werde.

Den König hatte es zwar verletzt, daß Karl auf seine französischen Krongelüste nicht eingegangen war, aber durch eine derartige Verstimmung war ein so vollständiger Systemwechsel, wie er in den Plänen Wolseys lag, bei dem Könige nicht herbeizuführen. Heinrichs derbe, um nicht zu sagen brutale Sinnlichkeit war längst durch die verblühten Reize seiner 42jährigen Frau nicht mehr befriedigt. Wolsey wußte, daß er auf den Ehemann Heinrich fester seinen Plan gründen könnte, als auf den Politiker; daß Katharine entfernt werden mußte, wenn man die habsburg=spanischen Wege mit den französischen vertauschen wollte, wußte der Kardinal ebenfalls. Und warum sollte das nicht möglich sein, da ja Ludwig XII. eine Scheidung von dem heiligen Vater erlangt hatte, ohne so schlagende Gründe beibringen zu können, wie sie Wolsey und Heinrich zu Gebot zu stehen schienen? Wenn der Kardinal nun zur Begründung und Befestigung des englisch=französischen Bündnisses nach der Anschauung seiner Zeit Heinrichs Verheiratung mit einer französischen Prinzessin für nothwendig hielt, so war Heinrich zwar auch unbedingt für eine Scheidung, aber seine Sinne waren bereits nach einer anderen Richtung gelenkt. Wolsey unterstützte nun zwar im Anfang den verliebten König bei seinen Werbungen um das Hoffräulein seiner Gemahlin, indem er in dieser Neigung den besten Hebel für seine Scheidungspläne erkennen mochte, sah aber bald ein, daß das schlaue Hoffräulein, umgeben von dem ihm verwandten hohen Adel, der den allmächtigen Empor=

kömmling haßte, ihm leicht seine französischen Heiratspläne vollständig durchkreuzen könne. Indes bereits hatte er sich dem König gegenüber engagirt, bereits hatte der Papst, der noch in kaiserlicher Gefangenschaft war, erklärt, daß er alles thun werde für seinen königlichen Freund und Bundesgenossen, was in seinen Kräften stehe. Uebrigens fehlte es weder Heinrich noch Wolsey an ostensiblen Gründen für die Scheidung. Katharina hatte er geheiratet als die Wittwe seines Bruders, und das mosaische Gesetz verbot die Leviratsehen; von allen Kindern aus dieser seiner Ehe lebte nur noch Maria, der die Herrschaft nach ihres Vaters Abscheiden zugekommen wäre; schien die Herrschaft einer Frau an sich schon bedenklich, so konnte es Englands Selbstständigkeit gefährlich werden, wenn diese Prinzessin mit einem fremden Prinzen verheiratet wurde, — übrigens hatte Heinrich ja erst kurz vorher durch das Heiratsprojekt mit einem der Erzherzöge selbst die für England gefährlichste Combination vorgeschlagen, die in Europa gedacht werden konnte. Es gereicht der englischen Geschichtsschreibung nicht zur Ehre, daß es einer ihrer neuesten Vertreter, Froude, gewagt hat, diese beiläufigen, auf das Parlament und die damalige öffentliche Meinung in England berechneten Bedenken als die für Heinrichs Entschlüsse entscheidenden hinzustellen. Die wahren Motive sind Heinrichs unbezähmbare Wollust und des Cardinals ebenso unbezähmbarer Ehrgeiz. Allenfalls könnte der Habsucht und der Rachgier bei diesem berüchtigten Vorgang noch eine Stelle eingeräumt werden. Hätte sich Anna Boleyn zur königlichen Maitresse machen lassen wollen, die Dinge in England hätten einen weit andern Weg genommen. Aber durch sie hat der auf Wolsey erbitterte Adel den Stier bei den Hörnern gefaßt. Welche Folgen diese königliche Liebschaft für das Land haben sollte, konnte Niemand auch nur ahnen.

1527—28 Mittlerweile hatte König Franz, durch englische Subsidien unterstützt, in Italien, zumal in Neapel nicht unbedeutende, militärische Erfolge erzielt. Aber Hunger und Seuchen schwächten das französische Heer, und Franz und sein Kanzler du Prat waren unvorsichtig genug, ihren wichtigsten Bundesgenossen in Italien, Andreas Doria von Genua, durch Nichtbewilligung mäßiger Forderungen so zu verstimmen, daß dieser sich der kaiserlichen Seite

zuwandte, wo ihm Genua und Savona und der Sold für seine 1528
Galeeren zugesprochen wurde. Noch stand man im Westen im Feld, als im Osten die Dinge eine gefährliche Wendung zu nehmen schienen. Den Venetianern war es gelungen, damals in Konstantinopel einen wesentlichen Einfluß auf die Behandlung der europäischen Angelegenheiten auszuüben. Der natürliche Sohn des ehemaligen venetianischen Bailo in Konstantinopel, Luigi Gritti, hatte es verstanden, sich dem Großvezier Ibrahim Pascha unentbehrlich zu machen. Auf diese Thatsache gestützt, bot sich dem Johann Zapolya ein Mann zur Vermittlung an und versprach ihm, in Konstantinopel seine Anerkennung als ungarischer König auszuwirken. Es war dieß ein polnischer Edelmann, Jaroslaw Laszky. Dieser, mit den orientalischen Verhältnissen bekannt, begab sich nun im Auftrag Zapolyas und mit Geld wohl ausgerüstet nach Konstantinopel, erkaufte Gritti und brachte es durch dessen Einfluß nach langen und schwierigen Unterhandlungen dahin, daß Zapolya von der Pforte nicht nur als König anerkannt, sondern
ihm auch vertragsmäßig Hilfe gegen Ferdinand von Oestreich zu- 1528
gesagt wurde. Eine zu demselben Zweck sofort an Ferdinand nach Konstantinopel abgeordnete Botschaft scheiterte am Einfluß jenes Venetianers; nach harter Gefangenschaft kehrte der östreichische Gesandte ohne jeden Erfolg zurück; er konnte nur die Nachricht überbringen, daß der Sultan sich zum Anmarsch rüste und binnen kurzem in Ungarn erscheinen werde. Franz hatte mittlerweile ebenfalls aufs eifrigste sowol mit den Osmanen als mit Zapolya verhandelt. Suleiman erneuerte den französischen Kauf-
leuten ihre alten Privilegien auf Aegypten, schlug es aber Franz 1528
ab, eine jerusalemitische Kirche, welche von den Osmanen in eine Moschee verwandelt war, wiederherzustellen; dagegen beließ der Sultan den Christen nicht nur den Besitz aller übrigen Orte, sondern versprach Schutz und Sicherheit, ihre Bethäuser sollten sie unangefochten behalten; Thüren und Fenster sollten sie wieder herstellen dürfen. So hat Franz gleichsam die Schutzherrschaft über die Christen im türkischen Reich begründet und erworben. Mit Zapolya verständigte sich Franz dahin, daß, wenn derselbe ohne Leibeserben sterbe, die ungarische Krone an Franz' I. zweiten Sohn, Heinrich von Orleans, kommen solle. Wenn schon in den

Jahren vorher die festen Plätze in Kroatien, Dalmatien und Slavonien und mit ihnen diese Länder in osmanischen Besitz gekommen waren, und Suleiman bereits in Polen eingerückt war; wenn Ferdinand seinem Bruder berichten konnte, daß nicht nur Polen, das sich im Besitz seines preußischen Lehens bedroht sah, mit Zapolya paktire, sondern daß auch ein Haupt der Protestanten, Philipp der Großmüthige von Hessen, auf Ungarn wie auf Frankreich in antikaiserlichem Sinn zu wirken suche, so waren dieß schon Gründe genug, um Karl zu einem Frieden mit Frankreich zu stimmen. Für ihn aber kamen noch andere Erwägungen hinzu. An der Spitze derselben stand sein Verhältniß zu dem Papste. Sein Großvater Ferdinand pflegte immer zu sagen: „Mit dem Papste muß man sich halten." Diesen Grundsatz mußte er um so mehr zum Leitfaden seiner Politik machen, als er mit seiner kaiserlichen Würde, die ja noch immer die Oberherrlichkeit über alle christlichen Fürsten beanspruchte, die habsburg-burgundisch-spanischen Interessen combinirt hatte. Eine Feindseligkeit mit dem Papste widersprach vor allem seiner christlich-politischen Theorie; bei deren Geltendmachen er des heiligen Vaters nicht entbehren zu können glaubte. In diesem Augenblick waren es aber noch sehr reelle Dinge, welche ihm das päpstliche Bündniß wünschenswerth, ja nöthig erscheinen ließen. Oben an stand die Ehescheidungsfrage seiner Tante Katharina. Karl wußte sehr wohl, daß an dieser das französisch-englische Bündniß hing, und daß ohne eine Beseitigung der Scheidungsprojekte der habsburgische Einfluß in London nicht wiederherzustellen war. Die schimpflichen Verhandlungen, denen sich Katharina bereits hatte aussetzen müssen; die Aussicht, daß im Fall der Scheidung seine Tante als königliche Maitresse und ihr Kind als ein illegitimes erschien, ließ ihn alles aufbieten dieselbe zu verhindern. Noch hatte der Papst nichts gethan, was ihn zu einem bestimmten Vorgehen nöthigte. Er hatte zwar den Kardinal Kampeggio nach England geschickt und Heinrich hatte ihn nicht anders aufgenommen als denjenigen, der die verheißene Scheidung überbringen würde. Aber Kampeggio hatte vorläufig nur die Aufgabe, eine Versöhnung zwischen den Gatten herbeizuführen. Heinrich indes war ebenso fest zur Scheidung entschlossen, als Katharina an ihrem Recht unerschütterlich festhielt. Unver-

richteter Sache kam der Kardinal nach Rom zurück. Langsam begann der Papst die Verhandlungen weiter zu führen; bereits ließ sich der kaiserliche Einfluß spüren. Aber noch andere Erwägungen führten Karl auf ein päpstliches Bündniß. Wie gut ließ sich ein solches und des heiligen Vaters Einfluß in der ungarischen, wie in der dänischen Erbfolgefrage zu Gunsten der habsburgischen Interessen verwerthen; wie sehr schien es in der Mission des Kaisers und des Papstes zu liegen, gemeinsam die leidige Ketzerei in Deutschland nicht nur auszurotten, sondern auch die katholischen Schweizerkantone gegen die verhaßten reformirten Eidgenossen zu unterstützen und so vielleicht wieder festen Fuß in der Schweiz zu fassen, wie man ja Würtenberg an das östreichische Haus, wie man glaubte für immer, gebracht hatte.

Der Papst schien sich davon überzeugt zu haben, daß er nicht im Stande sei, sich dem habsburg-spanischen Interesse auf die Dauer und mit Glück zu widersetzen. War er doch nicht nur aufs tiefste gedemüthigt worden, hatte doch seine Familie ihre Existenz in Italien eingebüßt, indem die Florentiner sie wiederum vertrieben hatten. Um als Haupt der Kirche wieder eine würdige Stellung einnehmen, des Lutherthums Herr werden und seine Nepoten wieder in Florenz einführen zu können, schloß Klemens Vertrag und Frieden mit dem Kaiser. Schon einmal hatte der Kaiser einem Medicäer die kirchliche Reform geopfert. Der zweite Reichstagsbeschluß zu Speier war das Resultat derselben Politik. Die Friedensverhandlungen mit Frankreich, zu Cambray, zwischen Karls
Tante Margarethe und Franzens Mutter Luise geführt, sollten 1529
einen Ersatz für den gebrochenen Madrider Frieden bieten. Man kam überein, daß Franz statt Burgund vorläufig zwei Millionen Kronen bezahlen solle; desgleichen verzichtete er auf Mailand, Neapel und die Oberlehensherrlichkeit über Flandern und Artois; dagegen wurden die französischen Prinzen ausgeliefert.

Nachdem Franz, ebenso wie früher, unter heimlichem Protest den Frieden angenommen hatte, ratificirte er den bereits früher erwähnten Erbfolgevertrag, den er mit Zapolya abgeschlossen hatte. Während die Osmanen in Ungarn und gegen Wien vorrückten,
erschien Karl zur Krönung in Bologna; Mailand war gegen sehr 1530
hohe Zahlungen an Franz Sforza übergeben; Venedig mit eben=

falls hohen Zahlungen in Frieden entlassen worden; Florenz kapitulirte nach harter Belagerung und wurde den Medicäern wiederum ausgeliefert. Wenn nun auch unterdessen Suleiman seinen Vasallen Zapolya gnädig empfangen, die Stephanskrone in seinen Besitz genommen, Ofen besetzt hatte und vor Wien stand, so zog er unerwarteter Weise nach einem vergeblichen Sturm wieder ab. Wie sehr man auch eine Verfolgung der Osmanen durch die östreichischen Truppen hätte erwarten sollen; so folgte Suleiman doch nur eine neue Bittgesandtschaft, die ebenso wenig ausrichtete als alle anderen vor- und nachher. In England war mittlerweile die Katastrophe eingetreten. Wolsey konnte die versprochene Scheidung nicht erlangen; seine Kräfte und Mittel waren also erschöpft; dem, was der König weiter zu thun entschlossen war, konnte der Kardinal der römischen Kirche nur feindlich entgegenstehen; es bedurfte nur noch des Anstoßes durch Anna Boleyn: der Kardinal fiel, das Parlament erging sich in den heftigsten Beschwerden gegen ihn nicht nur, sondern auch gegen den ganzen verderbten, hochfahrenden Klerus der englischen Kirche. Wie verschieden auch die Ziele des Parlaments und des Königs waren, sie trafen sich auf den Wegen, die von Rom wegführten. So sehr sich der Kaiser bestrebte, sie auf diesem aufzuhalten, er mußte doch bald seine Machtlosigkeit in dieser Beziehung anerkennen; konnte er doch nicht einmal in Deutschland wie er wollte die neue Lehre ausrotten. Denn daß es darauf abgesehen war, erhellt aufs deutlichste aus der sogenannten Instruction, welche Kampeggio für seine Unterhandlungen mit dem Kaiser erhalten hatte. Bei dem Bund mit dem Kaiser und den „gutgesinnten Fürsten" solle dahin gestrebt werden, die Abgeneigten durch Versprechungen und Drohungen zu zwingen, oder durch Feuer und Schwert auszurotten; man solle in den östreichischen Ländern und Deutschland Inquisitionen errichten, die Güter der Ketzer confisciren lassen, die aufrührerischen Mönche in die Klöster stecken u. s. w. Ranke meint mit Recht, daß dem Kaiser zur Ausführung aller dieser Dinge die Macht gefehlt habe; wenn er aber den Mangel auch seines Willens damit motivirt, daß er sagt: „er war eher gutmüthig, bedächtig, voll Nachdenken und langsam als das Gegenteil", so könnte man das zwar zum Teil für den Kaiser wol zugeben, aber man wird doch nicht irren, wenn man in die

erste Linie die politischen Bedenken stellt. Der Kaiser hätte sich zum verhaßten Excutor des Papstes gemacht, um das Ansehen desselben zu stärken, da er doch wußte, wie unzuverlässig die Freundschaft Klemen's VII. war. Sollte Karl etwa dessen vergessen haben, was sein Großvater und seitdem alle seine Räthe gesagt hatten? Welche Vorteile konnte man noch dem Papste gegenüber aus den Ketzereien ziehen! Was Karl nach seinen kaiserlichen Tendenzen fordern mußte, war die Erhaltung der Einheit und Katholicität der christlichen Bekenner und womöglich keine Stärkung, sondern Schwächung des geistlichen Oberhaupts derselben. Für all dieß war ein allgemeines Concil das einzige und zugleich beste Mittel, und Karl entriß dem Papste das Versprechen, ein solches in kürzester Frist zusammenzuberufen. Um nun den Papst beständig auf das nachdrücklichste zur Ausschreibung desselben anzuhalten und dem französischen Einfluß bei der Kurie entgegenzuarbeiten, ließ er seinen Beichtvater, den Kardinalbischof von Osma, Garcia de Loyasa, in besonderer Mission als Botschafter in Rom zurück. Das Auftreten des Kaisers auf dem Augsburger Reichs- 1530
tage vermochte die Protestanten nicht zu schrecken, sie wurden nur mißtrauischer und erkannten in Ferdinands Wahl zum römischen König einen neuen Anlaß, sich fester zusammenzuschließen. In der Schweiz wurden inzwischen die Differenzen immer stärker, und ein Ausgleich oder auch nur ein Nebeneinanderbestehen der Parteien schien ohne Kampf unmöglich. Ferdinand drängte den Kaiser fortwährend zu einer offenen Unterstützung der katholischen Kantone; allein Karl wollte sich nur zu einer heimlichen Subvention derselben verstehen, indem er weder Ueberfluß an Geld und Truppen hatte, noch auch glaubte, daß Franz sich bei einem so offenen Parteiergreifen ruhig verhalten würde; stand doch dieser mit den deutschen Protestanten fortwährend in engen Beziehungen. Und als der Papst endlich nachgab und den katholischen Schweizern Hilfe versprach, erhob Franz sofort energische Einsprache dagegen. Da erlitt der schweizerische Protestantismus bei Kappel 1531
eine schwere Niederlage, und der Kaiser konnte darauf bedacht sein, seine umfassenden Pläne fortzuführen. Christian II., sein Schwager, hatte den neuen Glauben wieder abgeschworen; nur bei dem habsburgischen Katholicismus konnte er eine Stütze für seine Restau-

rationspläne finden. In Ungarn war Zapolya landflüchtig, der Papst hatte ihn gebannt und Prälaten und Klerus auf die kaiserliche Seite gedrängt; die Deutschen zeigten sich immer bereiter, ausgedehnte Bewilligung für einen Türkenkrieg zuzugestehen, predigte doch Luther selbst wider die Ungläubigen; die Protestanten wollten sich, wie sie sagten, dem Ausspruche eines allgemeinen Concils unterwerfen. Es schien, als ob alles dem Kaiser nach Plan und Willen gehen solle. Aber schon erfuhr er, daß es nur so schien. Sein Beichtvater konnte ihm nicht oft und stark genug über den Abscheu und die Furcht schreiben, welche den Papst von der Berufung eines allgemeinen Concils abhielten. Was hätte der Papst für eine Stärkung aus einem solchen für seine Stellung ziehen können. Er brauchte sich nur der letztvergangenen großen Concilien zu erinnern, welche unter dem Ruf nach einer Reform an Haupt und Gliedern meist Dinge in Angriff genommen hatten, welche dem Haupte der Hierarchie am wenigsten Nutzen gebracht hatten. Es war doch auch ersichtlich, daß der Kaiser aus einer Beseitigung der deutschen Ketzerei nur Vorteil ziehen konnte. Vielleicht hat Klemens schon damals daran gedacht, daß er nicht weniger leicht die Protestanten gegen die Macht des Kaisers verwenden könne, als, wie man das in Italien überall behauptete, das der Kaiser gegen ihn that. Und dann hatte Klemens noch weitere Bedenken, die seine Person berührten; er hatte bereits den Glauben — und die Franzosen strengten sich an, ihn darin zu bestärken — das Concil könne seine Absetzung betreiben wollen; es fiel ihm ein, daß er nicht von legitimer Geburt war; daß er nachweislich durch Simonie Kardinal geworden; daß er mit dem Geld der Kirche seine Vaterstadt bekriegt hatte. Eine furchtbare Anklage sah er bereits gegen sich erhoben. Er war entschlossen, das Concil zu hintertreiben. Nun berichteten die kaiserlichen Botschafter dieß alles wol an Karl und gaben zu verstehen, daß er lieber die Ketzerei dulden solle, als noch weiter auf einem Concil zu bestehen. Es könne kommen, daß Klemens zuletzt als einzigen Ausweg ein französisches Bündniß ansehen werde. Und in der That konnte dem Kaiser ein solches gefährlich genug werden. Franz hatte besonders mit Hessen eingehend genug verhandelt, um die Lage der Dinge in Deutschland genau zu kennen. Philipp der

Großmüthige hatte eine alles umfassende Regsamkeit entwickelt; er hatte zunächst eine vollständige Versöhnung und Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten herbeizuführen gesucht, indem er der Meinung war, die theologischen Differenzen seien ohne religiösen Werth und hinderten nur die Zusammenfassung der Kräfte und eine nachdrückliche Geltendmachung der gemeinsamen Interessen. Er ging ferner davon aus, daß eine endgiltige Sicherstellung aller Bekenner des Protestantismus allem andern vorausgehen müßte; dabei trug er kein Bedenken, die politische Lage ebenso gegen den Kaiser auszubeuten, wie dieser es ihnen und dem Papst gegenüber alle Zeit gethan hatte.

Wie Philipp in Ungarn Zapolya zum Widerstand aufgemuntert hatte, so unterhielt er auch mit Polen und Frankreich Verbindungen. Allein mit keinem von beiden war Luther einverstanden; die Schweizer waren ihm ein Gräuel; die Verbindung mit dem französischen Erbfeinde konnte er nicht billigen. Indes hatte Philipp auch Baiern ins Einverständniß gezogen. Herzog Wilhelm war dem Hause Habsburg schon einmal entgegengetreten, in Böhmen; er war unterlegen; er hatte es wiederum versucht bei der römischen Königswahl; Ferdinand hatte wiederum den Sieg behalten.

Jetzt trat der ehrgeizige Herzog mit den verhaßten Ketzern zusammen, um dem Hause Habsburg eine Niederlage zu bereiten, welche entscheidend für den Gang der deutschen Geschichte werden sollte. Man war entschlossen, Oestreichs Macht in Süddeutschland zu brechen, Würtenbergs Selbständigkeit wiederherzustellen. Aber schon begannen hervorragende protestantische Fürsten, vor allem der Churfürst von Sachsen, sich wegen der drohenden Türkengefahr mit dem Kaiser zu einigen. Daher beeilte sich Franz I. einen Gesandten an Suleiman zu schicken, um diesen von dem Zug gegen den Kaiser abzuhalten; allein Suleiman stand schon in Belgrad; die Protestanten hatten schon zu Nürnberg ihren Vergleich mit dem Kaiser geschlossen, und trotz allen Sträubens blieb Philipp nichts Anderes übrig, als diesem „löcherigen" Frieden beizutreten. Der Kampf in Ungarn begann, und Suleiman näherte sich Wien. Als er aber hier ein bedeutendes kaiserliches Heer sich gegenüber sah, machte er Kehrt; das kaiserliche Heer, 1532

schlecht oder nicht bezahlt und verpflegt, meuterte, und der Sultan zog ungehindert wieder ab. Obwohl die Venetianer alle Aufforderungen zum Kampf gegen die Osmanen damit abgelehnt hatten, daß sie bei ihren ausgedehnten Grenzen auf Frieden angewiesen seien, und demgemäß ihre Flotte ruhig vor Anker gehen ließen, so hatte doch Karls Beichtvater eine nicht unbedeutende Flotte unter Andreas Dorias Commando zusammengebracht. Allein nach vorübergehenden Erfolgen that Karl dem Kampfe Einhalt; und sein Bruder beeilte sich, mit Suleiman Frieden zu
1533 schließen, welcher seine Aufmerksamkeit auf die Eroberung Persiens gerichtet hatte. Karl war es unterdessen immer deutlicher geworden, daß Klemens zu einer Berufung des Concils kaum zu bringen sein werde, denn auch eine persönliche Zusammenkunft mit ihm hatte den Papst nicht zu einem bestimmten Versprechen gebracht. Kaum hatte Karl Italien verlassen, so erfolgte, was dem Kaiser längst gesagt worden war! Klemens eilte nach Marseille, schloß ein enges Verbündniß mit Franz und verheiratete seine Nichte Katharina Medici mit Franzens zweitem Sohne. Es ist eine eigenthümliche Combination, welche Karls blinde Beharrlichkeit und des Papstes Bedrängniß und Unbeständigkeit herbeigeführt hatte: der Papst ist der politische Bundesgenosse der Protestanten geworden, und so kam er, wenn auch wider Willen, in die Lage, die Ausbreitung des Protestantismus zu fördern, ja zu billigen. Es ist ein kläglicher Anblick, den Oberhirten der Christenheit zu sehen, wie er sein geistliches Gewand zerfetzt, um seine politischen Blößen zu decken. — Die Pläne der antihabsburgischen Partei in Deutschland erhielten eine neue Stärkung, als unter dem Einfluß Wilhelms von Baiern der schwäbische Bund, jene alte
1533 Stütze Oestreichs in Süddeutschland, sich auflöste; Philipp reiste
1534 zu Franz im Anfang des folgenden Jahres, erhielt von diesem das nöthige Geld, warb ein ansehnliches Heer, schlug den kaiserlichen Statthalter und führte den protestantischen Herzog Ulrich in sein Land zurück. Ferdinand, rath- und hilflos, erkannte die vollzogene Thatsache im Frieden von Kadan an und machte den Protestanten das wichtige Zugeständniß, daß das Reichskammergericht wegen eingezogner geistlicher Güter keine Klage weiter annehmen solle.

Wandte sich auch der Herzog von Baiern, erbittert über diesen

Separatfriedensschluß seiner Bundesgenossen, für die Folge in aller Heftigkeit wiederum gegen die Protestanten, so war doch dieser überaus wichtige Schlag gelungen. — Der unermüdliche französische König hatte mittlerweile gesorgt, daß der Kaiser nicht ohne Feinde sei. Der französische Gesandte in Konstantinopel hatte allerdings bei Suleiman für die Unternehmungen gegen den Kaiser kein geneigtes Ohr gefunden, da dieser mit dem persischen Feldzug vollständig beschäftigt war. Aber bereits bot sich für Franz eine andere Handhabe. Die nordafrikanische Küste diente schon damals den verwegensten Korsaren zum Aufenthalt und Schlupfwinkel. Die zwei Söhne eines lesbischen Töpfers hatten sich gewaltsam in den Besitz Algiers gebracht. Nach des älteren Bruders Tod hatte 1516
der jüngere, Chaireddin Barbarossa, sich in den Schutz des Sultans der Osmanen begeben. Bald war er im Besitz fast der ganzen Ostküste Nordafrikas; Streitigkeiten der Beherrscher von Tunis unter einander benutzte er zur Eroberung dieser Stadt. Franz hatte sich mit ihm ins Einvernehmen gesetzt und bereits einen Angriff auf Mailand und Genua mit Chaireddin verabredet, als Karl der Nothwendigkeit eines Angriffs auf diesen Korsaren Folge gab, Flotte und Heer sammelte, denselben vollständig 1535
schlug und Tunis unter spanischer Oberlehnsherrlichkeit dem früheren Besitzer wieder zurückgab.

Welche Wandlungen in England mittlerweile eingetreten waren, kann mit wenig Worten gesagt werden. Der König, der seinen Zweck in Rom nicht mehr erreichen konnte, war entschlossen, ihn um den Preis der Trennung von der katholischen Kirche zu erreichen. Das Parlament war willig, der Klerus schwach; Kaiser und Papst anderwärts vollauf beschäftigt. Eine Parlamentsakte 1534
übertrug den Supremat der englischen Kirche auf den König; jede Verbindung mit dem Papismus wurde mit den schwersten Strafen belegt. Aber für nicht weniger strafbar wurde es angesehen und bezeichnet, sich den Ketzereien des deutschen Protestantismus hinzugeben. Heinrich wollte, wenn man so sagen darf, einen englischen Katholicismus; er wollte eine Kirche, die, gegliedert wie die römische, in dem König ihr Haupt sah und ihren Tribut in dessen Kasse fließen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch dem Könige die Unmöglichkeit, solche Zustände herbeizuführen oder zu be=

wahren einzuleuchten begann, so sehr er sich auch mit der ganzen Gewaltsamkeit seiner Natur dagegen sträubte. — Obgleich der König früher eine enge Vereinigung mit Frankreich gesucht und gefunden hatte, so dauerte dieselbe doch nur kurze Zeit und hat auch für die Entwicklung der politischen Fragen Europas keine Bedeutung gewonnen. Wichtiger schien seine Einmischung in die nordischen Angelegenheiten werden zu sollen.

Was Lübeck immer angestrebt hatte, die Holländer vom Ostseehandel auszuschließen, war in Dänemark, welches jenen den Sund verschließen sollte, ganz gescheitert, in Schweden nur halb geglückt, insofern als Gustav für einzelne schwedische Häfen auch die Holländer zuließ.

Bis dahin war die Lage Schwedens eine derartige gewesen, daß man der Lübecker gegen die Unionskönige nicht entbehren konnte und sich ihre Hilfe durch jene Handelszugeständnisse erkaufen mußte. Nun hatte Gustav zwar fortwährend im Lande mit Aufständen zu kämpfen, sein Vorgehen gegen den Katholicismus und die erhöhten Auflagen hatten ihm sogar schwere Kämpfe mit den Bauern erregt; aber so lange keine größere Gefahr von außen drohte, war Gustav weit eher im Stande, den lübischen Forderungen sich entgegenzustellen, als dieß die Sturen vermocht hatten. Nicht minder konnte Friedrich von Dänemark und Schleswig-Holstein bei seiner Politik, welche den Holländern nicht ungünstig war, beharren. Indes schienen die Dinge einen ganz anderen Verlauf nehmen zu sollen, als der vertriebene Christian II. die lang gesuchte Unterstützung in den Niederlanden und bei seinem Schwager zu erlangen begann. Wie er sich zur Erreichung politischer Zwecke dem Katholicismus wieder zuwandte, so hatte in
1530 Lübeck die Bürgerschaft sich für die neue Lehre erklärt und den Rath zum Nachgeben in dieser Frage gezwungen, obgleich es Niemand verborgen sein konnte, daß dieß vom Kaiser sehr übel würde aufgenommen werden. So lange nun Karls Tante Margaretha in den Niederlanden die Statthalterschaft innehatte, gelang es Christian allerdings nicht, dort eine Unterstützung zu finden. Als er aber in dem benachbarten Friesland, von einzelnen holländischen Städten unterstützt, zu rüsten angefangen hatte; als nach Margarethas Tod der Kaiser dem vertriebenen König, welcher

sich zur Herstellung des Katholicismus im Norden verpflichtete, die Aussteuer für seine Schwester auszahlen ließ, und die neue Statthalterin Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, ihren Schwager zu unterstützen geneigt war, begann man im Osten zu fürchten, daß Christian bald Kräfte genug gesammelt haben werde, um mit den Waffen seine alten Ansprüche geltend zu machen. Man hätte denken sollen, daß der Nordosten ihm leicht einen unüberwindlichen Widerstand hätte entgegensetzen können. Friedrich war aufs engste verbunden mit seinem Schwiegersohn Albrecht von Preußen, der ihn mit Schiffen und Knechten unterstützen wollte, durch Hilfsgelder des französischen Königs unterstützt; er lebte in Frieden und Unterhandlung mit Schweden und Lübeck, welches nicht nur die Städte Wismar, Rostock, Stralsund tiefer ins Einverständniß ziehen konnte, sondern auch mit dem schmalkaldischen Bund, dem es beigetreten war, in lebhafter Unterhandlung stand. Allein so einfach war die Lage nicht. Zunächst gedachte Lübeck diese Gelegenheit auszubeuten, um die Holländer ein- für allemal von der Ostsee abzuschneiden, oder doch wenigstens gewisse Waarengattungen vom holländischen Betrieb auszuschließen. Nun widersprach dieß aber gleich sehr den politischen wie materiellen Interessen Dänemarks und Schwedens, also war weder Friedrich, noch Gustav bereit, ein Bündniß mit Lübeck unter derartigen Bedingungen zu schließen, da sie der Meinung waren, ein solches billiger haben zu können. Nun waren allerdings mit Hessen und andern protestantischen Fürsten enge Beziehungen angeknüpft; daß diese Fürsten aber keineswegs gemeint waren, sich für Lübecks Handelsprivilegien in gefährliche Unternehmungen einzulassen, hätte den Lübeckern nicht verborgen bleiben sollen. Zugleich waren bei ihnen politische Bewegungen entstanden, welche der diplomatischen Behandlung der Frage wenig förderlich zu werden schienen. Es war der religiösen Reform die politische gefolgt; die Macht des aristokratischen Raths war gebrochen, die demokratische Herrschaft der Bürgerschaft an die Stelle getreten. Wenn schon lange die östlichen und westlichen Städte durch Lübecks gewaltige Prätensionen von der Hansa abgewendet waren, so hatten doch die wendischen Städte meist noch in dem alten Haupt der Hansa auch eine Vertreterin ihrer Interessen sehen können; allein die Engherzig=

keit der lübischen Politik begann sich auch ihnen gegenüber desto mehr zu zeigen, je eifriger sie nach einem Ersatz für den Rückgang ihres Handels suchten.

Nun wurde durch den Sturz des Raths ein wichtiges Band zwischen den Städten und Lübeck zerschnitten. Und die neue populare Regierung, an ihrer Spitze Wullenweber, war entschlossen, die alte lübische Politik mit allem Eifer wieder aufzunehmen und fortzusetzen; vielleicht daß sie auch die unzufriedenen niederen Stände in den nordischen Reichen wie an der deutschen Küste zum Anschluß an ihre demokratischen Tendenzen und zur Stärkung derselben bewegen konnte.

Mittlerweile war Christian mit 25 Schiffen und 12000 Mann im Oktober 1531 in See gegangen; allein durch Stürme gezwungen, mußte er zuerst in Norwegen landen, fand zwar hier Anerkennung als König, wurde aber von den Schweden, welche bereits gelernt hatten, daß bei dem Herrenwechsel wenig herauskomme, mit seinen Versprechungen und Prätensionen abgewiesen. Seine Schiffe unterlagen sehr schnell der vereinigten dänisch-lübischen Flotte; durch Verrath gefangen, wurde Christian nach Son-
1532 derburg geschleppt und in dem dortigen Schloß gefangen gesetzt. Bis zu seinem Tode, 1544, hat er daselbst bleiben müssen. Sofort traten die Lübecker wieder mit ihren Forderungen gegen den holländischen Handel hervor; zu offenbar, meinten sie, hätten die Holländer den Frieden selbst gebrochen, man müsse ihnen den Sund verschließen. Aber sie begegneten dem Widerstand von allen Seiten, der nur noch stärker war als früher. Da erhielten die Angelegenheiten eine neue, folgenreiche Wendung durch Friedrichs
1533 Tod. Er hatte zwei Söhne, Christian und Johann; jener, der neuen Lehre zugethan, ein milder aber auch unentschiedener Herr; Johann, katholisch gesinnt und von dem stolzen holsteinischen Adel umgeben und beeinflußt. In den Herzogthümern folgte Christian ohne Anfechtung; der dänische Reichsrath dagegen war gewillt, den Thron vorläufig erledigt zu lassen. Da Christians II. einziger Sohn schon gestorben war, so schob seine Partei die zwei noch unmündigen Töchter desselben vor, von welchen die eine bald darauf an den Grafen Friedrich von der Pfalz, die andre an den Herzog Franz Sforza von Mailand verheiratet wurde. Allein eine

Unterstützung hatte Christians II. Partei nicht zu erwarten. Die Lübecker begannen sich zunächst dem jungen Herzog von Holstein zuzuwenden und mit diesem zu unterhandeln; allein sie fanden bei ihm für ihre Forderungen hinsichtlich des holländischen Handels kein geneigteres Gehör als bei seinem Vater. Mit Waffengewalt hatten sie es bereits versucht, sich der Holländer zu entledigen und ihnen den Sund zu schließen; jetzt wollte man sich in Lübeck jenes Stralsunder Friedens erinnern, in welchem, vor mehr als anderthalb Jahrhunderten, der dänische Reichsrath anerkannt hatte, daß in der Folge die dänische Krone ohne die Zustimmung Lübecks nicht vergeben werden sollte. Da der holsteinische Herzog mit seinen adligen Räthen den demokratischen Handelsherren nicht zu Willen war, entschloß man sich, seinen Zweck auf anderen Wegen zu verfolgen. Zunächst suchte man ein Abkommen mit den Holländern, um einen Feind aus dem Felde zu schaffen; freilich konnte man ihn nicht hindern, mittlerweile sich noch weiter zu stärken. Aber dieß Abkommen war um so nöthiger, je feindseliger unterdes das Verhältniß mit Schweden sich gestaltet hatte, dessen König der Hansa nicht blos jenen früheren Vertrag von 1523 gekündigt, sondern sich auch zu Schutz und Trutz mit dem dänischen Reichsrath verbunden hatte. Man konnte also in Lübeck gewiß sein, daß man es bei dem bevorstehenden Kampfe mit Schweden, Dänemark und Holstein in gleicher Weise zu thun haben würde. Wie früher bemerkt, war Christian II., von jeher ein besonderer Feind der Privilegien und Prärogative des Adels und Klerus, diesen entgegengetreten und hatte sich hierdurch nicht wenig Anhänger unter Bürgern und Bauern erworben; das Mitleid mit dem Gefangenen konnte diese Sympathie nur steigern, und bereits hatten die Bürgermeister und angesehensten Bürger in Kopenhagen, Malmöe und sogar in Stockholm die Befreiung Christians II. und dessen Rückführung auf den Thron geplant. Und Lübeck, in der Ueberzeugung, daß der gefangene König auch nach seiner scheinbaren Befreiung ganz in ihren Händen sein werde, war entschlossen, sich den Anschein zu geben, als ob man Christian II. wieder in seine Rechte einsetzen wolle, ja man schloß sogar einen Vertrag mit England, nach welchem Dänemark für Heinrich VIII. erobert werden sollte. Zunächst suchte man für den dänischen Erbfolgekrieg einen passenden

Mittelpunkt zu gewinnen, der Lübecks eigentliche Pläne besser zu verdecken geeignet war. Als Vertreter des gefangenen Christian ließ sich dessen Vetter, Graf Christoph von Oldenburg, gewinnen, der aber zugleich einen Vertrag beschwören mußte, nach welchem den Holländern der Sund gesperrt, den Lübeckern Gothland, Helsingborg, Helsingör und der gefangene Christian ausgeliefert werden sollte. Gegen Schweden fand man in Gustavs Schwager, dem Grafen von Hoya, ebenfalls einen Kronprätendenten. Mittlerweile war es dem Herzog Christian gelungen, sich mit den Holländern auf denselben Friedensfuß zu stellen wie sein Vater; außerdem versprach ihm die Regentin Maria Unterstützung durch Geld, und der Kaiser war geneigt, ihn in der Herrschaft anzuerkennen. Jeder der beiden Teile suchte sich durch Bundesgenossen zu stärken. Christians III. Schwager, Herzog Albrecht von Preußen, hatte sich ihm am schnellsten angeschlossen, ebenso die Herzöge von Pommern; nicht minder hatten fast alle schmalkaldischen Fürsten, nachdem sie ihre Vermittlungsversuche in Lübeck gescheitert sahen, Christian wenigstens ihre moralische Unterstützung zugesagt. Nur Herzog Albrecht von Mecklenburg glaubte auf der Seite der Lübecker eher seinen Ehrgeiz befriedigen zu können. Daß die norddeutschen Fürsten Christian III. sich durchaus angeschlossen hatten, findet seine Erklärung darin, daß Lübeck mit seinen demokratischen Tendenzen, die bereits in Stralsund, Rostock, Riga und Reval Nachahmung und in den dänischen und schwedischen Städten Anerkennung und Unterstützung gefunden hatten, die schwersten Gefahren für die deutsche Adels- und Fürstenherrschaft herbeiführen konnte. Während Lübeck auf der einen Seite die alten Tendenzen des deutschen Adels und des römischen Klerus bekämpfte, vertheidigte es auf der andern seine alten Handelsprivilegien gegen die westlichen Neuerungen. In einer sonderbaren Lage befand sich der Kaiser. Er sah das Lübeck, das an der Spitze der antimonarchisch-aristokratischen Bestrebungen des Nordens stand, das, dem Protestantismus aufs eifrigste ergeben, die Stützen der alten Klerikal- und Feudal-Herrschaft brechen wollte, um den freien Handel im Osten unterdrücken zu können, er sah dieß Lübeck jetzt die Fahne seines Schwagers ergreifen und fand auf seiner Seite alte, bewährte Anhänger des habsburgischen Interesses, wie Christoph

von Oldenburg und Albrecht von Mecklenburg. Andererseits hatte er mit Christian III. einen für die Niederlande höchst vorteilhaften Vertrag abgeschlossen; aber mit diesem Fürsten fand er gerade die vereint, welche die Hauptwidersacher seines Hauses und seiner Tendenzen waren: Philipp von Hessen und die andern protestantischen Fürsten, Albrecht von Preußen, den König von Polen. Freilich war auch wieder auf Lübecks Seite der König von England, und der König von Frankreich begann ebenfalls Unterhandlungen mit ihnen. Der Kaiser und die Regentin sahen ein, daß bei der Lage der Dinge ihnen nichts übrig blieb als nach zwei Seiten zu verhandeln; vielleicht bot sich dann einmal eine günstigere Gelegenheit zum Eingreifen. Schon ließ den Kaiser der Tod seiner Tante Katharina von England darauf denken, wie man mit Heinrich ein besseres Verhältniß anbahnen und eine Entzweiung desselben mit Frankreich herbeiführen könne. Indes hatten die kriegerischen Unternehmungen Lübecks und Christophs von Oldenburg, anfangs von gutem Erfolg begleitet, allmählich einen Verlauf genommen, welcher sie zu einem Abkommen mit den 1534
Holsteinern zwang. Sowie sie im Jahre vorher mit den Holländern sich hatten vertragen müssen, um Holstein und Dänemark zu isoliren, so mußten sie jetzt den Frieden mit Holstein machen, um den Kampf gegen Dänemark wirksamer fortsetzen zu können. Aber schon erlitt auch die demokratische Regierung in Lübeck einen schweren Schlag durch die Wiedereinführung des Raths; Wullenwever mußte sich mit den alten feindlichen Patriziern wieder in die Leitung der Geschäfte theilen. 1534

Christoph hatte unterdessen nicht blos die dänischen und jütischen Bürger und Bauern für sich gewonnen, sondern auch einen Teil besonders des jütischen Adels, der sich dadurch seine Besitzungen am besten zu sichern glaubte. Dagegen war nicht nur durch die Wiedereinsetzung des Rathes in Lübeck dieses den demokratischen Bundesgenossen im Norden entfremdet worden, man glaubte auch von lübischer Seite dem Grafen Vorwürfe darüber machen zu können, daß er sich den Interessen des dänischen Adels mehr als den ihrigen hingegeben habe; kurz die Verstimmung zwischen den Bundesgenossen trat immer mehr zu Tage; Christoph begann bereits mit dem diplomatischen Agenten der Regentin

Maria einen Anschluß an den Kaiser in Betracht zu ziehen, der Karl allerdings noch zu gefährlich erschien. Wismar, Rostock, Stralsund und Albrecht von Mecklenburg begannen größeren Anteil an den Erfolgen und der Leitung des Kriegs zu verlangen; mit zum Teil weitgehenden Versprechungen mußten sie beruhigt werden; Gustav machte Fortschritte in Dänemark; den Aufstand der jütischen Bauern schlug der holsteinische Adel nieder; der dänische Adel erklärte sich für die Schweden, Lübecks Feldhauptmann M. Meyer wurde gefangen genommen, in Lübeck begannen sich Friedensstimmen hören zu lassen. Hatte Christoph mit dem burgundischen Hofe Verständigung gesucht, so geschah das jetzt auch von Seiten Lübecks, welches freilich gleichzeitig mit England auf
1535 das eifrigste unterhandelte. Christians III. Bemühungen, England und Schottland auf seine Seite zu ziehen, blieben ebenso erfolglos als die Regentin Maria zu einer kräftigeren Unterstützung seiner Ansprüche zu vermögen. Aber die Unternehmungen der Verbündeten gingen übel, „denn“, schreibt der Graf von Hoya, „ein Jeder sucht sein Bestes und läßt die Hauptsachen liegen; es vertraut auch Einer den Andern nicht, und ist Meuterei genug unter diesen wenig Kriegsleuten.“ Auch zur See wurde der Krieg kraftlos betrieben; der vereinigten schwedisch-preußisch-holsteinischen Flotte stellte man nur 12 Schiffe entgegen; die Ostsee war nicht mehr unter der Herrschaft der Lübecker, vom Lande besaß man nur noch Seeland und ein kleines Stück von Schonen. Die deutschen Fürsten verlangten auf das dringendste, daß sich Lübeck vergleiche; die wendischen Städte wollten den Frieden unter jeder Bedingung; ein kaiserliches Mandat forderte die Abstellung aller Neuerungen in Lübeck binnen sechs Wochen und drei Tagen bei Strafe der Acht. Wullenwever griff wie ein Ertrinkender nach dem letzten Strohhalm; er war entschlossen, mit dem burgundischen Hof eine Verbindung zu Gunsten des Pfalzgrafen, Christians II. Schwiegersohn, einzugehen, nur um dem verhaßten Christian III. und dem noch verhaßteren Adel eine letzte und äußerste Schwierigkeit entgegenzusetzen. Aber man glaubte in Brüssel, daß man ohne diese fatale Bundesgenossenschaft zu Ende kommen würde. Wullenwever und sein Genosse Markus Meyer fielen und Lübeck schloß
1536 seinen Frieden mit Christian dem III. im Februar des Jahres 1536.

Dieser wurde als König von Dänemark und Norwegen anerkannt, wofür jenem die Handelsprivilegien belassen wurden, welche es gehabt hatte; Albrecht von Mecklenburg und Christoph sollten eine Geldentschädigung erhalten. Aber außer Lübeck trat nur Stralsund dem Frieden bei; und es hatten bereits weitere Verwicklungen begonnen, welche den Norden nicht zur Ruhe kommen ließen.

Christian III., entschlossen, seine Rechte gegen Jedermann zu vertheidigen, hatte enge Verbindungen mit dem schmalkaldischen Bund und dem Herzog von Geldern geschlossen, und der römische König Ferdinand war froh, Sachsens nachträgliche Zustimmung zu seiner Wahl zu erhalten, wogegen er thätig zu sein versprach, daß der Kaiser nicht die Prätensionen des Pfalzgrafen Friedrich unterstütze. Allein dieser gerade war entschlossen, die Interessen des burgundischen Hofes aufs nachdrücklichste zu vertreten. Christian III. suchte sich durch ein Bündniß mit Frankreich zu stützen und das Einvernehmen mit Schweden, welches durch den Separatfrieden getrübt war, wieder herzustellen.

Die dänischen Städte erkannten endlich das Zwecklose ihres Widerstandes; Kopenhagen ergab sich und endlich konnte Christian III. 1536
dort seinen Einzug halten. Karl, so ganz im Westen und Süden beschäftigt, mußte die Dinge im Norden ihren Gang gehen lassen. Schön sagt Waitz: „Alle Beschlüsse des mächtigsten unter den Monarchen Europas, alle Rüstungen in den zur See starken Niederlanden haben den Ausgang des Kampfes im Norden nicht zu bestimmen vermocht. Nicht die kühnen und trotzigen Bürger von Lübeck, aber auch nicht die klugen und gewandten Staatsmänner des burgundischen Hofes haben die Herrschaft über den Sund und die nördlichen Meere gewonnen. Die einheimischen Gewalten trugen über alle Fremde den Sieg davon.“ Aber wenn der Kampf Dänemark gestärkt hatte, Lübeck war erschöpft; der deutsche Einfluß im Norden war gebrochen und hatte angefangen an die skandinavischen Stammesgenossen überzugehen.

In Rußland war mittlerweile Wassilij gestorben und ihm sein Sohn Iwan IV., genannt der Schreckliche, gefolgt, der sofort 1534—60
die Raubzüge gegen Polen und Lithauen begann. Auch jetzt nahmen die Dinge hier einen ähnlichen Verlauf wie früher: als

die asiatischen Verwicklungen begannen, schloß Iwan einen
1537 Frieden mit Polen, welcher bis zum Jahre 1562 dauerte. Die Regierung selbst ist ganz in den Händen einzelner Bojarenfamilien, die an Despotismus, Tollheit und Ruchlosigkeit einander überboten.

1536 seiner

Kapitel VII.

1536—1544.

Wenn die nordischen Angelegenheiten in einen festen Stand gekommen waren, so schienen die Dinge im Westen und Südosten einer immer unlösbareren Verwicklung entgegenzugehen.

Gerade der Umstand, daß Heinrich VIII. es doch nicht hatte durchsetzen können, daß die englische Kirche, auch nach ihrer Loslösung vom Papstthume, ganz in dem alten Glauben beharre, hatte eine Annäherung an den deutschen Protestantismus erleichtert und gefordert. Wenn auch der schmalkaldische Bund in den nordischen Angelegenheiten sich den Klienten des englischen Königs, Markus Meyer und Wullenwever, feindlich gezeigt hatte, so war er doch auch nicht minder den burgundischen Plänen entgegen gewesen; es hatten sich doch für Heinrich wie für die deutschen Protestanten genug Anhaltspunkte für ein Defensivbündniß gefunden, 1535
bei welchen man beiderseits nur einen kaiserlichen Angriff voraussetzen konnte. Daß die französisch-burgundischen Differenzen wie früher bestanden, zeigte sich bei der nächsten Gelegenheit; wie es die französische Diplomatie verstand sich mit allen antikaiserlichen Bestrebungen zu vereinen, hatte sie eben in den nordischen Angelegenheiten bewiesen, und war sie auch ferner in der orientalischen Frage zu zeigen entschlossen. Karl erkannte sehr wohl die Gefahren, die sich seinen umfassenden Tendenzen von allen Seiten entgegenstellten und war bestrebt, sich die Gegner zu mindern. Wie er in der nordischen Frage einstweilen von der Geltendmachung seiner

Hausinteressen abstand; wie er auch mit England wieder anzuknüpfen suchte, ist erwähnt; ja dem Franzosen war er gewillt Concessionen zu machen, um sich nur der Lösung der deutschen oder orientalischen Frage gegenüber zu sehen. Freilich mußte es bei all dem wiederum von der größten Wichtigkeit sein, welche Stellung er zum Papste einnehmen konnte. Als Klemens durch
1534 seinen Tod vom Schauplatz abgerufen worden war, war der feine, gewandte und bedächtige Kardinal Farnese, ein alter Kandidat für den römischen Stuhl, gewählt worden. Auch er hatte von den beiden feindlichen Mächten zugleich Unterstützung erfahren, wenn man auch mehr geneigt war, ihn den französisch Gesinnten zuzurechnen. Seine Stellung war ihm durch Klemens' Politik nicht erleichtert worden. Als Haupt der Kirche mußte er die Protestanten bekämpfen, und doch hatte ihm sein Vorgänger gleichsam das politische Bündniß mit ihnen hinterlassen; als heiliger Vater und Christi Stellvertreter hatte er die längst gestellte Aufgabe, eine Reform eintreten zu lassen; er wußte, daß sie ihn nur in seiner hierarchischen Machtstellung schwächen konnte; in seiner Eigenschaft als geistlicher Beherrscher der Gläubigen auf eine enge Verbindung mit dem Kaiser angewiesen, war er nicht minder als seine Vorgänger von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nichts seiner italienischen Machtstellung gefährlicher war als die Uebermacht des spanischen Hauses in Italien. Es waren die Aufgaben, denen Klemens erlegen war. Mit größter Vorsicht wenigstens wollte Paul III. verfahren, und das hat er allewege gethan.

Das Verhältniß des Kaisers zum Papste wurde immer am wesentlichsten dadurch bestimmt, ob sich dieser mehr als italienischer Fürst oder als Haupt der Christenheit fühlte. Die Päpste des letzten halben Jahrhunderts hatten fast ausnahmslos mehr Gewicht auf die erstere Eigenschaft gelegt; so auch Klemens. So hatte sich dieser von vornherein schon in den Händen des Kaisers befunden, denn seine Nepoten in Florenz waren Geschöpfe der spanischen Macht. Einmal hatte der Papst dieß vergessen und die florentinische Herrschaft ging verloren; durch ein Bündniß mit dem Kaiser hatte Klemens Florenz wieder für seine Verwandten erlangt. Alles dieß war nun Paul durchaus nicht verborgen, aber bei Karls complicirten Tendenzen ließ sich doch wol der geeignete Punkt

finden, an welchen die Befriedigung der farnesischen Interessen sich knüpfen ließ. Stand auch sein Haus noch im Anfang einer größeren Laufbahn, so war Paul doch entschlossen, seinem Sohne Pier Luigi ein Herzogthum zu verschaffen. Karl mußte natürlich sehr schnell erkennen, welche Bedingungen erfüllt werden mußten, um zu einer engen Verbindung mit dem Papste zu kommen. Und daß er die Frage von dieser Seite anzufassen entschlossen war, bewies er bei den ersten Unterhandlungen in Rom. Wenn man es auch vor- 1536
läufig bei der Erwägung von Eventualitäten ließ, und der Papst sich einstweilen mit einer Rangerhöhung seines Sohnes begnügte, so glaubte sich Karl des päpstlichen Bündnisses bereits ziemlich sicher. Und schon kam er in die Lage es zu benutzen. Während Paul die Berufung des Concils versprach, hatten die Verwicklungen mit Frankreich begonnen. In Mailand war Franz Sforza gestorben, Karl zog das Herzogthum als Reichslehen ein; Franz beanspruchte es seinerseits, da er nur zu Gunsten der Sforzas resignirt habe. Karl war bereit, die Belehnung mit Franz' I. drittem Sohn vorzunehmen, aber Franz wollte das Herzogthum für seinen zweiten Sohn, der mit Katharina v. Medici verheiratet war. Aber schon diese medicäische Verbindung schien dem Kaiser Grund genug, die Belehnung zu verweigern. Franz war zur Entscheidung durch die Waffen entschlossen. Bereits hatte er einen umfassenden Angriffsplan entworfen. Während er sich die Alpenübergänge und eine feste Stellung in Oberitalien durch Vertreibung der mit dem Kaiser verwandten und verbündeten Herzöge von Savoyen sicherte, sollten die Osmanen, welche eben den persischen Krieg beendigt hatten, zu Wasser und zu Lande angreifen; die protestantischen Fürsten nicht weniger als England und die nordischen Königreiche waren dem Kaiser feind. Die letzteren waren ohne Bedeutung für die Entscheidung in Westen, sobald der Kaiser sich von seinen Projekten für den Pfalzgrafen Friedrich fern hielt; die protestantischen Fürsten konnten von einem direkten Eingreifen zu Ungunsten des Kaisers abgehalten werden, wenn es nicht anders ging, durch einen katholischen Gegenbund, dessen Anfänge ja schon seit 1524 bestanden. — Gefährlich erschien vor allem, daß das engste Einverständniß zwischen Chaireddin, Franz und dem Großherrn bestand. In Konstantinopel hatte sich die Lage in einer

Weise geändert, daß der französische Gesandte Forêt leichte Mühe hatte die europäischen Angelegenheiten nach französischen Gesichtspunkten bei der Pforte zu betreiben.

Mit Venedigs maßgebendem Einfluß war es nämlich zu Ende, als Ibrahim Pascha und Luigi Gritti gestorben waren. Foret verdächtigte die Venetianer bei dem Sultan als die, welche den Kaiser fortwährend zum Kampfe drängten. Mittlerweile hatten die militärischen Aktionen im Osten und Westen begonnen. Allein die Angriffe des Kaisers auf Frankreich selbst, sowie die Belagerung
1536—37 Corfus durch die türkische Flotte blieben ohne Resultate; Chaireddin und die französische Flottille machten Korsarenzüge und nahmen die Inseln der Venetianer im Archipel weg. Ein französischer Angriff auf die Niederlande machte den Kaiser nur noch zum Frieden geneigter. Besonders aber war es der Papst, welcher den Frieden zu vermitteln suchte und die beiden christlichen Fürsten mit Friedensvorschlägen bestürmte. Aber Jeder kam immer wieder auf seine alten Forderungen zurück. In Deutschland, wohin Karl seinen Kanzler Held zu Verhandlungen mit den Protestanten geschickt hatte, hatte dessen Sendung damit geendigt, daß er die katholischen Fürsten zu einem Bündniß brachte, das dem schmalkaldischen Bunde von kaiserlicher Seite entgegengesetzt wurde; die Parteien standen sich kampffertig gegenüber. Allerdings hatten die Protestanten von englischer Seite auf eine Unterstützung kaum zu hoffen. Heinrich, auf dem Reformwege von seiner Umgebung vorwärts gedrängt, hatte sich zur Aufhebung der Klöster und zur Säkularisation der geistlichen Güter bestimmen lassen. Sowie er aber sein Einkommen von 700,000 Ducaten durch diese Operation mehr als verdoppelt sah, begann er sich gegen alle weiteren Neuerungen um so eifriger zu wenden, je weniger er sich vom Kaiser gefährdet sah, je weniger er so der protestantischen Fürsten zu bedürfen glaubte.

Der Papst hatte immer und immer wieder die Einigung der beiden Fürsten gefordert, indem er vorstellte, wie sich beider Kräfte, zumal die des Kaisers, gegen die Ketzereien und die Ungläubigen
1538 wenden müßten. Der Kaiser entschloß sich zu dem Waffenstillstand mit dem alten Gegner zu Nizza, um sich den anderen Aufgaben zuwenden zu können. Da war es nun wieder ersichtlich, daß die

deutsche und orientalische Frage im engsten Zusammenhang standen. Schon Ferdinand hatte nach den Niederlagen seines Hauses in Süddeutschland in einer Gesandtschaft an den Sultan diesen auffordern lassen, sich jedenfalls einer Unterstützung der Lutheraner und anderer Ketzer zu enthalten. Nun gaben die letzten Unternehmungen der Osmanen und ihrer Verbündeten dem Kaiser eine ernstere Richtung auf die orientalische Frage. Chaireddin hatte nicht nur die italienischen Küsten geplündert, sondern bedrohte auch Spanien fortwährend, die Osmanen rückten in großer Uebermacht auf Italien los, sodaß sich Andreas Doria zurückgezogen hatte. Der Sultan schickte eine Friedensgesandtschaft an Venedig, um dieß von den Gegnern abzuziehen; neue Angriffe auf Ungarn standen bevor. Es mußte etwas gegen die Osmanen geschehen. Dazu bedurfte es aber sowol der Annäherung an Franz als auch an die Protestanten. Der Kaiser entschloß sich dazu. Zunächst hatte sich die Signoria bestimmen lassen, den von Suleiman angebotenen Frieden abzulehnen, indem die Majorität, wol durch den kaiserlichen Botschafter nicht wenig beeinflußt, der Meinung war, Suleiman denke gar nicht an einen ehrlichen Frieden mit Venedig, er wolle es bloß von seinen Verbündeten, Papst und Kaiser, trennen. Es kam vielmehr zwischen Papst, Kaiser und Venedig zu einem Schutz- und Trutzbündniß, zu welchem auch 1538
Ferdinand und Franz gezogen werden sollten. So wenig Franz diesem beizutreten gemeint war, so wenig hatten Ferdinand und sein kaiserlicher Bruder an eine sofortige kriegerische Aktion gedacht. Bei Ferdinand verbot sich das von selber; er hatte sich schon Jahre lang auf Unterhandlungen beschränkt und bei denselben bemüht Zapolya zu verdächtigen, und den osmanischen Unterhändlern nach Kräften Pensionen zu zahlen. Eben bot sich der gewandte Laszki Ferdinand als Unterhändler für eine Gesandtschaft nach Konstantinopel an, und Ferdinand nahm keinen Anstand diesen Mann in seine Dienste zu nehmen. Karl war nicht minder bestrebt, einen gütlichen Ausgleich zu versuchen; er hielt sich nicht nur von einem Angriff fern und unterstützte die Venetianer nicht im geringsten, sondern hielt auch seine Schiffe zurück; ja Doria, der kaiserliche Admiral, ließ sich zwei Schlappen beibringen, und es war für die Venetianer ein Glück, daß Suleiman im Augenblick mit der

Ordnung der Dinge in der Moldau beschäftigt war. Der Fürst derselben, Peter Raresch, hatte sich, obgleich Vasall der Pforte, gegen Anhänger derselben feindselig gezeigt und war mit Ferdinand in Verkehr getreten. Zu dessen Bestrafung erschien Suleiman, Jassy wurde erobert und niedergebrannt, Peter abgesetzt und sein Bruder Stephan unter sehr schweren Bedingungen belehnt, nachdem er das wichtige Bessarabien abgetreten hatte, welches sofort der türkischen Verwaltung unterstellt wurde. Während Karl mit Franz
1538 zwei persönliche Zusammenkünfte hatte und mit diesen das engste
1539—40 Bündniß nebst Heiratsprojekten berieth, ließ er in Konstantinopel zum Frieden unterhandeln und hatte in Deutschland, wo ihm sein Kanzler Held einen festgeschlossenen katholischen Bund zur Verfügung gestellt hatte, nicht blos diplomatische, sondern auch theologische Unterhändler, um die Anhänger der neuen Lehre aus ihrer Sonderstellung zu ziehen und in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kaiserthum zu bringen.

Zugleich hatte der Kaiser durch Vergabungen und Verheiratung seiner natürlichen Tochter mit dem Enkel des Papstes diesen fester an sein Haus gefesselt. Karl betrieb so auf einmal die Lösung der burgundischen, deutschen und osmanischen Frage, um bei der Entwicklung Momente herbeizuführen, die ihm die Lösung einer derselben möglich machen sollte. Es war offenbar darauf abgesehen, die drei Gegner zunächst durch friedliche Unterhandlungen zu trennen, sie oder wenigstens Einen von ihnen eventuell zu einem Friedensschluß zu bewegen, jedenfalls sie so ins Freie zu locken, um denjenigen dann zu bekriegen, der im Augenblick die meisten Blößen gab. Aber man mußte auf kaiserlicher Seite doch bald bemerken, daß diese gleichzeitige Behandlung nicht ohne schlimme Rückwirkungen auf die einzelnen Unterhandlungen blieb. Zunächst hatte Venedig bemerkt, daß es dupirt und vom Kaiser nur benutzt worden war, um durch seine kriegerischen Unternehmungen einen Druck auf die osmanischen Friedensunterhändler auszuüben. Als die Signoria nun von Konstantinopel den Wink erhielt, daß es noch möglich sei günstige Bedingungen zu erlangen, begann man heimlich die Unterhandlungen in Konstantinopel; den lauten Protesten des kaiserlichen Botschafters setzte man noch lautere Dementis entgegen.

Der französische Gesandte bei der Pforte, Rincon, dessen Stellung allerdings seit den Zusammenkünften des Kaisers mit seinem Herrn, und den Gerüchten von den französischen Wünschen wegen der Krone von Byzanz eine sehr schwierige geworden war, unterstützte natürlich in jeder Weise die venetianischen Unterhändler; 1539 erlangten sie einen Waffenstillstand. Je einiger sie den Kaiser und den König sahen, desto klarer erschien für sie die Nothwendigkeit des Friedens; aber ihr Gesandter hatte die schwierigste Stellung, da die Geheimschreiber der Signoria und des Rathes der Zehn, durch beträchtliche Summen gewonnen, die geheimen Beschlüsse ihrer Behörden durch den französischen Gesandten dem Groß-Vezier in die Hände spielten. Man mußte denn auch einen Frieden schließen, mit welchem man die frühere, langjährige be- 1540
waffnete Neutralität theuer bezahlen mußte. Die letzten Plätze in Morea gingen verloren; die dalmatischen Küstenplätze Nadin und Laurana sowie die eroberten 25 Inseln des Archipel mußten abgetreten und außerdem bedeutende Summen als Kriegskosten und Geschenke an die Beamten der hohen Pforte gezahlt werden. Unter dem Protektorat des französischen Gesandten war dieß Bündniß abgeschlossen, unter diesem sind die Venetianer in ihrer orientalischen Politik auch geblieben. Das war die Folge der kaiserlichen Politik im Osten. Im Westen war der Kaiser, wie man sich erinnern wird, zunächst bestrebt, mit den Franzosen ins Einverständniß zu kommen: „zur Pacification und Herbeibringung der von unserm Glauben Abgewichenen und der Türken". Aber als man zu den Specialverhandlungen kam, zeigten sich sofort wieder die tiefgehendsten Differenzen; Keiner von beiden wollte auf Mailand verzichten. Wenn auch hier keine Einigung erzielt wurde, so waren doch die deutschen Fürsten sämmtlich durch diese Freundschaft des Kaisers mit Franz auf das höchste mißtrauisch und besorgt gemacht worden. Diese Stimmung zeigte sich vor allem bei den Mitgliedern des schmalkaldischen Bundes und trat sehr scharf hervor, als die geldernsche Erbfrage zur Erledigung kommen mußte. Der Streit zwischen den Herzögen von Geldern und Burgund war ein alter; jener Selbständigkeit hatte Karl V. ebenso wenig anerkennen wollen, wie seine burgundischen Vorfahren; von Alters her mußten also die geldernschen Herzöge Verbündete

der französischen Könige sein, und sie haben denn auch immer durch ihre fortwährenden Einfälle in die Niederlande nicht unwesentlichen Einfluß auf den Gang der kaiserlichen Politik ausgeübt. Schon Max hatte es versucht, den habsburgischen Besitz am Niederrhein besser zu consolidiren und in diesem Sinn hatte er seinerzeit das churfürstliche Haus zu Sachsen an der Besitzergreifung von Jülich verhindert, und dieß vielmehr an die den Habsburgern verwandten Herzöge von Kleve gegeben. Herzog Karl von Geldern hatte nun sein Land testamentarisch bereits 1534, zur selben Zeit, wo er Christian III. gegen die burgundischen Velleitäten stützte, dem König von Frankreich vermacht. Allein die Stände erklärten, daß sie gelderisch bleiben wollten und übertrugen die Herrschaft nach
1539 ihres Herzogs Tod dem Sohn des Herzogs von Kleve, welcher dann das ganze Gebiet des Niederrheins von Köln bis Utrecht, von der Weser bis zur Maas vereinigt haben würde. Dazu war das Haupt des schmalkaldischen Bundes, der Churfürst von Sachsen, des Herzogs Schwager. Und eben war dieser durch die Verhei-
1539 ratung seiner Schwester Anna auch Schwager des Königs von England geworden, nachdem Anna Boleyn auf dem Blutgerüst geendet und Jane Seymour nach der Geburt des Prinzen Edward (VI.) gestorben war. War durch die Verhandlungen des Kaisers mit Franz die Haltung der deutschen Fürsten bedenklich geworden, so war Karl jetzt genöthigt, wenn er auf eine ihm günstige Entscheidung in der geldernschen Erbfolgefrage auch nur hoffen durfte, genöthigt von der Herbeibringung der Ketzer um so mehr abzusehen als die Verabredungen mit Franz mit einem gereizten Briefwechsel, und die mit der Pforte mit dem Einfall der Osmanen in Ungarn geendigt hatten. Die combinirte diplomatische Aktion des Kaisers war nicht blos resultatlos, sondern bis jetzt entschieden zu seinen Ungunsten verlaufen. Es mußte sich jetzt noch darum handeln, wie er mit den protestantischen Fürsten zu Ende kommen würde; denn ihrer bedurfte er zu jener Erbfolgefrage, wie zur Abwehr der Türken. Der auch unter den Kardinälen vertretene Sinn für die Verbesserungsbedürftigkeit der römischen Kirche und der Wunsch nach einer gütlichen Vereinigung erleichterten dem Kaiser seine Bestrebungen auf dem Wege der Unterhandlung, eine wenigstens äußere Vereinigung der protestantischen Fürsten mit ihm

herzustellen. Allein die Verhandlungen führten zu nichts, nachdem der Papst, von den Franzosen beeinflußt, sie längst mit dem größten Mißtrauen betrachtet hatte. Aber dadurch, daß Karl Joachims II. kirchlichen Reformen nicht entgegentrat und den gewandten und rührigen Landgrafen von Hessen, der mit dem sächsigen Churfürsten, hauptsächlich wegen seiner Doppelehe, zerfallen war, durch Versprechungen für sich gewann, entzog er dem protestantischen Bund in der klevisch-geldrischen Sache zwei wesentliche Stützen. Die Ereignisse im Osten schienen den Kaiser zu immer größeren Concessionen an die Protestanten zu zwingen.

Wie bemerkt, hatte Laszki eine Mission Ferdinands nach Kon- 1539
stantinopel angenommen, hatte aber nichts Anderes erlangen können als einen halbjährigen Waffenstillstand; als unabweisbare Friedensbedingung wurde ihm vom Großvezier bezeichnet, daß Ferdinand für den Teil Ungarns, den er inne habe, einen Tribut entrichte. Aber Ferdinand wollte sich wol zu Zahlungen in Form von Geschenken und Pensionen verstehen, aber niemals zu einem eigentlichen Tribut.

Laszki mußte abermals eine erfolglose Gesandtschaft nach Kon- 1540
stantinopel übernehmen. Da starb Johann Zapolya; und Suleiman erkannte dessen Kind Johann Sigismund unter der Vormundschaft eines gewissen Martinuzzi gegen Zahlung eines jährlichen Tributs von 100,000 Dukaten an. Während der französische Gesandte vergeblich für Heinrich von Orleans bei der Pforte intriguirte, machte Ferdinand auf Anrathen Laszkis thörichterweise eine militärische Demonstration, angeblich gegen jenen Martinuzzi, welche die Kriegserklärung Suleimans und die Gefangensetzung
Laszkis zur Folge hatte. Während der Sultan in Ofen residirte 1541
und eine Moschee dort errichtete, hielt Karl die Zeit für gekommen, dem Treiben Barbarossas und der algerischen Seeräuber ein Ende zu machen, trotzdem sein seckundiger Admiral, Andreas Doria, schon der ungünstigen Jahreszeit wegen dringend von dem Zuge abgerathen hatte. Die Expedition verunglückte denn auch vollständig. Und auch der geldrische Streit nahm immer größere Ausdehnung und ein stets gefährlicheres Aussehen an. Als Franz I. bemerkt hatte, daß er nicht darauf hoffen konnte, für Italien seine Forderungen vom Kaiser ohne Waffengewalt gewährt zu sehen, ent-

schloß er sich, jene Frage, die der französischen Politik schon so lange gegen den Kaiser gedient hatte, für sich auszubeuten. Er schloß mit Kleve einen Bund und zog zugleich Christian III., welcher sich noch immer vom Kaiser bedroht sah, herüber; weitere Bundesgenossen schienen in Aussicht. Einen Aufstand der schwedischen Bauern hatten die kaiserlichen Minister nach Kräften gefördert und die Aufständischen zum Ausharren ermuntert; für Gustav Grund genug, sich dem französisch=klevisch=dänischen Bund anzuschließen und dem Könige von Schottland für den Fall eines Kampfes mit England ein Hilfscorps von 2000 Schweden zuzusagen. In England waren nämlich unterdessen wunderbare Wandlungen eingetreten. Wolsey hatte einst die Politik geleitet, wie er glaubte, ohne je einen Sturz fürchten zu müssen. Die Ehescheidungsfrage hatte ihn zu Fall gebracht. Thomas Kromwell hatte den König mit gleicher Klugheit und größerer Energie und voller Rücksichtslosigkeit auf die protestantischen Wege und zu einem engen Einverständniß mit dem schmalkaldischen Bund gebracht, den er nach der Art der Zeit durch eine Heirat hatte befestigen wollen. Aber sein Herr und König fand weder Gefallen noch Genüge an der deutschen Prinzessin; dieß Verbrechen hat Kromwell Stellung und Kopf gekostet. Daß noch viele andere Einflüsse sich hierbei geltend gemacht haben, steht fest, daß aber bei Heinrich das den Ausschlag gab, daß die neue Gemahlin ihn in seinen ehelichen Erwartungen getäuscht, wird Froude vergebens läugnen. Katharina Howard, die neue Gemahlin, versprach andere Genüsse. Selbst katholisch, hat sie dieser Confession und der ihr ergebenen Partei hervorragende Dienste geleistet und den König zu einem Bündniß mit dem Kaiser, seinem ersten Bundesgenossen, bestimmen helfen. Für diesen zweifelhaften, aber gewonnenen Freund verlor er einen, der freilich niemals zu den zuverlässigsten gerechnet zu werden pflegte, den Papst. Auch ihm waren die Verhandlungen mit den Protestanten, das beständige Drängen auf Concil und Reform ein heftiger Anstoß gewesen, und als Karl sich nicht geneigt zeigte, seinem Enkel Ottavio Farnese das Herzogthum Mailand zu übertragen, gewann jene Verstimmung festere Gestalt, welche der französische Gesandte nicht zu stärken versäumte. Nachdem Franz sein Bündniß mit den Osmanen erneuert hatte, begann der Angriff; einen

geeigneten Vorwand dazu fand er in der Ermordung zweier französischer Gesandten durch spanische Soldaten in Oberitalien. Allerdings hatte der Reichstag zu Speier die bekannte „eylende Hilff“ versprochen, und ausnahmsweise war auch ein Heer gesammelt und 1542
von Joachim II. bis Pesth geführt worden; da aber kündigten die Landsknechte den Gehorsam, weil ihnen kein Sold gezahlt war, und das Heer mußte unverrichteter Sache wieder entlassen werden. Während Barbarossa die italienischen Küsten geplündert und Suleiman Gran und Stuhlweißenburg gestürmt hatte, konnten sich die Fürsten des Schmalkalder Bundes nicht zu einer Politik entschließen, welche ihnen Religionsfreiheit und die Ausdehnung ihres Bekenntnisses gesichert hätte. Der Einzige, bei welchem die nothwendige Initiative von jeher gewesen war, Philipp von Hessen, hatte sich dem Kaiser gegenüber vertragsmäßig gebunden, der klevischen Sache fern zu bleiben; Andre nahmen Anstoß an dem französischen Bündniß, Andre, die sich vielleicht einer Art von Mitgefühl mit dem Kaiser, ihrem Herrn, und dem bedrängten römischen König nicht erwehren konnten, wollten jedenfalls lieber des Friedens als des Krieges genießen, zumal sie den Kaiser auch dem Papste entfremdet sahen. Sie saßen still, als Karl den Herzog von Kleve schlug und Karl nun Geldern und Zütphen nahm und das weitere Reformiren in Kleve verbot; sie geriethen in Entrüstung, als sie das französisch=osmanische Bündniß sahen; sie entschlossen sich zur Bekriegung beider. Aber wenige Monate später war der Kaiser wieder in vollem Frieden mit Franz. Im Frieden zu Crespy entsagte 1544
Karl nicht nur Burgund, sondern er versprach auch Franz' I. zweiten Sohn mit Mailand zu belehnen und einer habsburgischen Prinzessin zu vermählen. Zugleich verpflichtete sich Franz zur Unterstützung gegen die Osmanen, wie er das bei jedem Friedensschluß zu thun pflegte, aber auch zur Betreibung eines allgemeinen Concils. Besonders die letzte Bestimmung zeigt deutlich, was dieser Friede zu bedeuten hatte: die Befriedigung des französischen Königs, welcher für die nächsten zwei Jahre noch durch den englischen Krieg vollauf beschäftigt war; ein Stillstand mit den Osmanen — der besonders durch die Vermittlung des französischen Gesandten erfolgen sollte; die Inangriffnahme der deutschen Reformationsfrage und deren Lösung: Karl hatte von einer combinirten Bearbeitung jener

drei Fragen Abstand nehmen gelernt. Hatte er doch auch im Norden sich den Gegner beruhigt: König Christian III. erkannte er an, allerdings nicht, ohne daß er sich die Frage wegen der Erbberechtigung von Christians II. Töchtern zur Entscheidung vorbehalten hatte.

Im Norden hatten die Dinge mittlerweile in der angedeuteten Weise ihren Fortgang gewonnen. Christian III., der auch in den schmalkaldischen Bund aufgenommen war, hatte seine Herrschaft fest begründet und damit auch die neue Lehre. In wenigen Jahren war der katholische Klerus vollständig beseitigt, und sein Besitz zum größten Theil an den Adel vergeben. Norwegen, durch die vielen Kriege geschwächt, verlor seine Selbständigkeit der dänischen Krone gegenüber vollständig und sank fast zu einer dänischen Provinz herab. Das Reformationswerk in Schweden wurde mit demselben Erfolg fortgesetzt, wie in Dänemark, die Dynastie Gustavs durch Anerkennung Erichs als Kronprinzen befestigt. Lübeck blieb der neuen Lehre zugethan, mit seiner maritimen Großmacht-Stellung war es zu Ende. Zu den Holländern, deren Handel auf der Ostsee sich beständig mehrte, kamen die Engländer hinzu. Der Binnenhandel trat zurück hinter dem oceanischen Welthandel.

Kapitel VIII.

1545—1556.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die ganze diplomatische Thätigkeit des Kaisers und seiner Räthe sich auf Einen Punkt zu richten begann: auf die Behandlung der deutschen Frage. Mit der gewohnten Vorsicht und im weitesten Umfang wurden die Vorbereitungen getroffen. Es wäre thöricht anzunehmen, Karl hätte von vornherein auf Krieg gesonnen; das widersprach sowol seiner als besonders Granvellas Behandlung der Geschäfte. Als Politiker hatten sie alle Eventualitäten ins Auge zu fassen, und daß da der Krieg, den man übrigens für einen höchst gefährlichen hielt, nicht an letzter Stelle in Betracht kam, liegt in der Natur der Sache. Die kaiserliche Politik hatte bemerkt, daß man sich noch ein Jahr vorher in einer sehr gefährlichen Situation befunden hatte, und daß diese nicht am wenigsten durch die deutschen Verhältnisse bedingt gewesen war. Dießmal war es gelungen, die protestantischen Fürsten hinsichtlich ihrer Interessen zu täuschen, oder doch wenigstens von einem gegen den Kaiser gerichteten Eingreifen abzuhalten. Wollte man sich etwa noch ferner in eine so gefährliche Lage bringen lassen, wenn es vermieden werden konnte? Von den Osmanen, mit welchen Ferdinand so eben einen anderthalbjährigen Waffenstillstand geschlossen hatte, war eine Beunruhigung nicht zu befürchten. Franz befand sich im Kampf mit England; Heinrich hatte zwar die katholische Howard auch auf dem Blutgerüst enden lassen, und mit ihr waren alle antiprotestantischen

Männer von Einfluß gefallen, aber er war so vollständig mit Frankreich und seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt, daß von ihm ein Eingreifen in die Lösung der deutschen Frage nicht zu erwarten war, die geldernsche Frage war im burgundischen Sinn gelöst, Christian III. von Dänemark durch seine Anerkennung beruhigt. Die deutschen Fürsten befanden sich jetzt ihrem Kaiser allein gegenüber. Auf sie konnte jetzt gewirkt werden ohne sonderliche Rücksicht auf ihre früheren Bundesgenossen. Philipp von Hessen stand seitab von seinen früheren Verbündeten, wenigstens war nicht dasjenige enge Einverständniß zwischen ihm und Chursachsen, wie früher und wie es nothwendig gewesen wäre. Joachim II., mit dem Schimpf des verunglückten Türkenzugs bedeckt, hatte viel von seinem Einfluß verloren und war nicht allzuschwer wenigstens zum Stillsitzen zu bewegen. Der Churfürst von der Pfalz war zur neuen Lehre übergetreten; der Herzog Wilhelm von Baiern hatte noch nicht ganz von seiner antihabsburgischen Oppo-
1545 sition abgelassen. Er sollte gewonnen werden. Man schloß einen Vertrag mit ihm, nach welchem ihm im Falle des Aussterbens der ferdinandischen Linie die Anwartschaft auf die böhmische Königskrone erteilt und zugleich die Aussicht gemacht wurde, an Stelle des ketzerischen Pfalzgrafen mit der Churwürde belehnt zu werden. Herzog Wilhelm war gewonnen. In derselben Weise wie hier der Neid der jüngeren wittelsbachischen Linie gegen die ältere ausgenutzt wurde, sollte es auch bei der Wettinern versucht werden. Der Herzog Moritz zeigte sich nicht abgeneigt, aber auch entschlossen sein Bündniß möglichst theuer zu verkaufen. Noch schwebte eine andere Angelegenheit, welche dem Kaiser neue Genossen zuführen sollte. Als nämlich der mehrfach befehdete katholische Herzog
1545 Heinrich von Braunschweig sich Wolfenbüttels hatte bemächtigen wollen, hatten sich der Landgraf Philipp, der Churfürst Johann Friedrich und Herzog Moritz eiligst über ihn hergemacht, ihn geschlagen und gefangen. Dessen Schwiegersohn Markgraf Hans von Küstrin, wie auch Joachim II. und Albrecht von Kulmbach erhoben laut ihre Stimmen gegen die Okkupation des Landes nnd brachten mit der Gemahlin Heinrichs die Sache vor Karl. Es war für Karls Entschlüsse entscheidend, daß er durch diesen Zwischenfall diejenigen in seine Hand gegeben sah, welche er als den Mittel=

punkt der antikaiserlichen Bewegung in Deutschland mit Recht erkannt hatte. Diese beiden, Landgraf Philipp und der Churfürst von Sachsen hatten sich nicht nur durch jenen Vorgang mit ihren nächsten Verwandten und Bundesgenossen in erbitterten Streit gesetzt und sich im Norden vollständig isolirt, sie hatten auch dem Kaiser die Möglichkeit gegeben eine Form zu finden, welche ihre Sache äußerlich von der der übrigen Protestanten trennte und dieselbe überhaupt des religiösen Gewandes entkleidete. Die Opposition des Baiern, welche ihm früher auch die der übrigen katholischen Fürsten erregt hatte, war beseitigt, einzelne Fürsten schienen so an das kaiserliche Interesse gekettet, daß von einer allgemeinen Fürstenopposition wie noch wenige Jahr vorher keine Rede sein konnte. Es handelte sich jetzt für den Kaiser nur darum, die protestantischen Fürsten in dem Glauben zu erhalten, daß es sich hier in keinem Falle um ihre Religionssache handle. Das mußte allerdings als eine schwere Aufgabe erscheinen, denn was seither in Italien und anderwärts in Sachen der Religion geschehen war, konnte nur geeignet sein das Mißtrauen der Protestanten zu nähren. Der Papst hatte allerdings schon vor Jahren ein Concil ausgeschrieben, und dasselbe war auch zusammengetreten, aber sowol 1545
die Uebermacht der italischen Kleriker als auch das besonders durch die Jesuiten geförderte Streben alle Neuerungen mit Entschiedenheit abzuweisen, hatte die Protestanten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß dieß Concil zur Behandlung ihrer Differenzen nicht geeignet sei; sie wollten es als ein freies nicht anerkennen und verweigerten im Ganzen die Beschickung. In Rom war schon seit einigen Jahren die Inquisition thätig wie in Spanien und Portugal, der neue Orden der Gesellschaft Jesu hatte bereits vielfach sich eine Stellung verschafft, mit welcher immer eine Bedrohung der ketzerischen Lehren verbunden war. Den Protestanten konnte dieß alles nicht entgehen, zumal sie sahen, wie man die Reformationsideen des Churfürsten von Köln zu unterdrücken eben sich entschlossen hatte; es hatten ja auch schon vom Wormser Reichstag 1545
die brandenburgischen Gesandten an ihren Herrn berichtet: „Die Papisten ließen sich viel böser und verdrießlicher auch trotziger Worte vernehmen, als sollte das lutherische Wesen nicht mehr lange dauern". Auch kamen Gerüchte von dem engen Bund des

Kaisers mit dem Papste, welcher jenem Geld und Truppen zugesagt hatte, und von den Rüstungen des Kaisers in Italien und
1546 den Niederlanden. Um nun vor allem das Mißtrauen der Protestanten zu täuschen, ließ er sowol durch Hans von Küstrin als auch durch Moritz ihren Glaubensgenossen versichern, daß es keineswegs des Kaisers Absicht sei, „der Religion wegen Jemand zu überziehen, oder ihn dawider zu gebrauchen“. Beide hatten unterdes einen förmlichen Vertrag mit Karl geschlossen und hatten dabei allerdings Sicherheit für ihr Bekenntniß gefordert und erlangt. Moritz fiel nun die weitere Aufgabe zu, die protestantischen Fürsten und Städte des Nordens durch Beruhigung vom Kampf fern zu halten; dem Schwiegersohn des Landgrafen, dem Kampfgenossen gegen Heinrich von Braunschweig, konnte dieß nicht schwer fallen. Mittlerweile war die Acht über jene verhängt, von denen Karl in einem Briefe vom 8. Februar 1547, den er an seinen Bruder gerichtet hat, urteilte, man müsse sie — Philipp und Johann Friedrich — ganz und gar austreiben. Während Joachim II. von Moritz glauben gemacht war, er wollte den römischen König von einem Einfall nach dem Norden abhalten, einigte er seine meißnischen mit den böhmischen Truppen und ließ die Lande des Churfürsten besetzen, da dieser, mit seinen oberdeutschen Bundes-
1546 genossen vereinigt, an der Donau operirte. Johann Friedrich zog ab, um seine Erblande zu schützen, Würtenberg und die oberdeutschen Städte unterwarfen sich dem Kaiser. Aber Moritz mußte vor dem Churfürsten weichen. Man weiß wie das Spiel geendet
1547 hat, den spanischen und meißnischen Truppen erlag der Churfürst; ewige Gefangenschaft war sein gnädiges Loos, wie das des Landgrafen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der ganze Plan mit nicht gewöhnlicher Klugheit ausgedacht und mit einer Promptheit durchgeführt wurde, die man von einem deutschen Kaiser schon lange nicht mehr gewohnt gewesen war. Es war nur die Frage, ob der Kaiser seinen Sieg auszunützen verstand und ob ihm derselbe überhaupt gestattete, alle Consequenzen seiner gegenwärtigen Machtstellung zu ziehen. Das erstere ließ sich von Karl wol erwarten; aber dabei kam er gerade in Gefahr der Mäßigung zu vergessen, die nach jedem Siege erforderlich ist, wenn es sich um ernste und dauernde Erwerbungen handelt, eine Mäßigung, die um so noth-

wendiger ist, je weniger der Sieg das Resultat einer fest begründeten Machtstellung ist, und je mehr er durch eine glückliche und schnelle Benutzung außerordentlicher Umstände errungen ist. Wie sehr mit den Erfolgen des Kaisers das letztere der Fall war, ist leicht ersichtlich. Er mußte sich erinnern, daß der Friede mit Frankreich nur durch glückliche Umstände für ein paar Jahre gesichert schien; im Osten hatte man eben einen Stillstand auf fünf Jahre gegen Bezahlung eines jährlichen Tributs, genannt Pension, erlangt. Die deutschen Fürsten hatten erst vor wenigen Jahren bewiesen, daß sie über ihre Freiheit und Neutralität sogar der religiösen Spaltung zu vergessen gesonnen waren; wie leicht, konnte Karl muthmaßen, konnte wieder eine engere Einigung der protestantischen Fürsten erfolgen, er hatte ja selber zwei kühne Menschen groß gemacht; ob er ihrer in Zukunft sicher sein würde, das konnte doch ernstlich in Frage kommen. Bei den nächsten Maßregeln des Kaisers ist allerdings von derartigen Erwägungen schwerlich etwas zu bemerken. Und die deutschen Fürsten und Städte wetteiferten an Unterwürfigkeit vor dem siegreichen Kaiser und seinen fremden Kriegsvölkern in einer Weise, daß der venetianische Gesandte meinte: „Dieser Krieg hat bewiesen, daß die deutsche Nation nicht verdient, für das gehalten zu werden, wofür sie bisher die Welt gehalten hat.“ Und der Kaiser hatte zunächst wie ein fremder Eroberer sich mit der Füllung seiner und seiner Gehilfen Taschen begnügt. „Wenn der Herzog von Würtenberg“, erzählt Droysen, „300,000 Gulden, Ulm 100,000 Gulden zahlen mußte, so gibt das ein Maß für die Summen, die Deutschland aufbringen mußte, ungerechnet die Erpressungen der Alba und Lodron, die Summen für gute Dienste, welche des Kaisers Kanzler, Kämmerer, Räthe u. s. w. bis zum Thürknecht herab zogen.“ — Ein Ereigniß wäre schon geeignet gewesen, den Kaiser vorsichtig zu machen. Sein Bündniß mit dem Papste war nicht nur aufgelöst, sondern der Kaiser befand sich auch bereits in schweren Irrungen mit ihm. Als die Dinge gleich im Anfang des Krieges für den Kaiser sehr günstig zu verlaufen begonnen hatten, war Paul III., von Franz aufmerksam gemacht, bedenklich geworden wegen der Uebermacht des Kaisers, hatte seine Unterstützungen zurückgezogen und das Concil, von welchem der Kaiser Reform an

Haupt und Gliedern verlangte, nach Bologna verlegt. Der Sieg von Mühlberg konnte die Besorgnisse des Papstes nur steigern, und als sein Sohn Pier Luigi auf Veranlassung des spanischen Statthalters, wie Paul behauptete, mit Vorwissen des Kaisers, ermordet und dessen eine Besitzung Piacenza sofort von den Spaniern besetzt wurde, brach des Farnesen Zorn in hellen Flammen hervor. Er war entschlossen seinen Sohn zu rächen und den Plan des Kaisers: durch ein von ihm beherrschtes Concil sich zum Herrn des Papstes und der ganzen Christenheit zu machen, mit allen Kräften zu hintertreiben. Bereits war Paul mit den Franzosen in Beziehungen getreten. Franz war gestorben, und der
1547 jugendliche Heinrich II. war gefolgt. Dieser war zunächst entschlossen, die englischen Verhältnisse für sich auszubeuten. Wenn Heinrich VIII. geglaubt hatte, sein Wille sei stark genug, um die katholische Kirchenlehre von der römischen Kirchenverfassung getrennt erhalten zu können, so hatte sich diese Voraussetzung als unrichtig erwiesen. Noch deutlicher trat diese Unmöglichkeit nach seinem Tod
1547 unter seinem unmündigen Nachfolger Edward VI. hervor. Der Regent, Seymour, begann Kromwells protestantische Wege wieder zu betreten und nahm auch dieses Staatsmanns schottische Politik wieder auf. Aber Heinrich II. setzte die alten französischen Verbindungen mit Schottland fort und hetzte und unterstützte die Irländer. Trotz Seymours Sieg über die Schotten vermochte er doch seinen Plan nicht durchzuführen: die schottische Kronprinzessin mit Edward zu vermählen; der Franzose kam ihm zuvor, und die schottische Prinzessin wurde nach Frankreich zur Verheiratung mit
1548 dem Dauphin übergeführt. Den Sturz des Regenten, der durch die Aristokratie erfolgte, vernahm Karl zwar mit besonderer Freude,
1550 aber dessen Nachfolger beeilte sich gegen die Herausgabe von Boulogne an die Franzosen mit Heinrich II. Frieden zu schließen, der dadurch freie Hand erhielt und mit dem Papst in engstes Einverständniß zu treten bereit war. Paul III. hatte inzwischen alles daran gesetzt, um dem Kaiser an allen Enden Feinde zu erregen; die Schweiz und Venedig suchte er zu einem Bündniß gegen Karl zu bringen, sowie er auch zu einem wirksamen Angriff auf Neapel und Spanien den Bund mit dem Sultan und mit dem Dey von Algier für erlaubt und wohl geeignet erklärte. Auch am polnischen

Hofe hielt er Agenten, die den alten König Sigismund zu einem Bund gegen den Kaiser bewegen sollten. Mittlerweile ging der Kaiser seinen Pfad in Deutschland. Da ihm sein Verhältniß zum Papste nicht gestattete, den allgemeinen Religionsausgleich auf dem Concil zu erreichen, so sah man ihn Wege betreten, welche der Form nach an die englischen gemahnten. Er suchte eine Einigungsformel für die gespaltenen deutschen Christen zu finden, die allerdings weder von den Protestanten, noch von den Katholiken gebilligt werden konnte, obgleich sie thatsächlich nicht mehr zu bedeuten hatte, als den Protestanten den Weg zur Rückkehr in die katholische Kirche offen zu halten. Der Herzog von Baiern, der vergebens verlangte, was dem Herzog Moritz bereits geschehen war, die Zuteilung der Churwürde, holte sich, wenn auch nicht allein aus katholischen Bedenken, vom Papst das Verbot der Annahme des sogenannten Interims ein. So erbittert der Papst übrigens auf Karl war, das Gefühl der Ohnmacht besiegte das des Zorns; der französische Gesandte sah mit Erstaunen und Wuth, daß die Farnesen mit dem Kaiser zu unterhandeln begonnen hatten. Sie ließen verlauten, Karl selbst müsse nach ihres Großvaters Tod Papst werden; „denn Deutschland“, sagten sie nicht ohne Malice, „hat ein kaltes Klima, Italien ein warmes; für die Gicht, an welcher der Kaiser leidet, sind die warmen Länder gesünder“. So hoch des Kaisers Sinn stand, diesen erhabenen Ruheposten wollte er sich durch seine Gicht noch nicht anweisen lassen.

Zunächst kamen die Farnesen wegen Parma unter einander in Streit. Als der Papst es dem Kirchenstaate einverleiben wollte, verhandelte sein Enkel Ottavio mit dem spanischen Statthalter in Mailand, demselben, welchem er die Mitschuld an der Ermordung seines Vaters zur Last legte. Da starb Paul, und eine dem 1549
Kaiser wie seiner Partei gleich verhaßte Persönlichkeit, der Kardinal Monte, bestieg als Julius III. den päpstlichen Thron, nachdem das Conklave vorher Ottavio Farnese Parma zugesprochen hatte. Ottavio verlangte nun von dem Kaiser, seinem Schwiegervater, Piacenza und trat, da er seine Bitten unerfüllt sah, mit Heinrich II. in Bündniß. So sicher auch die Franzosen auf Julius III. gerechnet hatten, er beeilte sich doch, mit dem Kaiser Frieden zu halten und sich ihm in allem ergeben zu zeigen. In Deutschland hatte der Kaiser mit den spanischen,

italienischen und wallonischen Knechten die „Pacification" fortgesetzt. Große Pläne hatte der Kaiser noch, und die Spanier brachten sie unter die Leute. Er war der Meinung, daß das Kaiserthum an den Erzherzog Philipp kommen müsse, so könne man allein der Deutschen Herr werden, sein Haus müsse noch weiteren Fuß in den Niederlanden fassen. „Von dem Prinzen aus Spanien sagt man allerlei", berichten die betrübten brandenburgischen Gesandten, „was beschwerlich genug. Wir merken soviel, daß die Spanier in Deutschland Fuß fassen wollen; es stinkt ihnen das Maul nach Bremen, Magdeburg und anderen." Aber eben an Magdeburg sollte sich die ganze ungeheure Wendung knüpfen. Es war dieses Stift vordem dem Herzog Moritz als Belohnung vom Kaiser zugesprochen worden, obgleich die Brandenburger alte Ansprüche darauf erhoben, dann war über die Stadt wegen Ungehorsams gegen kaiserliche Majestät die Acht verhängt worden. Es handelte sich um die Vollstreckung derselben; daß sich zu Magdeburgs Unterstützung die bedeutendsten norddeutschen Städte sowie eine Anzahl Fürsten, Grafen und Herren zusammenthaten, war dem Kaiser weder unbekannt noch schreckhaft. Er gedachte ihrer aller Herr und Meister zu werden und zu bleiben. Zunächst hielt er für das passendste und beste Werkzeug seiner Politik den neuen Churfürsten Moritz. Wenn Karl Anstand nahm, dem Wittelsbacher Herzog die Churwürde zu geben, so war es zunächst die Besorgniß, diesen ehrgeizigen Mann allzu sehr zu stärken, da er seine früheren engen Beziehungen mit dem Papste und seine Pläne wegen der römischen und böhmischen Königskrone kannte. Gab er ihm die Churwürde, so hatte er nichts, womit er ihn leicht hätte wieder in seine Netze ziehen können, andrerseits hielt er durch diese Bedrohung den Churfürsten Friedrich vollständig in seiner Gewalt, so daß dieser sich von jeder antikaiserlichen Bewegung aus Furcht ferne hielt. Mit Moritz glaubte sich der Kaiser besser versichert zu haben. Er hatte den alten Churfürsten als das stets bereite Werkzeug in seinen Händen, um jenen der neuen Stellung zu berauben; es mußte dem Kaiser ein leichtes sein, durch die Entlassung des Gefangenen den verhaßten „Judas von Meißen" in seinem Besitz aufs ernstlichste zu bedrohen. Daß Karl nicht daran dachte, ihn noch größer zu machen, zeigt sich klar aus den

Verhandlungen mit Joachim II., der Magdeburg vor Allem beanspruchte für seinen Sohn, den vom Kapitel postulirten Erzbischof. Zunächst mochte nun Moritz sich durch die Achtvollstreckung bei seinen Glaubensgenossen vollständig unmöglich machen. Alles dieß war Moritz nicht verborgen geblieben; es kam darauf an, ob und wie sich dem begegnen ließ. Die protestantischen Fürsten hatten vor allem erkannt, daß sie ohne Einigung und gewichtige Unterstützung in der Spanier Hände gegeben seien. Schon begannen sie auf Moritz ihr Augenmerk zu richten. Die Verhandlungen waren schwierig, weil mit vollstem gegenseitigem Mißtrauen geführt, aber sie ließen doch Moritzens Geneigtheit erkennen, wenn er seine Erwerbungen gesichert sah. Dazu schien ihm nicht blos das Einverständniß der Fürstin nöthig, sondern auch, daß er „mit seinen jungen Vettern verglichen, und diese mit im Spiel wären", und daß vor allen Dingen die auswärtigen, dem Kaiser feindlichen Mächte, vor allem also Frankreich ins Einverständniß gezogen und ihm durch ein solches sein neuer Besitz gesichert werde; sein gefangener Vetter war dann in des Kaisers Händen ein stumpfes Werkzeug. Zugleich hatte er bemerkt, daß der römische König nichts weniger als gut auf das neue Successionsprojekt seines kaiserlichen Bruders zu sprechen war, der sich außerdem weder in der orientalischen noch besonders in der würtenbergischen Frage von den Interessen Ferdinands hatte bestimmen lassen. Und Ferdinand konnte vorzüglich gegen den Kaiser gebraucht werden. Man sieht, in Karls Berechnungen begannen sich Lücken zu zeigen.

Dem Kaiser war unterdes die Verlegung des Concils nach 1550
Trient gelungen. Er betrieb hier nicht nur die Reform auf das eifrigste, sondern förderte auch seine politischen Pläne, die er hier zu allgemeiner Anerkennung brachte. Nach der neuen Successionsordnung sollte der Erzherzog Philipp dem gegenwärtigen römischen König im Kaiserthum nachfolgen mit der Herrschaft in Spanien, Italien und den Niederlanden, während in den deutschen und den Ostländern Ferdinand resp. dessen Sohn nachfolgen sollte. In diese Unterhandlungen tönten schon die Kriegslaute herein. Die Osmanen hatten sich allerdings zu einem mehrjährigen Waffenstillstand bestimmen lassen, zunächst um die persischen Angelegenheiten, welche dieß forderten, in ihrem Sinne zu ordnen. Aber

wenn die ungarischen Verhältnisse schon lange jeder Ordnung entbehrt hatten, so war der augenblickliche Zustand noch trauriger, da der Vormund des königlichen Kindes, Martinuzzi, mit der Königin-Mutter in offenen Streit gerathen war, als er sich deren Befehlen hatte unterwerfen sollen. Um sich an ihr zu rächen, überlieferte er Siebenbürgen an Ferdinand, der ihn dafür zum
1551 Wojewoden dieses Landes machte. Der türkische Pascha aber griff ihn an, und der östreichische Befehlshaber, der ihm mißtraute, ließ ihn ermorden. Ganz Siebenbürgen war empört über eine solche Handlungsweise und das Land befand sich binnen kurzem in den Händen der Osmanen. Mit diesen Angriffen hatte sich auch ein Seekrieg um die afrikanische Küste entwickelt. Hier hatte Karl dem Seeräuber Dragut das Tripolis benachbarte Mehdije abgenommen und mit Tripolis an die Johanniter gegeben, sowie diese auch Malta besaßen. Heinrich II., wie sein Vater der Mittelpunkt der antikaiserlichen Macht, ließ durch seinen Gesandten den Großherrn zum Kampf antreiben, und die osmanische Flotte lief nach der afrikanischen Küste aus. Tripolis und Mehdije wurden
1551 von Dragut wieder genommen.

Wie hier Frankreich das treibende Element gegen den Kaiser war, so war es auch anderwärts nicht minder bereit gegen den zu wirken, dessen gewaltsames Auftreten die europäischen Kronen zu erschüttern angefangen hatte. Nicht nur die Söhne des alten Landgrafen Philipp, auch die deutschen Fürsten hatten oft genug für die Freiheit des alten Landgrafen gebeten und Fürsprache erhoben. Allein vergebens. Die hessischen Fürsten waren entschlossen, alles an die Freiheit des Vaters zu setzen. Sie waren zu einem Einverständniß mit Moritz bereit; sie begannen mit Frankreich zu verhandeln. Je weniger die sächsischen Prinzen, auf Befehl ihres gefangenen Vaters, auf Moritzens Vorschläge eingehen konnten, desto entschlossener war dieser sich sowol dem Franzosen als auch dem eben unter Vortritt des Herzogs von Preußen geschlossenen Fürstenbund anzuschließen. Aber noch wollte Heinrich II. festere Garantie haben und noch stellte er weiter gehende Forderungen, als man zu bewilligen gedachte; mit England wurden Unterhandlungen gepflogen, die aber zu einem positiven Resultate nicht führten, da Eduard einen offnen Bruch mit dem Kaiser vermeiden wollte.

Markgraf Hans von Küstrin widerstrebte einem Angriff auf Karl, er mußte erst beseitigt und an seiner Stelle der Churfürst Joachim dem Bunde zugeführt werden; ebenso zog man den wilden Albrecht von Kulmbach ins Einverständniß, welcher auch die direkten Verhandlungen mit Heinrich II. zum Abschluß brachte im Januar des Jahres 1552. Mittlerweile hatte Moritz nicht nur die Achts- 1552
vollstreckung gegen Magdeburg dazu benutzt, eine ansehnliche Truppenmacht bereit zu halten, sondern auch mit König Ferdinand intime Verhandlungen eröffnet, an denen sein Bruder August als der Freund des Erzherzogs Max mit nicht geringem Geschick und Einfluß teilnahm. Es schien sich eine Art von Solidarität zwischen dem neuen sächsischen Churhaus und der jüngeren deutsch-öftreichischen Linie des Hauses Habsburg bilden zu wollen. Der Kaiser in seinen Concilideen und Successionsprojekten schien das Heranziehen des Sturms nicht zu bemerken; er meinte gegen Alba, der ihn warnte, „die tollen, vollen Deutschen taugten nicht zu so feinen Praktiken". Auch den Anklägern des Herzogs Moritz wollte er keinen Glauben schenken. Ehe er sichs versah, war Deutschland in den Händen der antikaiserlichen Partei; die Franzosen standen im Elsaß, Metz wurde Heinrich in die Hände gespielt; der Kaiser selbst auf der Flucht, die Väter des Concils in alle Winde gestoben. Wehrlos stand er da, nichts war ihm geblieben als seine stolzen Gedanken. Seine gewundne Politik war durch eine gewundenere besiegt; seine diplomatische Kunst hatte die Probe nicht bestanden. Wie vor zehn Jahren sah er alle Fürsten, Städte, ja alles gegen sich; seinen friedlichen und liebenswürdigen Versicherungen wollte Keiner mehr Glauben schenken. Alle waren bestrebt sich seiner Macht vor allem zu entledigen, ebenso wie man jetzt darauf dachte die Franzosen zurückzuweisen. Allerdings war der alte intriguante Herzog Wilhelm von Baiern gestorben, und der junge Herzog Albrecht war mit den Uebrigen darin eins, die Idee des Religionsvergleichs auf einem Concil aufzugeben. Man kam zu Passau überein, den Bekennern der neuen Lehre ebenso wie denen der alten, insbesondere den geistlichen Fürsten, Sicherheit zu gewähren und den gegenwärtigen Besitzstand aufrecht zu erhalten. Die Versuche des Kaisers, etwas Wesentliches an den Artikeln zu ändern, schlugen fehl, er mußte sich stillschweigend in

das schicken, wogegen er und sein Großvater seit mehr als sechs Decennien gearbeitet hatte: die religiöse Spaltung blieb bestehen, die kaiserliche Macht unterlag der aristokratisch-oligarchischen. Vergebens waren Karls Versuche Lothringen wieder zu gewinnen;
1552—53 während er Metz vergebens belagerte, plünderte die türkisch-französische Flotte die italienischen Küsten, wurde Bastia gestürmt und
1553 Korsika den Genuesen weggenommen. Wenn er auch denjenigen, der ihn zur Höhe hatte führen helfen, dem er aber auch vorzugsweise seinen jähen und tiefen Sturz zuzuschreiben hatte, im Kampf mit dem früheren Bundesgenossen hatte umkommen sehen: des kühnen, vielgewandten meißnischen Churfürsten Werk blieb bestehen. Der alte Kaiser hatte Deutschland aufzugeben. Noch einmal schien er den alten Ideen eine frische, fruchttragende Stätte bereiten zu können, eine Stätte, die man bereits verloren gegeben hatte: England. Eduard war hier schnell seiner schwächlichen Constitution
1553 zum Opfer gefallen und nach Enthauptung der von ihm eingesetzten Nachfolger — Johanna Grey und Northumberland — war die Tochter Heinrichs VIII. und jener verschmähten Katharina von Aragonien, Maria, genannt die Katholische, mit dem Einverständniß der Hauptstadt und des Parlaments gefolgt. Mit Schaffot und Scheiterhaufen hat sie ihre Mutter gerächt und die alte katholische Lehre wieder in ihrer Reinheit herzustellen versucht. Ihrer gedachte sich Karl zu bedienen, um England zum Hause Spanien-Burgund zu bringen, wie es schon lange geplant war. Sie sollte deshalb mit demjenigen verheiratet werden, dem sie als Kind schon einmal verlobt gewesen war, mit dem Erzherzog Philipp. Die Heirat
1554 erfolgte, die englische Linie des Hauses Habsburg schien gegründet. Ein Aufstand wurde niedergeschlagen; der Adel und Klerus wurde in seinem Besitz gesichert, da Karl bei dem Papst Dispens für die eingezogenen Klostergüter einholte; der Kardinal Reginald Pole, ein Glied des yorkschen Hauses, wurde zurückberufen und leitete die Regierung in katholischem Sinn. Das Parlament, von den Tudors so sicher gezähmt, erwies sich überall gehorsam; es beschloß auch zum Gehorsam der römischen Kirche zurückzukehren. Es schien, als ob Karl hier Entschädigung dafür finden sollte, daß das Reich sich seinen spanisch-monarchischen Maßregeln, seinen christkatholischen Tendenzen entzogen hatte. Wenn er auch den Beschlüssen des Augs-

burger Reichstags, welche die Regierung des Reichs, wie die Sache der Religion den Territorialherren überantworteten, seine Grundsätze nicht zum Opfer bringen wollte und ihnen die Anerkennung versagte, sie bestanden zu Recht. Freilich enthielten sie nicht nur die Keime der furchtbaren Religionskämpfe, sondern auch die des vollständigen politischen Zerfalls. Aber der Kaiser selbst war es gewesen, welcher religiöse Einheit und Kaiserthum in so argen Verruf gebracht hatte. An die Stelle der deutschen Monarchie trat eine aristokratische Föderativrepublik, das konnte Niemand in Europa erwünschter sein als Frankreich, das ja immer die gemeine deutsche Libertät zu unterstützen vorgegeben hatte. Die lothringischen Eroberungen mußten ihm zugestanden werden; in Piemont besaß es den Schlüssel zu Italien; das Mittelländische Meer theilte es mit den befreundeten Osmanen und dem Dey von Algier. Aber noch stand Spanien-Burgund als Großmacht über ihm. Der Krieg mit ihm war unvermeidlich. Philipp, der schon 1554 Neapel erhalten hatte, erhielt in den beiden folgenden Jahren auch die Niederlande, Spanien und die übrigen außerdeutschen Besitzungen des Hauses Burgund.

Mittlerweile aber waren Umstände eingetreten, welche auch die englische Combination mehr als zu gefährden schienen. Der Kardinal Karaffa war als Paul IV. Papst geworden, und selten hat 1555
Habsburg einen grimmigeren Gegner, selten aber auch die Kirche einen so blindeifrigen und verkehrten Verwalter gehabt. Er eilte mit Frankreich ein Bündniß zu schließen; er war entschlossen, Italien von den Spaniern zu befreien und es in den Zustand der Unabhängigkeit zu versetzen, in welchem er es in seiner ersten Jugend noch gesehen hatte. Den Ausgleich des Kaisers und Heinrichs II. hintertrieb er; „florentinische und neapolitanische Ausgewanderte", erzählt Ranke, „erfüllten die Kurie; der päpstliche Fiskal machte eine förmliche Rechtsklage gegen Karl V. und König Philipp, in welcher er auf Excommunication dieser Fürsten und eine Entbindnng ihrer Unterthanen vom Eid der Treue antrug".

Suleiman ersuchte er Ungarn zu verschonen, dafür aber Neapel und Sicilien anzugreifen. Karl mußte sich vorsehen, daß ihm der katholische Fanatismus seiner Spanier keinen Streich spielte. Trotzdem unterlagen die päpstlich-französischen Truppen, und Paul

mußte sich zu einem Frieden entschließen, der die spanische Herrschaft in Italien nur befestigte. Der Herzog von Toskana durch die Einverleibung von Siena; die Franzosen durch die von Piacenza von den Spaniern gewonnen, waren die gehorsamen Freunde der Spanier. So unheilvoll der Papst hier gewirkt hatte, er übertraf sich darin anderwärts noch. Gleich nach Antritt des Pontifikats hatte er eine geharnischte Bulle nach England geschickt und die Herausgabe sämmtlicher Klostergüter verlangt; das Parlament
1555 beschloß dem nachzukommen, wenn auch zunächst nur für diejenigen, welche der Krone übergeben worden waren. Immer rücksichtsloser drängte er, immer blutiger wurden die Verfolgungen, ein Aufstand folgte dem andern, die Erpressungen nahmen fortwährend zu. Man beruhigte sich in England nur noch damit, daß Maria keinen Thronerben geboren hatte; die Prinzessin Elisabeth hielt hartnäckig ihren Protestantismus fest. Man tröstete sich, daß alles bald ein Ende nehmen werde. Und es nahm ein Ende.
1558 Maria starb ohne Erben, Elisabeth folgte; das spanische Bündniß wurde gekündigt, nachdem man Calais hatte aufgeben müssen. Die blutige, katholische Episode war aus. So sah auch hier Karl alle seine Pläne gescheitert. Nur eins war ihm gelungen: Italien blieb seinem Hause in Spanien gesichert. Die Lebensbilanz, die er zu S. Juste zu ziehen Muße hatte, zeigte, daß er kaum dem Bankerott entgangen war, so viel glänzende, wenn auch blutige Zahlen seine Rechnung aufwies. Er ist allezeit und allewege ein kalter Rechner gewesen; auf Mittleid hat ein solcher keinen Anspruch. Während man noch mit den Osmanen wegen eines Friedens unterhandelte, der auch 1562 zu Stande kam, und als Ferdinand zum
1558 Kaiser gewählt worden war, hatte im Osten der Zar Erfolge erzielt, welche seinem Reich einen Zuwachs brachten, auf welchem die ferneren Unternehmungen und die ganze Machtstellung Rußlands beruhte.
1552—54 Kasan und Astrachan waren unterworfen, bis zum Don und Kaukasus reichten die Grenzen; „der Völkermarkt zu Astrachan war russisch, aber er stand leer". Die Irrungen mit Polen und Schweden, die Plünderungen Litthauens und Finnlands waren vorübergehend, aber bereits richtete man zu Moskau ernstlicher die Blicke auf die Besitzungen der deutschen Schwertbrüder: die baltische Frage wurde erhoben, und Rußland rüstete

sich, sie in seinem Sinn zu lösen. Nur durch diesen Küstenbesitz war die europäische Stellung des großen Östreichs zu schaffen und zu halten. Die baltische Frage ist es im Osten, wie im Westen die spanische, welche Europa durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch beschäftigte.

Zweites Buch.

Die Diplomatie.

Kapitel I.

Fürsten, Diplomaten und Staatsmänner.

Es ist ein weiter Weg von dem bekannten, nicht ohne eine gewisse Genugthuung weiter getragenen Wort Sir Henry Wottons: „Ein Gesandter ist ein tüchtiger Mann, abgesendet um für's Vaterland zu lügen", bis zu dem vielleicht divinatorischen Satz eines neueren theoretischen Politikers: „Die Diplomatie ist die Magistratur der internationalen Gerechtigkeit". Wie sehr auch die moderne Diplomatie auf diesem Wege avancirt sein mag, sie wird vor Anbruch des tausendjährigen Reichs schwerlich jemals ganz jener im alltäglichen Leben, meist diffamirenden Thätigkeit entrathen können, welche die Diplomatie des Reformationszeitalters, wie keine andere im öffentlichen Leben, zu üben für zweckmäßig und nothwendig gehalten hat. Es hat zwar auch in der Neuzeit der Meister der Diplomatie bekannt, daß eine erfolgreiche Politik ohne Heuchelei nicht zu betreiben sei; es haben noch die letzten Monate Beispiele von Doppelzüngigkeit und simulirten und dissimulirten Depeschen gebracht; wie wenig dieß aber neben den complicirten Lügengeweben, den offiziellen Meineiden und der systematischen Treulosigkeit jenes Zeitalters zu bedeuten hat, dafür hat das vorhergehende Buch schon Beweise genug geliefert. In dem nächsten Kapitel gedenke ich sie zu vervollständigen.

Es liegt einem Werke wie dem vorliegenden fern mit der begrifflichen Feststellung des Worts „Gesandter", oder nach deutscher

Weise bei einem geschichtlichen Rückblick mit Moses und den Ammonitern anzuheben; schnell und fest möchte ich in die weiten Hallen eintreten, mitten unter die gewaltigen Gestalten, die treuen Arbeiter und schwachen Handlanger, die den Haß, die Liebe oder die Verachtung ihrer Zeitgenossen und der nachfolgenden Jahrhunderte haben auf sich nehmen müssen. Viel Blut klebt ihnen an und viel Schmutz; der kleinlichen, kläglichen und widerwärtigen Gestalten sind nicht allzu wenige unter ihnen. Die Weihe muß Jeder zu diesem Gange mit sich bringen. Die Hingabe für die Größe seines Volks muß sie ihm verleihen. —

Wenn ein Neuerer [1]), dessen hingebender Thätigkeit die italienische Geschichte so viel zu danken hat, die Meinung ausspricht, daß man bei der Geschichte der Diplomatie in selteneren Fällen auf Karl V. zurückgehe, und hinzufügt: „Was darüber hinaus liegt, hat nicht viel mehr als antiquarisches Interesse", so widerlegt sich diese Meinung leicht durch die Fülle des diplomatischen Materials aus jener Periode, was indes auch erst die neuste Zeit zu Tage gefördert hat. Allerdings ist dabei hervorzuheben, daß sich jenes Material fast ausschließlich auf den Westen und Süden Europas bezieht; der Osten sollte erst in dieser Periode in den europäischen Zusammenhang gebracht werden. Für ihn gilt in vollem Maße das oben erwähnte Wort vom antiquarischen Interesse. Die Nachrichten sind dabei auch so dürftig, daß z. B. von einer russischen und schwedischen Diplomatie, sowie von einer national=ungarischen kaum gesprochen werden kann. Daß man sich aber im Westen wie im Osten des Zusammenhangs und einer gewissen Gemeinsamkeit bewußt zu werden anfing, das ist es, was den Darsteller der europäischen Politik veranlassen muß, die wenn auch dünnen und wenigen Fäden aufzusuchen und zu spinnen, welche die damals noch sehr heterogenen Bestandteile des Erdteils dürftig mit einander verknüpfte. Ich vermag mich also „des Begriffs von der Einheit Europas" nicht zu entschlagen, wie das unser Altmeister Ranke auf dem ersten Haltpunkt seines Licht verbreitenden Ganges gethan hat [2]). Ich halte vielmehr den Begriff von der Einheit Europa's für die Voraussetzung, ohne welche eine umfassende Betrachtung der ganzen neueren Geschichte nicht wol angestellt werden kann. Allerdings mußten zuweilen auch die

asiatischen Verhältnisse berührt werden. Aber wir befinden uns im weltgeschichtlichen Fortgang: wenn es im Mittelalter für eine erschöpfende Geschichtsbetrachtung genügen mag dem europäischen Osten dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken, wie im 16. und 17. Jahrhundert den vorderasiatischen Verhältnissen, so sind heute bereits die central= und ostasiatischen Wellen im Strom der europäischen Politik mehr als bemerkbar. —

Es sind vor allen Souveränen Ludwig XI. und Ferdinand der Katholische, diese Vorkämpfer der modernen Politik, gewesen, welche ihre Aufmerksamkeit auf die europäischen Angelegenheiten richteten und sich Kenntniß von dem Verlauf derselben verschafften. Mit diesen Fürsten stehen die Kaufherren von Venedig an den Anfängen der Diplomatie, die bei ihnen allerdings wesentlich durch die Handelsinteressen modificirt ist.

Wenn sich Ludwig mit Vorliebe der geheimen Agenten bei den meisten benachbarten Höfen bediente, Ferdinand dagegen und die Venetianer offizielle Gesandtschaften schickten, so ist es doch erst am Ende des 15. Jahrhunderts zu stehenden Gesandtschaften gekommen. Es gibt z. B. einen Vertrag zwischen Karl V. und England vom Juli 1520, durch welchen festgesetzt wurde, daß die beiden Souveräne von jetzt ab ordentliche Gesandte bei einander bestellen wollten, „durch welche wir über die einzelnen Begegnisse wahrhaftig unterrichtet werden könnten". Es mußten eben erst die zahlreicheren Berührungen und engeren Beziehungen der Mächte zu einander das Bedürfniß einer fortwährenden Vertretung bei einander herausbilden.

Die Abstufung in Botschafter, Gesandte und bevollmächtigte Minister — envoyés und ministres plénipotentiaires, und Residenten und Geschäftsträger kennt die Diplomatie jener Zeit nicht. Die damaligen Namen sind: Botschafter, Gesandter, ambassadeur, ambasciatore, embaxador, orator; für die päpstlichen Gesandten sind die gewöhnlichen Bezeichnungen legatus a latere, legatus, nuntius, internuntius; der einzige weltliche Gesandte, welcher den letzten Titel getragen hat und noch trägt, ist der östreichische Botschafter bei der Pforte. Der Unterschied zwischen Geschäftsgesandten — ministres négociateurs — und Ceremonialgesandten — ministres d'étiquette, de cérémonie ou figurants

kennt man bereits in dieser Periode; ebenso kommt es vor, daß den ordentlichen Gesandten, welche bereits an irgend einem Hofe akkredirt waren, außerordentliche hinzugefügt wurden; jedoch war in der damaligen diplomatischen Praxis die Bezeichnung „außerordentlicher" Gesandter noch nicht zu einer etwas vornehmeren Titulatur geworden, wie das heute der Fall ist. Eine eigenthümliche Bezeichnung hatte der venetianische Botschafter bei der Pforte. Er hieß, weil er schon aus der Periode der griechischen Kaiser die vollständige Gerichtsbarkeit über seine Landsleute hatte: Bailo. Wie bemerkt, war das Institut der Agenten auch in jener Zeit ein nicht selten angewandtes. Von einer scharfen Unterscheidung zwischen geheimen und öffentlichen Agenten ist jedoch nichts zu bemerken, da das Titelwesen noch nicht so scharf gegliedert war, wie heutzutage. Geheime Agenten hat die Zeit viel aufzuweisen; besonders waren es die italienischen kleinen Fürsten, welche sich solcher Leute mit großem Erfolg bedienten; so hatte Cosmus von Medici einen solchen, Namens Pero, in Venedig, welcher wegen seiner Schlauheit eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Die Friedensverhandlungen von Cambray wurden ebenfalls durch einen solchen eingeleitet, indem Louise von Savoyen heimlich einen Vertrauten an Margaretha sandte. Diese empfing den Agenten spät Abends in ihrer Garderobe, wo dieser seine Legitimation überreichte; sie enthielt nichts als die Worte: „Madame, ma bonne sœur, le pourteur de cestes s'en va en Anvers pour aucun affaire particulier; je prie l'avoir pour recommandé" [3]).

Eigenthümlich sind jener Zeit die Collektivgesandtschaften. Die moderne diplomatische Praxis pflegte ihre Mission gewöhnlich einem Gesandten anzuvertrauen, dagegen gibt sie demselben ein nicht kleines Personal bei, welches jenem unterstellt ist; so haben die Gesandten erster Klasse ihre Botschaftsräthe und Secretäre, Attachés, Dragomans, Uebersetzer; Kanzler, Kanzleidirektoren mit ihrem Subalternpersonal u. s. w. Im Reformationszeitalter gehört eine derartige Organisation zu den selteneren Fällen; gewöhnlich waren mehrere Gesandte neben einander thätig, die sehr häufig, weil meist coordinirt, mit einander in Collision geriethen, die den Geschäften nichts weniger als förderlich war, wie sich weiter unten zeigen wird. Allerdings gibt es auch in jener Zeit

Gesandtschaften genug, welche der einheitlichen Organisation nicht entbehren; z. B. stand an der Spitze mehrerer Gesandtschaften ein grand seigneur, dem Geistliche, Rechtsgelehrte, Sekretäre ꝛc. beigegeben waren. So befand sich an der Spitze der Gesandtschaft, welche Ferdinand von Oestreich 1527 nach London schickte, Gabriel Salamanka, Graf von Ortenburg; beigegeben waren ihm Dr. Johann Faber, ein rede- und schriftgewandter Herr, und der Rath Hans Silberberg. Die Sekretäre waren sehr häufig die Seele der diplomatischen Thätigkeit, auch wurden sie besonders zum Recognosciren des Terrains benutzt. Wie Venedig überhaupt am consequentesten in der Ausbildung der diplomatischen Formen und Gebräuche war, so ist auch das Institut der Sekretäre dort am ausgebildetsten [4]). Jedem Botschafter waren ein oder mehrere Sekretäre beigegeben, Adelige aus Familien zweiten Rangs, welche entweder während der ganzen Dauer seiner Mission bei ihm blieben oder wechselten. Botschafter konnten sie niemals werden. Dagegen übertrug man ihnen die Residentenposten bei den Höfen, an welche keine Ambassenden gesandt wurden. — Sehr zahlreich sind die päpstlichen Gesandtschaften, zumal am kaiserlichen Hoflager. So wird z. B. genannt als erster Orator und apostolischer Nuntius ein Erzbischof, von einem Sekretär, Hofmeister und Notar begleitet; als zweiter Orator und legatus ab latere ein Kardinal-Presbyter mit Hofmeister, Sekretär, Datar und Notar; als dritter Orator ein Bischof mit Hofmeister, Sekretär, Auditor und Notar. Sehr viel einfacher ist der Apparat des Königs Ferdinand und der Franzosen, von welchen blos zwei Oratoren genannt werden. Sehr umfangreich ist dagegen die englische Gesandtschaft: die zwei coordinirten Gesandten sind der Bischof von Westminster und der General Hobbes mit ungefähr zwanzig Adligen im Gefolge; außerdem waren noch durch Gesandtschaften bei Karl V. vertreten: Polen, Portugal, Dänemark, Sicilien, Venedig, Savoyen, Florenz, Ferrara, Mantua, Genua, Siena, Lucca, Mailand und der Herzog von Castro.

Als der bekannte Simon Renard, einer der rührigsten Diplomaten Karls, nach England geschickt wurde, waren seine beiden Collegen Männer des hohen Adels, Jean de Montmorency und Jaques de Marnix, beide Ritter vom goldnen Vließ; der seitherige stehende Gesandte in London blieb aber ebenfalls auf seinem Posten.

Eine nicht ganz gewöhnliche Gesandtschaft bildet Katharina von Aragon, Gemahlin Heinrichs VIII., welche bei dem englischen Hofe förmlich als spanischer diplomatischer Agent beglaubigt war; ihre Briefe an ihren Vater Ferdinand waren offizielle Aktenstücke.

Charakteristisch für Ferdinands des Katholischen Auffassung von der Thätigkeit eines Gesandten ist die Thatsache, daß er an seinem Hofe nicht gern fremde stehende Gesandtschaften sah; so suchte er die Unterhaltung einer englischen Gesandtschaft möglichst lange zu hintertreiben, weil er keinen ständigen Intriguanten im Lande haben wolle. Daß bei der Wahl der Personen Rücksicht auf die Wünsche der jenseitigen Regierung genommen wurde, ist selbstverständlich, jedoch haben wir Beispiele, daß einzelne Souveräne in die Lage kamen, diese oder jene Person abzulehnen[34]).

Etwas der päpstlichen Politik Eigenthümliches, von dem sich Reste bis in die neuste Zeit erhalten haben, war, daß die Minister fremder Souveräne in das Kardinalcollegium aufgenommen wurden, ebenso jüngere Glieder regierender Häuser; Thatsachen, welche auf die Einheit der päpstlichen Politik schwerlich günstig eingewirkt haben. Wenn auch die moderne Diplomatie vielleicht mehr Beispiele dafür aufzuweisen hat, daß der Grund der Mission in der Absicht der jeweiligen Regierung lag, eine politische Persönlichkeit im heimischen Staatswesen unschädlich zu machen, so bietet auch jene Zeit dafür Beispiele; z. B. mußte der Florentiner Balthasar Carducci sich zum Botschafter am französischen Hofe machen lassen und sich als 70jähriger Mann mitten im Winter auf seinen Posten begeben, „eine erwachsene Tochter zurücklassend und 1000 Scudi jährlichen Einkommens von seiner Advokatur“.

Eine solche Ernennung war um so wirksamer, wenn, wie in Venedig, bestimmt war, daß die Gesandten nach ihrer Bestallung sich innerhalb eines gewissen Termins auf ihren Posten begeben mußten.

Was den Stand angeht, aus welchem die Diplomatie jener Zeit sich rekrutirte, so zeigte dieser lange nicht die Abgeschlossenheit, wie sie sich in vielen modernen Staaten herausgebildet hat. Geistliche jedes Rangs, Rechtsgelehrte, Staatsmänner wurden verwendet. Wenn Ludwig XI. einmal seinen Barbier und Kammerdiener in die Niederlande geschickt hat, um die Genter gegen Mari=

milian aufzuwiegeln, so hat das bei dieser wenig delikaten Mission nichts Auffallendes; allein es bleibt doch für die ganze Periode das starke Hervortreten des bürgerlichen Elements in der Diplomatie charakteristisch; freilich ist dieser bürgerliche Charakter unter Karl V. durch die vielfachen Nobilisirungen bereits etwas verwischt. Die Venetianer allerdings wählten ihre Botschafter nur aus der Zahl der Nobili, und zwar mußte für gewöhnlich das 38. Lebensjahr von dem Kandidaten erreicht sein.

Das Vaterland der Gesandten ist gewöhnlich das ihrer Constituenten gewesen; nur ausnahmsweise gehörten die Diplomaten anderen Nationen an, wie z. B. Franz I. eine Zeit lang einen Spanier zu seinen orientalischen Missionen verwandte. Daß der Osten vielfach sich zu seinen Gesandtschaften Angehöriger fremder Nationen bediente und bedienen mußte, findet seine Erklärung in dem niedrigen Bildungsgrade der Eingebornen. Rom machte natürlich bei seinem internationalen Charakter von Männern aller Nationen Gebrauch, sofern sie sich nur zu den Geschäften zu eignen schienen. Bei Karls V. universaler Herrschaft trägt auch seine Diplomatie diesen Charakter: Burgunder, Niederländer, Spanier, Italiener, Deutsche werden von ihm verwandt. Bei der Leitung der Geschäfte mußte besonders darauf gesehen werden, daß die Disposition nur von Landeskundigen gegeben wurden.

Es entspricht daher vollständig der Lage der Dinge, wenn die Angelegenheiten der einzelnen Kronländer fast durchgehends von Räthen der betreffenden Nationalitäten bearbeitet wurden.

Unter Karl V. hingen die auswärtigen Angelegenheiten bei Gattinaras Lebzeiten — 1530 von diesem ab, unter ihm bearbeitete der ausgezeichnete Covos die spanischen und italienischen, der ältere Granvella die deutschen, burgundischen und niederländischen Geschäfte. Nach Gattinaras Tod machte Karl, auf den Rath seines Beichtvaters, selbst den Großkanzler.

Indes sind es die Franzosen, welche nach meiner Kenntniß zuerst scharf nach geographischen Gesichtspunkten geschieden das auswärtige Amt organisirt haben. Es geschah dieß kurz nach Franz' I. Tod unter Heinrich II. durch den leitenden Staatsmann Anne de Montmorenci, welcher die Bearbeitung der auswärtigen Angelegenheiten vier Staassekretären — jeder erhielt 1000 Thaler

Gehalt — zuteilte. Dem Sekretär Bochetel übertrug er die Angelegenheiten Englands und Schottlands, l'Aubespine die von Savoyen, Deutschland und der Schweiz; Chausse die von Spanien und Portugal, du Thier die von Piemont, Rom, Venedig und dem Orient. —

Nach diesen möglichst kurz bemessenen, orientirenden Bemerkungen wollen wir uns den Gestalten derer nähern, welche vor Jahrhunderten in Gutem und Bösem für ihre Fürsten und ihr Vaterland zu wirken bestimmt waren [5]). Hunderte sind es; von Vielen ist uns nicht einmal der Name erhalten, Viele drängen sich heran, wie zu dem Opfer des Odysseus; wenigen nur dürfen wir die Hand bieten.

Da am Eingang steht eine kleine Gruppe, geschaart um König Ferdinand von Aragon, den alten schlauen Herrn mit seinen schlauen Dienern. Von Alter und Arbeit gebeugt steht neben ihm Fernan Alvarez, einstmals des Königs rechte Hand; er hat Kastilien und Aragon zusammengeben helfen, nur die großen Anfänge des größeren Siegeslaufs seines Herrn hat er gesehen, man hat ihn verspotten wollen, da er nicht einmal Latein verstehen und schreiben konnte; das Heiratsnetz hat er über England werfen helfen. Neben ihm der feine Colonna, aus dem diplomatischen Volk der Italiener, mit Feder und Pergament hat er Roussillon und die Cerdagne erobert, und Karl VIII. zu Barcelona in seinem Netz gefangen; ihm zur Seite der treue, arbeitsvolle, halb schüchterne und discrete Miguel Perez Almazan; hunderte von Depeschen sind das Werk seines Kopfes wie seiner Hände, Dechiffrir-Tabellen sind sein Fußschemel; Neapel hat er seinem Könige erstreiten helfen.

Da drängt sich Einer hervor, klein und dürftig ist sein Ansehen, das ist der „Betteldoktor“, wie ihn die scharfen Zungen am Hofe Heinrichs VII. zu nennen pflegten: Rodrigo Gondesalvi de Puebla, Doctor juris utriusque, nannte er sich. In Andalusien war er rechtskundiger Bürgermeister gewesen; ein gelehrter gewandter Herr mußte er Jean de Sepulveda bei der Gesandtschaft begleiten, welche Katharina von Aragon an den Prinzen von Wales verloben sollte. Der alte schlaue Heinrich VII. mußte ihn zu nehmen, er zeigte sich durchdrungen von des spanischen

Doktors großer Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß; das freute den Doktor und er fand König Heinrich groß und erhaben über alle Könige. Lange Jahre war er der tägliche Gast in Windsor; gar oft hat er sich selbst eingeladen und sich zum Diner Wein und Souper bestellt; die schlimmen Bedienten meinten, er sei lediglich aus Spanien gekommen, um zu essen. Freilich hatte er ein übles Quartier: in der City bei einem Maurer hatte er seine Wohnung aufgeschlagen, da saß er, wenn er nicht bei König Heinrich war, mit den Lehrbuben und den öffentlichen Dirnen bei Tisch, die der Meister unterhielt; da zahlte der Doktor für alles auch nur zwei pence täglich. Gar wohl wollte ihm König Heinrich; ein Bisthum in England wollte er dem treuen Doktor geben, aber der schlimme Almazan ließ die Stellen in der Depesche, in welchen er seinen gnädigen Herrn um die Erlaubniß der Annahme bat, wol undechiffrirt, wenigstens hat er und König Heinrich niemals eine Antwort auf alle seine Bitten erhalten. Auch eine reiche englische Dame war dem armen Doktor zugedacht, die Madrider hüllten sich immer in Schweigen. So war er aus dem spanischen Gesandten fast englischer Minister geworden, schlimm waren die spanischen Kaufleute auf ihn zu sprechen, auf ihn, den „Agenten der Königlich Englischen Schatzkammer". Manch böses Stückchen hat er zu London gemacht: König Jakob von Schottland wollte er eine Tochter seines gnädigen Königs als Braut werben, aber Jakob erfuhr noch rechtzeitig, daß sie eine Bastard-Tochter sei.

Was in England Uebles geschah, das suchten die Räthe zu Hause vergeblich in seinen Depeschen, des Lobes und des Guten waren sie voll. Aber König Heinrich liebte ihn und Puebla haßte die Franzosen. — Weit ab von dem Doktor steht ein Mann, ein wahrer Gentleman, schön von Gestalt, kühn von Augen, Degen und Faust kampfbereit, es ist des Doktors College Don Pedro de Ayala, apostolischer und kaiserlicher Protonotar; stolz, nobel, kampflustig; der Busenfreund König Jakobs von Schottland, darnach zu London, um die spanischen Interessen wahrzunehmen, da Puebla die englischen besorgte. Manchen Strauß an der immer unruhigen englisch-schottischen Grenze hat er bestanden; manch obligaten Straßenskandal in der englischen Hauptstadt mitgemacht; von seinen Dienern begleitet kannte er keine Furcht; manch schwere Prü-

gelei, bei deren einer einmal ein Londoner todt vom Platz getragen wurde, hat er mit seinem streitbaren Kapellan durchgefochten; freilich mußte da die englische Justiz ein Auge zudrücken vor diesen Gesandtschaftsthaten, den Kapellan konnten nur 200 Pfd. St. vor dem Strange retten; drei Viertel der Diener des edlen Don haben in England und Schottland ihr Leben gelassen. — Gar schlecht stand er mit seinem Collegen Puebla, der ihn mit Zänkereien, Intriguen und Verleumdungen bei Seite schaffen wollte. Für König Heinrichs Schmeichelworte blieb Don Pedro unempfänglich. Der Doktor hat ihm sogar eine Depesche gefälscht, aber er that seine Dienste gegen Frankreich und blieb in London, bis ihn der Tod erlöste, und Don Pedro mußte sehen, wie er daneben auskam.

Seitab sieht man „den letzten Ritter" Maximilian, den Begründer der habsburg-spanischen Weltmonarchie; einst war er ein glänzender Cavalier, ein frischer Jäger, gewaltiger Athlet und liebenswürdiger Mäcen; verschwunden ist aller Glanz in dem politischen Rennen, nur Fetzen sind ihm geblieben und die alte Unruhe; versammelt sind um ihn die Dietrichstein, Lichtenstein, Fürstenberg, Polheim: dazwischen drängt sich manch reizendes Bürgermädchen aus Augsburg und Nürnberg, dem Kaiser gar wol bekannt, hat ihm doch manche Söhnlein und Töchterlein geschenkt; bei ihm steht sein Liebling und vertrautester Minister, Matthäus Lang, genannt von Wellenburg, sein natürlicher Sohn von der schönen Augsburger Patrizierin Lang; das Bisthum Gurk hat ihm Max verliehen, darnach wurde er Erzbischof von Salzburg und Kardinal, ein beredter, gewandter Herr, wol passend zu seinem kaiserlichen Vater; Wort halten war nicht ihre Sache; auf Einwände antwortete er wegwerfend: „Was Conscientien?"

Von Kummer und Arbeit gebeugt ruht nun der alte, treue Hofkanzler Nikolaus Serentheiner von Nordheim; so wacker er mitgearbeitet hat zu Blois und gegen die Venetianer, nichts wurde erreicht; da schüttet er sich einmal bei Paul Lichtenstein das Herz aus: „Ihr kennt ja Seine Majestät besser als ich, und daß S. M. alle Dinge selbst angeben, durchsehen und corrigiren will; S. M. feiert nicht und kann nicht still liegen, darum unser eins desto weniger ausrichten mag." Wir gedenken der

Worte Machiavellis: „Max glaubt alles selbständig zu thun und er läßt sich doch vom ersten besten Eindruck bestimmen, er hat einen reichen Vorrath von Entwürfen, aber wenn sie ausgeführt werden sollen, geräth ihm doch alles anders, als es in seinem Willen gelegen“, und laut klagt der französische Gesandte über seine variabilités, seine changements und murrt: de s'arrester au roy des Romains, ce seroyt simplicité. Gehen wir weiter; der falsche Herrscherglanz ist verblichen.

Getrennt von den übrigen Gruppen steht er da der Kaiser-Mönch, Karl, der einst allmächtige Herrscher, schwermüthig, düster in sich versunken; seine treusten Genossen hat er noch immer bei sich: Thucydides und Machiavelli. Sein weltumfassender Ehrgeiz hat sich selbst verzehrt, die Menschenverachtung, die düstre Schwermuth ist ihm geblieben. Er mag sein Leben überdenken; wie der strenge Chievres ihn erzogen, wie er in frühster Jugend schon die Monarchenfessel hat fühlen müssen; sechs Sprachen hatte er erlernt, als er kaum 16 Jahre zählte; Deutsch, diese abscheuliche „Sprache der Pferde“ hatte er nur gelernt, um Kaiser werden zu können; italienisch, um mit dem Papste, spanisch, um mit seiner unglücklichen Mutter, englisch, um mit seiner lieben Tante Katharina, flämisch, um mit seinen Freunden und Jugendgespielen, französisch, um mit sich selbst zu reden „und soviel Sprachen ein Mensch versteht“ meinte er, „so viel mal Mensch ist er“. Voll hoher, froher Erwartung, freundlich und zugänglich gegen Jedermann war er nach Spanien gekommen. Da hatte man ihm gesagt, so dürfe ein spanischer König nicht regieren wollen; ernst, streng, würdevoll und sehr stolz, das sei die castilianische Art; er nahm sie an und begann auf seiner Höhe zu vereinsamen. Vor seinen inneren Sinnen begann sich leise das furchtbare Phantom der burgundischen Weltherrschaft zu erheben, dem er nachgejagt ist alle Tage seines Lebens, und das er doch nicht erreicht hat.

Ruhiger begann er zu werden, da ihm linde, liebliche Bilder das Herz erweichten, seiner geliebten Isabella begann er zu gedenken und dann der schönen Regensburgerin und der aus Antwerpen, wie sie ihn mit Liebe und Saitenspiel ergötzt hatten. Da fiel ihm sein alter Beichtvater ein, dort drüben stand er, der alte behagliche Herr, Garcia de Loyasa, der so oft mahnend seine

Stimme zu ihm erhoben hatte; wie manches Mal waren sie in den tiefsten politischen Meditationen neben einander hergegangen, wie oft hatte der Beichtvater dann in seiner eifrigsten Weise sich vernehmen lassen: der Kaiser sollte der schlimmen Sinnlichkeit widerstehen und seinem Hang zur Trägheit; auf dem Bette der Faulheit, hatte er ihm einmal gesagt, sollte er nicht den heiligen Zweck seines Daseins verfehlen; wie oft hatte er ihn vor der schweren, gewürzten Kost gewarnt, vor Fischen solle er sich hüten, nach Tisch nicht Ball spielen, damit er gut verdauen könne und mitten am Tage nichts trinken; wie treu hatte er ihn in den verwickeltsten Verhältnissen berathen, daß ihn sein Eifer zu Ungebührlichkeiten führte, wie damals zu Burgos, als er ihn aus dem Staatsrathe hatte verweisen müssen. Wie voller Sorge waren doch seine Briefe gewesen damals, als er zu Rom bei Papst Klemens VII. des Kaisers Interessen hatte vertreten sollen. Da war er freilich in schlimmen Händen: der gute Beichtvater hatte gar zu viel von dem geglaubt, was ihm der heilige Vater vorgeredet hatte, ging's doch seinem Begleiter Mujetula nicht viel besser; freilich wollte der Kardinal werden. Aber wie war der alte Herr ergrimmt, als er gehört hatte, sein allergnädigster Herr lasse seine langen Briefe ungelesen; wie grimmig hatte er da geschrieben, was er thue, geschehe für seines Herrn Wohl, er verlange keine Gnadenbeweise und Belohnungen wie der Großkanzler. Freilich ein wenig eifersüchtig war der würdige Herr immer gewesen. Da war in Rom der rührige, vortreffliche Gesandte Micer Mai, der war ihm sehr zuwider; voller Klagen und Anklagen waren seine Briefe: der Gesandte sei steif und kalt in seinen Worten; wenn er mit dem Papst oder den Kardinälen verhandle, stehe er da wie eine Buchsbaumpuppe; zu dem Verhandeln passe er wie zum Steuern einer Galeere; wenn er seine Geschäfte betreibe, so scheine er zu essen und zu trinken; träger noch sei er als der Kaiser, nur arbeite dieser auf einmal so viel, als ein andrer auf zwanzigmal; aber dieser Mensch, sagte er, wenn er sich einmal anstrengt thätig zu sein, thut auch dann nichts; in seinem Eifer schimpfte er ihn gar ein „Rind“. Aber der treffliche Gesandte hatte mittlerweile alle die Schliche entdeckt, die dem hochwürdigen Herrn verborgen geblieben waren. Von

welchem Eifer war dieser Diener Gottes erfüllt gewesen zur Vertilgung der Ketzer, der „Geier und Hunde", wie er sie nannte, „der niederträchtigen Verächter der Gebote Gottes und Sr. Majestät"; und doch hatte er seinem Herrn endlich schreiben müssen, Se. Majestät solle es nur unterlassen die Seelen zu bekehren; den Körper möge er zum Gehorsam bekehren, die Seelen der Ketzer möge er zur Hölle fahren lassen, daß der Staat nicht zu Grunde gehe. Vielleicht hatte der Beichtvater Recht gehabt. Aber der Kaiser war zu hartnäckig gewesen, im Guten wie im Schlimmen, das wußte er und hatte es auch selbst zu Contarini gesagt. Welche arbeitsvollen Tage hatte sein Leben gesehen, er durfte nur um sich blicken und konnte sie alle erkennen die Zeugen seiner Thätigkeit: dort der alte Mercurio Arborio Gattinara, von Geburt Piemontese, von Erziehung und Schule ein Hochburgunder; auf Empfehlung Margarethas hatte ihn sein Großvater schon zum Präsidenten der Grafschaft Burgund gemacht, er selbst hatte ihn dann zum Großkanzler ernannt, zum Grafen, Markgrafen und Reichsvicekanzler in Italien erhoben. „Ich würde nach den Gesetzen der Ehre leben, wenn mich auch Niemand sähe, wenn ich auch mitten in einem Walde wohnte", hatte der Kanzler einmal gesagt. Was war er ihm doch für ein treuer Arbeiter gewesen; alles hatte er ihm vorbereitet und mit Antworten versehen vorgelegt. Freilich war der Kanzler nicht selten andrer Meinung gewesen als er; wie hatte er doch gewarnt bei dem Abschluß des Madrider Friedens und gesagt: „es ist schädlich, mehr Speise auf einmal zu nehmen als der Magen vertragen kann"; aufs heftigste hatte er sich gesträubt unter den Vertrag seinen Namen zu setzen und ihn mit dem großen Reichssiegel zu versehen; er hatte es schließlich selbst darunter setzen müssen. Wie sehr hatte der Kanzler doch für eine milde Behandlung der Protestanten gestritten; an die Spitze des Bauernaufstandes müßte sich der Kaiser stellen, hatte er gesagt, und den allmächtigen Adel niederschlagen, wie Spreu vor dem Winde würden dann die Fürsten vergehen, dann erst könne ein wirkliches Staatswesen, eine Erbmonarchie begründet werden. Hatte er nicht Recht gehabt?

Siehe da tritt Donna Maria di Mendoza, die liebenswürdige Gemahlin des Großcomthurs Covos, an den Kaiser

heran, sie will ihn wie ehemals seinem düsteren Sinnen entziehen und den passenden Augenblick erspähen, den ihr Gemahl zur Erledigung schwieriger Geschäfte ausnutzen muß; dieser hat unterdessen einem Unvermeidlichen eine längst ersehnte Audienz gewährt; sehr gewandt und leutselig ist der Großcomthur, aber so schwer zu erreichen wie Keiner.

In einer großen Gruppe stehen sie da zusammen, die Burgunder mit den blitzenden Augen und dem heißen Blut in den Adern; alle geschaart um ihren Großmeister, den Schlossersohn aus Besançon, Nikolas Perenot, des Kaisers rechte Hand, seinen treuesten, ergebensten Genossen, den Karl wie ein Vater liebte, ohne den er nichts unternahm. Und unerschrocken war er seinem Herrn gegenüber; damals als Karl im Krieg gegen die Ketzer sich bei Ingolstadt in die höchste persönliche Gefahr begeben hatte, da hatte ihn der Sechzigjährige aus dem Getümmel gelockt mit den Worten: „Die Welt bedarf eines Kaisers von geringerer Waffenfertigkeit aber größerer Weisheit.“ Zur höchsten Machtstellung hat er den Kaiser geleiten helfen, den tiefen, furchtbaren Sturz desselben hat er nicht mit zu erleben brauchen. Seht wie sie ihn umstehen alle die Söhne, Schwäger und Verwandten; Keiner aber steht selbstbewußter da als des Großsiegelbewahrers Sohn Anton Perenot; der verschwiegene Bischof und Kardinal, der Mann der Verstellungskunst, der vielsprachige, list- und redegewandte Präsident des kaiserlichen Rathes, der Geld und Frauen gleich sehr liebte, der dem Hause Spanien-Burgund die Niederlande hat verlieren helfen. Mit vier Brüdern hat Anton die diplomatische Erbschaft seines Vaters angetreten. Dem Alten zur Seite steht der treffliche François Bonvalot, sein Schwager, und nach ihm der bedeutendste kaiserliche Diplomat, den Karl gleich warm wie jenen einst seinem Sohn Philipp empfohlen hatte; in
1529 schwieriger Zeit hatte er seinen Schwager Nikolaus Granvella auf dem wichtigsten Gesandtschaftsposten — in Paris — abgelöst und bei ihm war als treuer Mitarbeiter de Praet; dort hat dann auch der andre Schwager Jean de St. Maurice gewirkt, und nach ihm der schlaue gewandte Simon Renard, der Fuchs von Vesoul, des königlichen Hauses von Spanien rühriger Requetenmeister, und Jean Hannart, der Botschafter in Paris; sehr

wider Willen, da die kaiserlichen Wechsel ausblieben, wie so manches Mal.

Dort stehen zusammen die Männer der spanischen Grandezza, Don Luis de Cordova, Herzog von Sessa [6]), der im Jahre 1525, obgleich Gesandter, an der Spitze der kaiserlichen Partei in den Straßen Roms focht, und neben ihm Don Ugo de Moncada, „der beherzteste Mann von der Welt", der 1526 den Vatican stürmte. Weiter Graf Cofuentes, der Bannerträger Kastiliens, und Don Diego de Mendoza, der ausgezeichnete General und Geschichtschreiber des Maurenkrieges, die in Rom des Kaisers Geschäfte geführt haben; bei ihnen findet sich eben ein der Belgier Charles Lannois, der Vicekönig von Neapel, ein hervorragender Kriegsmann und Diplomat.

Und dort wieder die niederländischen und deutschen Staatsmänner und Diplomaten: der Luxemburger Johann von Naves, der Augsburger Dr. Sigismund Seld, Viglius von Zuychem, Obernburger und wie sie alle heißen.

Seitab stehen die beiden Krain'schen Freiherrn Georg Schnitzenbaumer und Sigismund von Herberstein in eifrigem Gespräch mit dem trefflichen Augsburger Syndikus Konrad Peutinger und dem gewandten Scepperus; sie erzählen sich von ihren kalten Nachtquartieren in den russischen und litthauischen Wäldern, von Iwan dem Großen und den schweren Zechgelagen, von dem liebenswürdigen Sigismund in Krakau und dem schwachen Wladislaw in Ofen. Herberstein ist der eifrigste, er weiß von Stockholm und Kopenhagen, vom Kreml und dem Louvre, von der Hofburg und San Marko zu erzählen: Die Italiener Francesco da Collo, Antonio de Conti und Leonhard Graf von Nogarola treten hinzu, sie scheinen sich zu beglückwünschen, daß ihnen der Schwanenbraten mit saurer Milch und Pflaumen damals in Moskau nicht schlechter bekommen ist. Der Malvasier hätte alles wieder in's gleiche gebracht, meinen sie.

Zwischen Allen windet sich der schlaue Sekretär des unglücklichen Christian II. hindurch; es ist Johann von Wese, Erzbischof von Lund, der den vortrefflichen Philipp von Hessen in die kaiserlichen Netze gefangen hatte. —

Mit stiller Behendigkeit eilt auf die burgundische Gruppe zu des Kaisers Kammerdiener Dubois, genannt Adrianus a Silva; es war, als wollte er wie ehedem Abends den Geschäftszettel dem alten Granvella überbringen, den er Morgens mit des Ministers Antworten beschrieben wieder abzuholen pflegte. Man hatte nicht zu fürchten, daß er die Staatsgeheimnisse ausplaudere, er konnte weder lesen noch schreiben.

Mit feindlichen Mienen blickten da nach den Kaiserlichen Ferdinands Räthe: vor allen der Freiherr Hans Hofmann, von viel Verstand und Beredtsamkeit, nicht sonderlich vertraut mit den Geschäften, aber er hatte seinen Herrn zu nehmen gewußt; man wußte sich viel von ihm zu erzählen von den guten Geschäften, die er für sich zu machen verstand, von dem Faß Wein, das Herzog Ulrich geschickt hatte, auf dessen Boden sich dann 6000 Gulden gefunden haben sollten. Bei ihm standen Gienger, der Ulmer Patriciersohn, der Roggendorfer und Leonhard von Fels; gewiß sprachen sie jetzt wieder wie damals in Linz in Gegenwart des kaiserlichen Gesandten von dem Kaiser, „daß es ein Gräuel war", oder sie verabredeten einen neuen Heiratsplan, um ihrer Herrschaft über den König und das Land neue Stärkung zu geben und ihrer Kette ein neues Glied einzufügen. Da nähert sich ihnen eine magere Gestalt unter Mittelgröße mit röthlichem, fast struppigem Haar und Bart, dickem langen Halse, blitzenden Augen, adlerartiger Nase und breiten Lippen: es ist König Ferdinand, lebhaft redend und lachend kommt er heran, begrüßt seine Räthe vertraulich und ist schnell im eifrigsten Gespräch, wie damals, als ihn Sastrow in Augsburg bei der Tafel sah: „der Mund stand ihm niemals stille". Becherklingen unterbricht ihn, er wendet sich dahin, dort zu dem kräftigen Mann mit dem braunen Gesicht, dem feinen Profil und den Lippen zum Küssen und Zechen; der dreht sich zum König um und blitzt ihn mit den Flammenaugen an, daß schier ein Leuchten zu sehen ist; es ist der größte deutsche Staatsmann des Jahrhunderts, Moritz von Sachsen, den Niemand ganz erkannte, nicht einmal sein treuer Christoph von Carlowitz. Das war der Mann, von dem Sastrow vom Augsburger Reichstag schreibt: „Herzog Moritz machte Kundschaft im bairischen Frauenzimmer, hatte auch seine Kurzweil in seiner

Herberge, so eines Dr. med. Haus. Der hatte eine gewachsene Tochter, eine schöne Metze, hieß Jungfrau Jacobina, mit der badete er, runste auch sammt Markgraf Albrecht täglich mit ihr. Sie lachte fein lieblich und freundlich zu der Fürsten Scherzen und hielten also Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte, und viel Sagen in der ganzen Stadt davon war." Und als Karl einmal einen bestimmten Termin für seine Entscheidung über die Entlassung der Landgrafen festgesetzt hatte, da stellte Moritz Tags vorher eine lustige Schlittenpartie an, nach München eilte er zum bairischen Frauenzimmer trotz aller Vorstellungen und Vorwürfe seines treuen Carlowitz; was Wunder, daß der unglückliche Landgraf an ihn schreibt: „Wenn Ew. Liebden so fleißig wären in mein Sachen als im Panketiren, Gastladen und Spielen, wäre mein Sach lang besser." Wie tief dieses Mannes geistiger Fonds unter der lustigen liebenswürdigen Oberfläche lag, zeigen die Anschauungen, die die Venetianer über ihn ausgesprochen haben: „Muthig und tapfer ist er", meint Navagiero, „aber übereilt"; oder Mocenigo: „Er hat viel Muth, aber wie man glaubt, nicht viel Urteil; er ist vielmehr leichtfertig; von ihm hat Karl wenig zu fürchten". Auch diese politischen Meister mit ihren scharfen Augen haben sich getäuscht; er hat die kaiserliche Monarchie zerschlagen, den Protestantismus gerettet, und fast den alten „Bock" in seiner „Spelunke" gefangen.

Wenden wir uns seitwärts zu jener großen Gruppe von Herren und Damen; große, starke Gestalten sind es, meist mit frischen, röthlichen, bartlosen Gesichtern und grauen, blitzenden Augen; die Männer fast gekleidet wie die Italiener, die Damen nach französischer Mode; wir hören die starken, oft unschönen Laute, es sind die Engländer. Da sitzt der alte hagere Heinrich VII. mit Geldkasten und Rechnungsbuch; neben ihm in gebeugter Haltung Kardinal Morton und in unterwürfiger Stellung Howard, der Graf von Surrey, und Bischof Fox, der alte Fuchs von Winchester; fast vermißt man in der Gruppe des Königs Geschäftsführer, den Betteldoktor; aus Allen hervor ragt Heinrich VIII., einst der schönste Mann seiner Zeit, mit dem goldblonden Bart, der Franz I. nachgeahmt war; als Jüngling war er unter die Fürsten Europas getreten, die alle seine Oheime

hätten sein können; in spanischen Fesseln war er gewesen, ihrer und Roms hat er sich entledigt; zwei Frauen hat er verstoßen, eine hat er in Ehren begraben, eine hat er überlebt, zwei hat er das Schaffot besteigen lassen; er steht unter diesen unglücklichen Geschöpfen wie Ritter Blaubart, Hände und Gewissen sind befleckt; Thomas Kromwell sinnt auf Rache; die Gruppe modert nach Blut. Gebrochen sitzt seitab der Fleischersohn von Ipswich, der einst allmächtige Wolsey, der Meister der Rede, der Herr seiner Zunge und seines Königs. Als er die Geschäfte übernommen hatte, pflegte er zu sagen: „Se. Majestät wird dieß und jenes thun"; im Fortgang meinte er: „Wir werden dieß und jenes thun"; zuletzt gelangte er dabei an, zu sagen: „Ich werde dieß und jenes thun". Was hatte er nicht alles für sein Land gearbeitet, er war dabei ein reicher Mann geworden; Heinrich VIII. sollte den Kanal zu einem englischen Binnensee machen, er wollte dabei die päpstliche Tiara gewinnen; mit welcher Hartnäckigkeit und Schlauheit hatte er die französische Partei im Staatsrath bekämpft, um dann auf ihre Seite zu treten. Wie ein Fürst hatte er in seinem Palast gethront, in den glänzendsten acht Gemächern desselben hatte er Audienzen erteilt, 30,000 Pfd. St. hatte er jährlich verausgabt, auf dem Weg zum Tower war er gestorben; so blieb ihm das Schaffot erspart, das Mancher nach ihm hat besteigen müssen. Auf und ab wogen die Gestalten, Staatsmänner und Gesandten. Einst so viel umworben auf dem Continent des englischen Geldes wegen, haben sie manche Malice über die militärischen Saumseligkeiten von den Bundesgenossen hinnehmen müssen; der gewissenhafte fleißige Stile, der in Madrid auf einem glatten Boden sich befand; Klerk, einst bei der Kurie beglaubigt, und die andern alle; siehe da im Jägerhabit mit dem immer fröhlichen, freundlichen Gesicht, Sir William Fitzwilliam, einst Gesandter bei Franz I.; sein treuer Jagdgenosse und harmloser Gefährte; aber mit offnen Augen war er zu Paris, seine Depeschen galten Wolsey mehr als alle andern. Sie hielten ihn zu Paris nicht für gerade serieux; um so besser für die englischen Geschäfte. Da nähert sich eine halb pedantische, halb würdige Gestalt, mit schneeweißem Kopf und gemessenen Bewegungen, Sir Robert Wingfield ist es, stolzer auf seinen Namen, als

auf seine Person; ein braver, humaner Herr, hatte er England einst bei Kaiser Max gedient; er war freilich gar zu harmlos und arglos gewesen; den Kaiser hatte er für den weisesten, besten, ehrenhaftesten, patriotischsten aller Fürsten gehalten: denn sie waren beide von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Frankreich seit einem halben Jahrtausend die Wurzel aller Uebel sei, welche die Christenheit betroffen hatten; der gute, alte Herr haßte niemand als die Franzosen und seinen Kollegen, so einen hergelaufenen und plötzlich geschickten Agenten, der es gewagt hatte, ihn, den langjährigen, verdienten Botschafter, in seinen diplomatischen Eigenschaften herunterzusetzen und respektwidrig von ihm zu reden; sogar einen Spitznamen hatte er ihm in seinen Depeschen gegeben: „Summer shall be green"; abscheulich, hätte er nur gesagt: „Summer was green". Und was hatte er, der alte Botschafter, für treffliche Depeschen nach Hause geschickt: Wenn er sie Max vorlas, hatten sie diesen zu Thränen gerührt, und das hatte ihn dann auch wieder gerührt; den zuckenden Mund und die Schelmenaugen des Kaisers hatte der gute alte Herr freilich nicht bemerkt.

Und was war aus dem klugen, rührigen Collegen von damals geworden? Seitab saß er in irrem, trüben Sinnen, der einst so klare, schneidige Richard Pace, dem der große britische Dramatiker ein Denkmal gesetzt hat [7]. Hatte doch Kaiser Karls Gesandter schon lange berichtet, daß Dr. Pace an Wolseys Stelle kommen werde, wenn dieser den päpstlichen Thron besteigen würde. Aber als der Kardinal seine Hoffnungen getäuscht sah, soll er Sorge wegen des gefährlichen Nebenbuhlers gehabt und ihn durch Gesandtschaften vom Hofe entfernt haben; im Wahnsinn wäre er gestorben. —

Fremd unter den eignen Volksgenossen, vereinsamt, verlassen sitzt sie da, die blutige Maria, mit dem todtenblassen Gesicht, die geliebte Laute im Arme. Mit den unstäten, kurzsichtigen Augen scheint sie neue Opfer für den Altar der allein selig machenden Kirche zu suchen. Der schmächtige, kränkliche, kleine Körper barg eine harte, männliche Seele in sich; so stark und männlich ihre überall vernehmbare Simme war, so hart, stark und männlich sind ihre Schriftzüge gewesen: Ein Mannweib, dessen Fanatismus nur selten durch die geübten musischen Künste ge-

mildert werden konnte; kurz und feindlich war ihre Regierung, kurz und feindlich sei ihr Andenken.

Gerne wenden wir uns ab zu einer andern Gruppe: es sind die Franzosen. Da sitzt zunächst eine kleine, übel gebaute Gestalt, häßlich von Gesicht, mit vorliegenden, blöden Augen, einer überstarken Adlernase, mit immer geöffneten, fast wulstigen Lippen, zwischen denen die Worte hervorzukriechen scheinen; zuweilen zuckt die Hand, die den Ball hält. Es ist des gewaltigen eilften Ludwig kleiner Sohn, Karl VIII., nach dem Urteil des venetianischen Botschafters Contarini körperlich und geistig gleich unbedeutend; den Sitz teilt mit ihm die kleine, magere, eifersüchtige Anna, die Tag und Nacht nicht von des Gemahls Seite weichen wollte; aufgeregt und heftig, mit dem netten, lebendigen Gesicht und den braunen Haaren, dem hinkenden Füßchen; ihrer Kleinheit hat sie durch hohe Absätze abhelfen wollen.

Wie sticht die lange, hagere Gestalt des Nachbars ab, mit den offnen, gutmüthigen Augen, es ist Ludwig XII., ein ebenso guter und ausdauernder Jäger als schlechter und unstäter Politiker, alles überläßt er dem Kardinal von Rouen, Georges d'Amboise, der die Geschäfte führt, mehr nach seinem Ehrgeiz und seinen Bedürfnissen, als zu dem Heil des Landes; alle Unternehmungen Beider in Italien sind mißglückt, nur die Ligue von Cambray hat er zu Stande gebracht, die päpstliche Tiara hat der Kardinal so wenig erreicht wie sein englischer Kollege, aber ein Vermögen von 55 Millionen Livres hat er den Seinigen hinterlassen. Nach ihm hat nicht mehr ausgerichtet der ehemalige Finanzsekretär Florimond Robertet; der feder- und degengewandte Philipp de Commines ragt unter den Andern hervor.

Dort lehnt in der Fensternische — wie gewöhnlich nach aufgehobener Tafel — von Kardinälen, Prinzen und Gesandten umschwärmt, Franz I., der gewaltige Nimrod, der den Becher nicht weniger liebt als die Frauen. In seiner fast gesuchten Kleidung, bordirt, verbrämt und mit Goldstickereien überladen, verräth er durch seine gracieusen, immer edlen und majestätischen Bewegungen auf den ersten Blick den Herrscher.

Wie sollte der, mit seiner Sehnsucht nach Licht, Luft und Leben, im Madrider Kerker bleiben wollen, wie hätte er, der durch

das Leben wie durch ein Jagdrevier stürmte, in den verhaßten, kaiserlichen Gewahrsam zurückkehren können? Nicht vegetiren wollte er, leben, auf Gefahr des Meineides und der Verdammung von Mit- und Nachwelt. Und mehr wie je wurde er geliebt von der klugen Mutter und der klügeren, vortrefflichen Schwester. Umgeben ist er von seinen Genossen und Staatsmännern; da ist Anne de Montmorenci, Marschall und Connetable von Frankreich, der treffliche und grade Soldat, der gewissenhafte, treue Arbeiter: drei Briefe hatte er nicht selten auf einmal diktirt, während er selbst saß und schrieb. — Leise flüsternd mit spöttischen Blicken schneiden ihn des Königs Maitresse, die Etampes, mit dem intriganten Kardinal de Tournon, sie erzählen sich wie sie dem sogenannten ehrlichen Mann mitgespielt haben, da er ihnen damals den schönen Plan kreuzte, den Kaiser Karl bei seinem Besuch in Paris gefangen zu setzen. — Es tritt der vom König so geliebte Claude d'Annebaud herzu, Admiral und Marschall von Frankreich, eine kurze Zeit Gesandter in Venedig. — Dort steht in der Mitte von fünf Söhnen der alte, würdige Präsident de Selves; ein geschäftsgewandter, unbestechlicher Mann. Wie hatte er damals in Madrid vor Kaiser Karl für seinen gefangnen König geredet und dem Kaiser vorgestellt, daß seine Forderungen übermäßig seien, daß er zwei große befreundete Nationen einander vollständig entfremde, während ringsum die christlichen Staaten von den Türken verwüstet würden. — Guillaume Dubellay de Langey erzählt eben seinem berühmten Bruder, dem Kardinal Dubellay, von der Erstürmung Roms durch Bourbon, wie er auf der Mauer wie ein gemeiner Soldat gefochten, um die verhaßten Angreifer zurückzutreiben; zu den beiden Edelleuten aus Anjou tritt der gewandte unermüdliche la Forêt aus der Auvergne, der geschickte Leiter der osmanisch-europäischen Politik, als er Gesandter in Constantinopel war, einer der ausgezeichnetsten Diplomaten der Zeit; im Osten wie im Süden fast wie zu Hause, hatte er bei dem berühmten Lascaris Griechisch gelernt und sich die griechische Vulgärsprache vollkommen angeeignet. In sich versunken steht allein der unglückliche Rincon. Aus Spanien kam er zu Franz, nannte sich Kapitän und bot seine Dienste an; sie wurden angenommen, und Wenige hatten so viel Anteil an der französisch-

orientalischen Allianz als dieser merkwürdige Mann. Franz hat ihn, zum Dank für seine ausgezeichneten Dienste, zum Seigneur de Germoles gemacht. Als er von neuem auf seinen Posten in Constantinopel zurückkehren wollte, erreichten ihn mit seinem Genossen, während sie Nachts den Po abwärts fuhren, die kaiserlichen Meuchelmörder. —

Eine auffallende Erscheinung ist jener große, starkgewachsene Mann mit den kohlschwarzen Haaren, dem fahlen Gesicht, den schwarzen, fast stechenden Augen und dem langen spitzen Bart; ernst, fast finster sind seine Gesichtszüge, des Lachens ungewohnt: Heinrich II. ist es, neben ihm seine angebetete Geliebte Diana von Poitiers, „wie der Hirsch schreit nach Wasser, so lechzte seine Seele nach ihr", der Herrscherin Frankreichs, dem Mittelpunkt alles Denkens und Wünschens des Königs; mit den Guisen hat er sich in die Herrschaft geteilt; sie war Heinrichs Pompadour und Maintenon zugleich; noch mußte die gewaltige Katharina von Medici, die ihrem Oheim Leo X. so ähnlich sah, und nur schön von Gesicht war, wenn sie verschleiert erschien, bei Seite stehen; noch war sie nichts als die Form, um dem König Kinder zu gebären, durch welche sie einmal herrschen sollte; Katharina war die Kindergebärerin, Diana die Königin [8]).

Treten wir in den Kreis der italienischen Diplomaten [9]). Da ist unter den Florentinern die Heldengestalt des Pier Capponi, der seine Vaterstadt vor dem französischen Joch geschützt hat, der mehr ehrliche und uneigennützige als staatsmännische Pier Soderini, und Niccolo Machiavelli, der viel gescholtene und viel gepriesene, von dem ein großer Zeitgenosse schreibt: „Er ist mein vertrauter Freund, arm und brav. Mag das Gegenteil sagen wer immer will, er ist es doch und ich kanns bezeugen." Wer kennt nicht Francesco Guicciardini, den großen Staatsmann und scharfsinnigen Politiker, den Verfasser des unsterblichen Geschichtswerks, welchem vielleicht nur eins gleich zu stellen ist, das des Thucydides?" und dieser beiden Freund Francesco Vettori, „ein gewandter Politiker, wenn nicht offen und ehrlich, doch keiner der Schlimmen nach dem Maßstabe seiner Zeit". Der unglückliche Schwager der Paläologen Roberto Acciajuoli und der unglückliche Niccolo Capponi, die als

arme Verbannte starben; ferner die beiden Brüder Francesco und Baldassar Carducci, auch sie tödtete der Schmerz über die medicäische Tyrannei und das Unglück ihrer Vaterstadt. Was soll ich sie noch alle herzählen und mit ihnen die großen Venetianer! Die Denkmale, die sie sich selbst gesetzt haben, sind unvergänglicher als diese Worte; ihnen braucht keine Stelle angewiesen zu werden unter den Beherrschern des Geistes; sie haben sie sich erstritten mit Lorbeer ohne Blut. —

Weiter sind wir vorgerückt in den mächtigen Hallen, Halbdunkel senkt sich auf die wandelnden Gestalten, nicht erkennbar mehr sind sie, nur Einzelne trifft noch ein Schimmer des Tages: der blutige Christian II. und sein großer Gegner Gustav Wasa kommen vorüber, in buntem Zug mit den lübischen Handelsherren, dem gewaltsamen Adel und den vertriebenen Bischöfen; da ist Sten Sture der Jüngere mit der heldenhaften Christina Gyllenstjerna; da sind die polnischen und litthauischen Herrscher mit ihren treuen Genossen und Mitarbeitern. Allen voran Peter Tomicki, Bischof von Krakau, mit seinem Neffen Andreas Krzycki, dem gewandten, spöttischen Bischof von Przemysl, der voller Malicen steckte und Keinen schonte; beide gewaltige Katholiken, aber auch nüchterne Politiker, die gern mit Herzog Albrecht ihren Frieden machten; da ist der Vicekanzler Christoph von Schidlowycz, Johannes Zamboczki, der Marschall Stanislaus von Chodecz, Georg Krupski; wie oft hatten sie ihr Leben bei den walachischen, moldauischen, russischen und tartarischen Gesandtschaften eingesetzt, und dann die Laszkis, der alte Großkanzler und Erzbischof von Gnesen Johannes a Lasko, der berühmte Urheber der ältesten polnischen Gesetzessammlungen, und sein Neffe, der bekannte Jaroslaw oder Hieronymus Laszki, der gewandte Agent Johanns von Zapolya, den er verließ, um in Ferdinands Dienste zu treten, ebenso gewandt wie dreist, ein diplomatischer Abenteurer, von dem Herberstein in seiner naiven Weise sagt: „Der Herr Jeronimus Lasky war ein arbeitsamer Mann, nicht allein mit dem Leib, sondern auch mit seinem Kopf, sucht mancherlei Wege, als er dann viel großer, gefährlicher Reis von seines Herrn wegen ohne Geleit zu den Türken gethan hat 2c.“ —

Da sitzt im Halbdunkel wie ehemals im bequemen Hauskleide Wladislaw mit dem schlaffen, gedunsenen Gesicht und den ausdruckslosen Augen; sein böhmischer Diener klagt eben über den Aufenthalt in Ofen und wie es doch in Prag viel schöner und besser gewesen sei, das Staatskleid hält er in der Hand, denn sein Herr soll in der Magnaten-Versammlung erscheinen; herein tritt mit wenig respektvoller Verbeugung ein starker Mann mit rothem Gesicht und gebieterischen Mienen; es ist Thomas Bakacs, der leibeigne Bauernsohn aus Erdöd, jetzt Kardinal-Legat, Primas von Ungarn, allmächtiger Minister, er ist der Begründer zweier großen ungarischen Magnatenfamilien; wie Wolsey und Amboise hat auch er vergeblich nach dem Pontifikat gestrebt; Oswald Charloczki und Barnabas Belaij sind mit den walachischen Gesandten zu Friedensverhandlungen gekommen; Theutak, Logoffet, Thabor, Jwanke, Pitar, Draza treten hervor mit dem polnischen Gesandten beim Hof zu Buda Stanislaus Goreczki. —

Schon verschwinden die Gestalten; Jwan den Großen, Wassily und den schrecklichen Jwan kann man erkennen mit dem tollen Bojarenschwarm; da taucht noch einer auf: es ist Michael Pleschtschejew, Jwans des Großen Gesandter bei Bajazeth, der am türkischen Hof so stolz auftrat, daß Keiner weder seine Kühnheit noch Unbestechlichkeit begreifen konnte; freilich hatte Bajazeth über den groben, unhöflichen Mann geklagt, aber auch seine Rechtlichkeit gelobt. Betrunken wie immer wankt noch eben der türkische Gesandte in Moskau vorbei, der geld- und trunkgierige Skinder, von Nation ein Grieche.

Kapitel II.

Die Formen und Rechte der Diplomatie [10]).

Wenn auch im Einzelnen die Praxis der modernen Diplomatie vielfache Abweichungen von der früheren aufzuweisen hat, so fallen doch soviel Punkte ins Auge, welche sich unverändert erhalten haben, daß es nur wenige Stellen sind, welche wesentliche Differenzen bilden.

Es ist selbstverständlich, daß der diplomatische Usus des Reformationszeitalters wie der der Neuzeit und aller Zeiten bei einer politischen oder ceremoniellen Sendung mit der Legitimation des Gesandten anhebt. Dieselbe geht von Souverän zu Souverän, resp. von einem Träger der Souveränität zum andern, und hat den Zweck, den Abgesandten als denjenigen zu beglaubigen, der in einer bestimmten Absicht und zur Erledigung bestimmter Geschäfte von dem Aussteller des Beglaubigungsschreibens abgeschickt ist an den Adressaten. Solcher Beglaubigungsschreiben, oder Creditiven, lettres de créance, litterae credentiales, sind uns nun eine große Anzahl aus jener Zeit aufbewahrt. Abgesehen davon, daß natürlich immer Namen und Charakter des Gesandten in denselben genannt ist, wird nach althergebrachter Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag als in der Natur der Sache begründet erhalten hat, die Person des Gesandten zu freundlicher Aufnahme empfohlen. Wenn auch meist der Zweck der Sendung ausdrücklich in der Creditive angegeben ist, so haben wir deren nicht wenige,

welche gar keine Angabe darüber enthalten, sondern sich lediglich mit der Nennung des Namens und Charakters resp. mit der Empfehlung des Abgesandten begnügen.

Auch die Formen der Creditiven haben sich im Ganzen nicht wesentlich verändert; es lassen sich auch in jener Zeit bereits die Unterscheidungen des Kanzlei- und Kabinetschreibens machen. Jenes, im großen auswärtigen Verkehr fast immer in lateinischer oder französischer Sprache von einem Minister abgefaßt, ist von ceremoniösester Art und trägt gewöhnlich an der Spitze die volle Titulatur des Schreibenden oder, wenn der Schreiber dem Adressaten untergeordnet ist, die volle Titulatur des Adressaten, wie dieß das in den Bemerkungen [11]) abgedruckte Kanzleischreiben des Pfalzgrafen Philipp an König Maximilian — damals führte er den Titel Kaiser noch nicht — aus dem Jahre 1496 zeigt. Durch seine Einfachheit zeichnet sich z. B. die Creditive aus, welche im Jahre 1511 dem Gesandten Georg Krupski von König Sigismund von Polen für seine Mission an den Wojewoden der Walachei ausgestellt wurde; sie ist lateinisch geschrieben, ohne Angabe des Zwecks der Gesandtschaft, und im Context wird der Wojewode mit Magnificenz angeredet [12]); nach römischer Weise steht die Adresse über dem Briefe, welcher ohne Unterschrift ist. Die Schlußformen der Kanzleischreiben sind überall ziemlich dieselben; der Souverän unterschreibt dasselbe gewöhnlich mit Wiederholung der Ehrenprädikate des Angeredeten und einem Wunsche eigenhändig. Der Minister contrasignirte dann. Das Kabinetsschreiben ist weit einfacher hinsichtlich der Titulatur ꝛc. und häufig ohne eine Gegenzeichnung; es kommen Fälle vor, daß nicht einmal der Schreiber sich ausdrücklich nennt; so trägt z. B. die Creditive, welche Mutio Colonna seinem Gesandten bei Maximilian ausstellte, nur die Unterschrift **humilis servus**, während der Name auf dem Siegel steht. Daß in der Creditive nicht selten der Zweck der Gesandtschaft nicht angegeben ist, hat verschiedene Veranlassungen, die meist ohne Bedeutung sind; zuweilen indes schien sich, besonders bei weiten Gesandtschaften und dem sehr mangelhaften Verkehr, das Unterlassen einer bestimmten Angabe zu empfehlen. Als z. B. die Venetianer 1514 eine Gesandtschaft an Ludwig XII. geschickt hatten, um ihn wegen seiner Verheiratung mit Maria von Eng-

land zu beglückwünschen, so hatten sie dieß in der Creditive besonders namhaft gemacht; nun erfuhr aber die Signoria, daß Ludwig gestorben war, sie mußte deshalb ihre Gesandten so lange in Lyon warten lassen, bis eine neue Creditive für sie ausgefertigt und ihnen nachgesandt worden war.

Die Beglaubigungsschreiben wurden und werden gewöhnlich in zwei Formularen ausgefertigt, damit eine Abschrift des Originals, welches dem Souverän selbst übergeben wird, dem Minister vorher überreicht werden kann, welcher Zeit und Form der Audienzen zu veranlassen hat.

Auch die Pässe und Geleitsbriefe sind althergebrachte diplomatische Formen, welche wenig Interessantes darbieten können; daß die Pässe nicht blos vom Absender ausgestellt, sondern auch von dem Adressaten der Creditive, sowie von sämmtlichen Fürsten resp. Regierungen, durch deren Gebiet die Gesandten kamen, ausgestellt sein mußten, ist selbstverständlich, zumal bei den Verhältnissen jener Zeit. Die Geleitsbriefe — sauf-conduits, literae salvi conductus — wurden unter unsicheren Zuständen und besonders dann ausgestellt, wenn der, welchem ein Geleitsbrief ertheilt wird, durch ein Gebiet zu reisen hat, das ihm oder seinem Constituenten feindlich gesinnt ist. Der Geleitsbrief stellt wie der von dem fremden Staate visirte Paß den Inhaber unter den Schutz des Völkerrechts, und ein Vergehen gegen ihn und seine Begleitung wird als ein Verbrechen gegen die Majestät des Ausstellers angesehen. In die Bemerkungen habe ich den nicht uninteressanten Wortlaut eines Geleitsbriefes [13]) aufgenommen, welcher von König Sigismund dem Chan von der Krim Machmet-Ghirai zu einer persönlichen Begegnung mit dem Polenkönig ausgestellt wurde.

Um einem Gesandten den Boden besser zu bereiten, erhielt er sehr häufig außer seinem offiziellen Beglaubigungsschreiben ein Empfehlungsschreiben an irgend ein Mitglied des regierenden Hauses oder, was damals häufiger geschah, an einen besonders einflußreichen Minister. In letzterem Fall vertritt es dann zuweilen die Abschrift der Creditive. An Beispielen hierfür fehlt es nicht; als z. B. nach der Schlacht von Mohacs Ferdinand eine Gesandtschaft nach London schickte, um von Heinrich VIII. mit Hilfsgeldern gegen

die Türken unterstützt zu werden, so gab Ferdinand dem Haupt der Gesandtschaft ein besonderes Empfehlungsschreiben an Wolsey mit [14]), der bei dem Zurückgehen derselben seinerseits nicht versäumte ein Antwortschreiben an Ferdinand zu schicken, welches voll der besten Versprechungen war. Er mußte sich allerdings dazu um so mehr aufgefordert fühlen, als der König nicht nur eine besondere Art von Creditiven an ihn, den Cardinal, mit der Bitte um Unterstützung gerichtet, sondern ihm auch in einem größeren Schreiben das Unglück von Mohacs mitgeteilt und ihn schließlich dringend um Hilfe gebeten hatte.

Ein wesentliches Stück der politischen Missionen ist die sogenannte Vollmacht, mandatum, plenipotentia, plein-pouvoir oder pouvoir; sie gibt immer den Zweck der Gesandtschaft an. Die Pointe ist, daß alle auf Grund einer solchen Vollmacht stattgefundenen Abmachungen für den Aussteller bindend sind; deshalb haben auch die meisten einen Schlußsatz, in welchem ausgesprochen ist, daß der Constituent sich durch die Verhandlungen innerhalb der durch die Vollmacht gesteckten Grenzen verpflichtet erachtet; die Natur der Verhandlungsgegenstände gestattet natürlich nicht immer eine enge Begrenzung dessen, was diskutirt werden soll, darnach werden allgemeine und besondere, beschränkte und unbeschränkte Vollmachten erteilt. Auch die Diplomatie des Ostens hat sich dieser Formen bedient, nur sind sie hier etwas anders gestaltet; jedenfalls haben sie den Vorteil der größeren Einfachheit, wie eine in den Bemerkungen abgedruckte unbeschränkte Vollmacht beweisen mag, welche im Jahre 1510 den polnischen Unterhändlern ausgestellt wurde, als sie zur Beilegung aller Streitigkeiten mit Ungarn an König Wladislaw abgeschickt wurden [15]).

Sowol heute als früher gehörte weiter zur gesandtschaftlichen Ausrüstung eine schriftliche Instruktion, welche den Zweck hat den Gesandten in seine Thätigkeit einzuweisen und ihm besonders die Punkte namhaft zu machen, auf welche sein Constituent Gewicht legt. Natürlich kann es bei ihnen nicht auf die Form, sondern auf die Sache ankommen; was die Sprache angeht, so bediente sich der Westen Europas im Reformationszeitalter meist seiner nationalen Sprachen, Karl V. vorzugsweise der französischen, der Osten durchschnittlich der lateinischen. Materiell sind sie außer-

ordentlich verschieden, indem wir ganz allgemein gefaßte haben und solche, welche dem Gesandten bis auf das geringste Detail Objekt und Form seiner diplomatischen Thätigkeit vorschreiben; durch präcise und detaillirte Fassung zeichneten sich besonders die von der Signoria und Granvella aufgestellten Instruktionen aus.

So macht sich besonders die im Jahre 1492 der venetianischen Botschaft nach Paris mitgegebene Instruktion durch genaue Detaillirung bemerklich. Es werden z. B. den Gesandten Vorschriften über ihr Verhalten gegen einzelne einflußreiche Personen bei Hofe gegeben, so sollen sie sich besonders vorsichtig gegen den Herzog von Orleans, den nachmaligen König Ludwig XII., verhalten; dieser werde, sagt die Instruktion, sie gewiß viel über die italienischen Verhältnisse ausfragen wollen; sie sollten sich aber sehr zurückhaltend und vorsichtig mit ihren Antworten halten; andrerseits müßten sie dieselben wieder so einrichten, daß dieser keinen Verdacht schöpfe, oder gar ungehalten auf sie werde, das sei bei seinem Einfluß auf den König sehr gefährlich. Auch wie sie sich gegen die Königin Anna benehmen sollen, ist ihnen vorgeschrieben; die kostbaren Kleiderstoffe, Goldbrokat, Seide &c., welche die Signoria für die Königin gekauft habe, sollten sie rechtzeitig und in der gehörigen Form übergeben; u. s. w.

Von besonderer Bedeutung für die Kenntniß der diplomatischen Geschäftsführung jener Zeit sind verschiedene, sehr ausführliche Instruktionen für die kaiserlichen Gesandten, welche von Granvella abgefaßt sind, von einer derselben soll weiter unten ausführlicher gesprochen werden. Die Einrichtung der geheimen und offenen oder ostensiblen Instruktionen hat vielleicht zu keiner Zeit eine ausgedehntere Anwendung gefunden als im Reformationszeitalter. Je mißtrauischer man gegenseitig war, je weniger man sich auf Wort und Eid verlassen konnte, desto eifriger war man darauf bedacht, die Glaubhaftigkeit durch Schriftstücke zu erhärten. Um dieß aber um so leichter thun zu können, griff man zu dem Mittel sehr harmlose und für die Oeffentlichkeit berechnete Schriftstücke zu verfassen und den Gesandten mitzugeben, Elaborate, welche viel Aehnlichkeit mit denen haben, welche jetzt in Roth-, Blau- und anderen Büchern für die diplomatische Wißbegierde mancher Parlamente zubereitet werden. Am meisten Interesse

Chiffern: VII = Ferdinand; VIII = Isabella; XI = Heinrich VII.; XII = Königin von England; XVII = König von Frankreich; XIX = König von Portugal; XX = England; XXI = Allianz; XXII = Heirat; XXIII = Krieg; XXV = Frieden; XXVII = Sohn; XXVIII = Tochter; mit XXXV bezeichnet sich der Gesandte selbst. Bergenroth klagt darüber, wie oft der spanische Minister mit den Chiffern gewechselt habe; schon das Jahr 1496 bringt wieder ein ganz neues System. Während die römischen Ziffern noch beibehalten sind, ist ein förmliches Alphabet hinzugefügt worden, in welchem jeder Buchstabe durch ein bestimmtes Zeichen ausgedrückt werden kann. In dem ersten Schlüssel zu einem Alphabet dieser Art ist jeder Vokal durch fünf verschiedene Zeichen repräsentirt und jeder Consonant durch vier. Aber die Zahl der für jeden Buchstaben bestimmten Zeichen war bald auf 13—14 und mehr angewachsen; sodaß das spanische Alphabet bald durch 500 Zeichen und darüber ausgedrückt werden konnte. Zu dieser Art zu chiffriren fand sich noch eine andre hinzu, indem bestimmte Bedeutungen an einsilbige Wörter geknüpft wurden; z. B. bedeuteten **bax**: **ciertamente**, **dem**: **gente de armes**, **Larn**: **Yo el rey catolico** u. s. w. Um das Lesen der Chiffern noch mehr zu erschweren, wurden Zeichen, und zwar manchmal sehr ausgedehnte eingeschoben, welche gar keine Bedeutung hatten, sogenannte **nihil importantia**, **non valeur**; dergleichen Zeichen, manchmal ganze Wörter oder Phrasen, wie **semper ille Caesar** oder **je vous prie**, waren meist einer anderen Sprache entnommen als die war, in welcher die Depesche abgefaßt war; z. B.

DCCCCLXVIIII = en
le = vi
N = a
o = n
γ = d
malus = ist nihil importans
ξ = o,

sodaß durch diese ganze Reihe von Zeichen nichts ausgedrückt wurde als **enviando**. Die Chiffern jener Zeit bezeichneten also entweder einen Buchstaben, oder ein Wort, oder eine ganze Phrase. Das Schreiben mit den Chiffern, welche Buchstaben bedeuten, ge=

schieht wie das mit der gewöhnlichen Schrift, indem Zeichen an Zeichen wie Buchstaben an Buchstaben gereiht werden; der einzige, aber auch wesentliche Unterschied ist, daß jeder Buchstabe eine variable Zahl von Zeichen hat; für Doppelconsonanten werden auch besondere Wörter gebraucht, so etiam = ll, malus = rr. Die nihil importantia können dann leicht erkannt werden, wenn sie zusammengehörige Wörter trennen. Deshalb ist es auch nicht rathsam, sie an solchen Stellen zu gebrauchen; die Zahlen wurden meist mit Buchstaben geschrieben; so bedeutete nach der Zahl der Striche i = 1; y, u, n = 2; m = 3; ym = 5; X = 10 etc. sehr umständliche Ausdrücke für die Zahlen hat die ältere Chiffrirmethode, wo z. B. die Zeichen MMCCCLXXIII bis zu MMCCCLXXXI die Einer bedeuten; von MMCCCLXXXII bis zu MMCCCXX bedeuten die Zehner: MMCCCXI ist gleich 100 und MMMCCCC = 1000.

Wie schon aus diesen wenigen Beispielen ersichtlich, ist das Chiffriren eine sehr zeitraubende Arbeit, welche oft mehr als eine tüchtige Arbeitskraft bei einer Mission absorbirte, und wie oft klagen die Diplomaten jener Zeit über das mangelhafte Dechiffriren. Es ist ein überwundener Standpunkt zu behaupten, daß eine gut chiffrirte Depesche unentzifferbar wäre für den, welcher nicht im Besitz des Schlüssels ist. Schon in jener Zeit wußte man, daß ein guter Dechiffreur jede Depesche übertragen konnte, so schreibt z. B. im Jahre 1519 der Graf von Nassau an Karl V., daß man ein Felleisen mit päpstlichen Depeschen aufgefangen habe, welche chiffrirt seien; wenn Karl aber einen guten Dechiffreur habe, so werde er leicht das Uebelwollen des Papstes gegen ihn daraus erkennen können. Das Einfachste wäre, zunächst darauf zu sehen, welche Zeichen am häufigsten vorkommen und darnach zu untersuchen, ob sie Vokale oder Consonanten sind; damit kommt man aber fast immer zu nichts. Die meisten Schwierigkeiten bieten natürlich die Chiffren, bei welchen ein Zeichen ein ganzes Wort bedeutet. Von den Beispielen, welche mir vorliegen, will ich zwei anführen, die Bergenroth beibringt. Er sagt selbst, daß er in methodischer Weise keinen der Schlüssel zu den Chiffren entdeckt hat, und doch hat er eine nicht geringe Anzahl von Depeschen entziffert. Einmal hatte er z. B. eine Depesche vor sich, in welcher

zwei Abkürzungen vorkommen; er folgerte daraus, daß damit nur die gewöhnlichsten Wörter bezeichnet sein könnten; aus einigen Umständen schloß er, daß die abgekürzten Zeichen n. f. (= nuestra fija) bedeuten sollten; wenn diese Annahme richtig war, so erschien es ziemlich sicher, daß die jenem n. f. vorausgehenden Zeichen Princesa de Gales bedeuten mußten; er nahm also die unmittelbar vorausgehenden fünf Zeichen gleich den fünf Buchstaben G. a. l. e. s, hatte auch nicht geirrt und entdeckte so nach und nach den ganzen Schlüssel. Besondere Schwierigkeiten macht es, daß es so viel Zeichen für einen Buchstaben oder ein Wort gibt; dabei steht fest, daß, je complicirter eine Chiffreschrift ist, desto sicherer auf ein richtiges Resultat bei der Uebertragung en clair gerechnet werden darf. Charakteristisch ist die Lösung folgender Zusammensetzung: cox Ω MDCIXΔ; cox ist ein Fluß, aber ob es Rhein, Tiber, Po oder Garonne bedeutet, ist variabel; MDCIX bedeutet eine große Person, König, Fürst ꝛc.; da aber Ω = d und Δ = s ist, so muß cox = Po und MDCIX = rey sein und die Chiffre bedeutet podreys, d. h. ihr werdet im Stande sein. Aus diesen wenigen Beispielen kann man die mühsame Arbeit Bergenroths erkennen, nicht minder aber auch die der Staatssekretäre und Minister, die in jener Zeit meist selbst haben chiffriren und dechiffriren müssen. Wie leicht Irrthümer unterlaufen konnten, ist ebenfalls erkennbar; indes sind die Chiffren ein unumgängliches Requisit der Diplomatie geblieben und haben es bleiben müssen.

Wollte sich nun der also mit seinen Instruktionen, Chiffren u. s. w. ausgerüstete Gesandte auf seinen Posten begeben, so hatte er oft eine ebenso lange, als unbequeme und unsichere, ja gefährliche Reise vor sich. Es hat allerdings nichts Auffallendes, wenn der von Karl V. an den Schah von Persien geschickte Ritter Johann von Balbi nicht genug von den Gefahren und Hemmnissen zu berichten weiß, welche ihn bei seiner Reise über Damaskus und Tabris bis Babylon begleitet haben — ein Brief von Aleppo bis Bologna ging ungefähr 4 Monate —; es erscheint fast natürlich, wenn Herberstein bei seinen russischen Gesandtschaftsreisen die sonderbarsten Erfahrungen machen mußte. So erzählt er vom Jahre 1526, wie er zwar an der Grenze von einem russischen Verpfleger empfangen worden sei, welcher ihn mit seinen Begleitern

weiter gebracht habe, aber auch, wie dieser sie wiederholt in den Wäldern unter freiem Himmel im strömenden Regen campiren ließ und nicht einmal dulden wollte, daß die Gesandten sich für ihr eignes Geld Nahrungsmittel kauften, bis Herberstein mit Gewalt drohte. Und derselbe Mann weiß es nicht genug als Glück zu preisen, daß er z. B. auf einer Reise von Hamburg über Nürnberg bis Innsbruck nicht angefallen und ausgeplündert wurde. Aber auch der Westen Europas bot den Gesandten auf ihren Reisen der Mühseligkeiten und Gefahren genug, schreibt doch ein Venetianer von Lyon aus: „Wenn der allmächtige Gott nicht Jenen hilfreiche Hand leistete, die ihren Oberen zu gehorchen Aufträgen sich unterziehen, welche ihre Kräfte übersteigen, so würden sie leicht mitten auf der Reise sitzen bleiben. Mit dieser gnädigen Hilfe sind wir, mit nicht geringer Beschwerde und nach Ueberwindung vieler Hindernisse, welche Eis und Schnee und sonstige Uebelstände der Jahreszeit uns in den Weg legten, am 1. Januar glücklich in dieser Stadt angelangt, wo wir vom Gouverneur und den Landsleuten erwartet und ehrenvoll empfangen wurden. Obgleich nun das Wetter sehr feucht ist, sodaß es unbequem sein wird zu reisen, so werden wir doch, so es Gott gefällt, in zwei Tagen uns zum Hofe begeben, entweder zu Wasser oder zu Lande, wie es am passendsten sich zeigen wird.“

Wie einfach in jener Zeit nicht selten gereist wurde, zeigt uns das Beispiel des Tiroler Hofkanzlers Cyprian Särentheiner von Nordheim. Als der alte, treffliche Herr im Auftrage seines Kaisers sich zu den Congreßverhandlungen zu Blois im Jahre 1506 begab, ritt er Tag und Nacht, hinter sich auf dem Pferde nur ein seidnes Staatskleid aufgeschnallt, welches er bei den Audienzen und besonderen Feierlichkeiten anlegen mußte.

Und wenn nun Einer wirklich das Ziel seiner Reise erreicht hatte, begann erst recht die Zeit der Wanderung, denn nach der Sitte jener Zeit hatten die Gesandten die Souveräne, bei denen sie accreditirt waren, bei jedem Wechsel des Hoflagers zu begleiten, sei es nun auf Kriegszügen, oder zu Jagden und Vergnügungstouren. Besonders schlimm waren dabei die Gesandten am französischen Hofe, zumal unter Franz und Heinrich II., daran. Die Gesandten wußten weder, wohin es demnächst gehen werde, noch wie

lange der Aufenthalt dauerte, sie wohnten und residirten nicht, sie campirten; sie waren einmal in Lothringen, dann in Poitou, Belgien, Normandie, Isle de France, Picardie, Champagne und Burgund. So hat ein Gesandter die ganze Zeit seiner Mission, welche beinahe 4 Jahre dauerte, fortwährend auf Reisequartieren zugebracht. Nicht übel haben sie sich selbst als Zigeuner bezeichnet. So mühsam und kostspielig auch diese Sitte für die Diplomaten war, so war sie doch die Veranlassung für dieselben das Land aufs genauste kennen zu lernen und sich mit den Gewohnheiten und der Art der Landesbewohner auf die sicherste Weise vertraut zu machen. Wie gefahrvoll indes dieß Herumreisen werden konnte, zeigt die Nachricht, daß, als die Gesandten Karl den V. im deutschen Krieg begleiteten, zwei Sekretäre der englischen Gesandtschaft im südwestlichen Deutschland ermordet wurden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Gesandten, wie zu allen Zeiten so auch damals, das Recht der Unverletzbarkeit hatten, ohne dessen Gewährleistung und strengste Handhabung ein internationaler und diplomatischer Verkehr unmöglich wäre. Allerdings bietet jenes Zeitalter, gewaltsam und rauh, ja roh, wie es ist, nicht sehr selten Fälle, wo auch dieses Recht einer intriganten oder brutal gewaltsamen Politik geopfert wurde; meist pflegt dann auch die Form des Rechtes gegen dessen Inhalt zu Hilfe gerufen zu werden.

Allerdings haben auch die Osmanen im Ganzen die Unverletzlichkeit auch der Ungläubigen, wenn sie als Gesandte kamen, anerkannt; allein es gibt doch Beispiele genug, daß sie unter irgend einem Vorwand sich derselben bemächtigt und sie festgesetzt haben; es ist dieß Schicksal mehr als einem deutschen Gesandten widerfahren. So wurde Jaroslaw Laszki, als er für Ferdinand eine Mission in Konstantinopel übernommen hatte, eingesperrt und entging kaum dem Hungertode; dabei wurde ihm gesagt, er habe diese schimpfliche Gefangenschaft nicht als östreichischer Gesandter zu erdulden, sondern weil er der gefährlichste Feind des Großherrn sei. Man dehnte seine Haft immer länger aus, verschärfte sie in jeder Weise und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht in die Dienste der Pforte trete; er weigerte sich aber standhaft, bis man ihn endlich wieder in Freiheit setzte. Wenn sich

bei der Pforte der Grundsatz herausgebildet hatte, jeden Gesandten im Kriegsfall oder beim Tode seines Souveräns als Geisel zurückzuhalten, oft genug unter dem Vorwande, daß nur so sein Leben zu schützen sei, so kann man sich über geringere Verletzungen des Völkerrechts nicht allzu sehr wundern. So berichtet z. B. der schon mehrfach genannte kaiserliche Gesandte Scepperus, als er 1534 in Konstantinopel ankam, daß er auf Straßen und Plätzen von Janitscharen geschimpft und verhöhnt worden sei, ohne daß diese von der Regierung irgendwie darin gehindert worden wären; er ertrug eben alles mit diplomatischer Resignation, weil er, wie er selbst sagt, nichts Anderes thun konnte. Auch der Beispiele gibt es einige, daß in Rußland derartige Verletzungen vorgekommen sind. So ließ z. B. Zar Iwan deutsch-livländische Gesandten festnehmen und einkerkern, bis diese sich dann selbst mit Brecheisen und Beil befreiten. Aber auch der civilisirtere Westen konnte damals der Gewaltsamkeit auch in dieser Richtung nicht entrathen. So hatte König Heinrich VIII. im Jahre 1527 einen Gesandten nach Deutschland, resp. Ungarn geschickt, welcher mit Johann Zapolya anknüpfen, aber bei Ferdinand jedenfalls den üblen Schein meiden sollte. Nun kam John Wallop, so hieß der Gesandte, nach Mainz und wurde von Ferdinand vortrefflich aufgenommen. Als er aber von seiner Reise nach Ungarn zu reden begann und ihr einen harmlosen Schein zu geben bestrebt war: sein König müsse doch genaue Kenntniß von dem Stand der Türkengefahr nehmen und Nachrichten über das Verhältniß zwischen Johann Zapolya und Suleimann einziehen; da wurde der König sehr ungnädig und meinte, in Ungarn erfahre er nur Lügen und ihm sei eine solche Mission unangenehm. Und als Wallop wiederum um seine Entlassung bat, meinte Ferdinand, König Heinrich wolle das gewiß auch selbst nicht, und sich nicht in den Schein eines Feindes des Kaisers bringen lassen; er möge nur bleiben; und als auch dann noch der Gesandte auf seiner Abreise bestand, befahl ihm Ferdinand kurzweg zu bleiben, er werde seinem Herrn schreiben, daß er ihn zurückgehalten habe. Wallop mußte bleiben, Ferdinand schrieb an Heinrich und entschuldigte sein Verfahren gegen den Agenten, welches allerdings weder Billigung fand noch Erfolg hatte. — Karl V. hat sich indes am wenigsten von der

Anklage befreien können, daß er in rücksichtslosester Weise dieses Recht verletzt habe. So ließ er die ganze englisch-französische Gesandtschaft, welche 1527 nach Madrid abging, um die Freiheit des Papstes und die Entlassung der französischen Geiseln zu bewirken, bei ihrer Ankunft in der spanischen Hauptstadt im Januar 1528 gefangen setzen. Die Repressalien blieben natürlich nicht aus: die kaiserlichen Gesandten in Paris, wo damals der ältere Granvella fungirte, sowie der in London, wurden sofort gefangen gesetzt, und Granvella setzte dann die Befreiung der Gefangenen in Madrid durch.

Am bekanntesten ist die Ermordung der beiden französischen Gesandten, welche den Vorwand zum Beginn des vierten Kriegs zwischen Franz und Karl abgab. Der mehrfach erwähnte Rincon, und Cesare Fregoso wollten sich auf ihre Posten begeben; jener nach Konstantinopel, dieser nach Venedig; trotz mehrfacher Warnungen fuhren sie während der Nacht den Po hinunter, als sie plötzlich von einem mit Soldaten bemannten Bote angehalten und ermordet wurden. Als ihre Begleiter nach Mailand vor den spanischen Gouverneur gebracht wurden, erklärte dieser, der Streich sei auf seinen Befehl geschehen. Wenn auch Karl sich damit rechtfertigte, daß er behauptete, jene wären als Spione anzusehen, so ist doch sicher, daß Karl die gesandtschaftliche Eigenschaft Rincons ebenso genau kannte, als in hohem Grade fürchtete; formell konnte es ihm gelingen sich zu rechtfertigen.

Ein eigenthümlicher Fall ist der des Herrn von Merveilles. Dieser, ein mailändischer Edelmann, war 1532 von Franz I. an den Herzog Franz Sforza nach Mailand in einer politischen Mission geschickt worden. Nun besorgte aber Sforza mit Recht, daß der Kaiser, wenn er es erführe, höchst aufgebracht darüber sein würde. Er bat daher den König, den Gesandten nur insgeheim zu senden, diesen selbst aber seinen gesandtschaftlichen Charakter verheimlichen und ihn unter dem Vorwand von Familienangelegenheiten in Mailand sich aufhalten zu lassen. Dieß geschah denn auch. Als nun Karl die Sache merkte, und von dem Herzog die Entfernung des Agenten verlangte, so hielt es dieser für das beste, Karl vollständig zu Willen zu sein; er ließ Merveilles verhaften, weil seine Mitschuld an einem Mord erwiesen sei, welchen einer

seiner Leute an eiuem Glied des Hauses Castiglione begangen habe; dem unglücklichen Gesandten wurde in drei Tagen der Procefs gemacht; ohne Vertheidigung und Appellation verurteilt, liefs ihn der Richter in der vierten Nacht enthaupten und dann seine Leiche als die eines Mörders öffentlich ausstellen. König Franz erhob nun die heftigsten Anklagen und beschwerte sich durch den kaiserlichen Gesandten bei Karl, allein dieser erklärte mehrfach in seinen Depeschen nach Paris, dafs der Herzog in seinem Rechte gewesen sei, als er seinen Unterthanen für ein solches Verbrechen bestraft habe. Auch hier war Karl formell im Recht, denn da Merveilles selbst öffentlich seinen gesandtschaftlichen Charakter geleugnet hatte und nicht officiell beglaubigt war, so konnte ihn sein guter Glaube gegen die mala fides der Gegner nicht schützen. Indes kann Niemand zweifelhaft sein, dafs Franz Sforza wissentlich einen Gesandtenmord begangen hat, den der Kaiser für wünschenswerth gehalten haben mochte. — Auch geistliche Gesandten haben manche Fährlichkeit überstehen müssen; so wurde ein Gesandter Clemens' VII. von Franz I. so lange zurückgehalten, bis ihn erst die stärksten Beschwerden von Rom aus seiner unfreiwilligen Haft befreiten.

Dafs die Gesandten übrigens nicht selten Veranlassung zu Gewaltschritten gegeben haben und durch Selbsthilfe nicht blofs, sondern auch durch Händel und Raufsucht, sowie durch kriegerisches Eingreifen ihren gesandtschaftlichen Charakter verwirkt haben, ist in dem vorigen Kapitel mehrfach angedeutet worden. Man erinnere sich nur des faust- und degenfertigen englischen Gesandten in London, Don Pedro de Ayala und der kaiserlichen Botschafter in Rom, des Herzogs von Sessa und des Don Ugo de Moncada, welche in den Strafsen Roms fochten, sowie der französische Botschafter auf den Mauern kämpfte, als die Stadt gestürmt wurde.

In einem sonderbaren Gegensatz zu derartigen Gewaltsamkeiten steht das gesandtschaftliche Asylrecht. Es ist diefs der Ausflufs der sogenannten Exterritorialität, eines Rechtes, welches durch die rechtliche Fiction seine Begründung gefunden hat, dafs ein Gesandter mit seinem Gefolge der Territorialhoheit des Staats, bei welchem er beglaubigt ist, nicht unterworfen sei; es wird vielmehr angenommen, dafs er nebst Gefolge ꝛc. so anzusehen sei, als ob er seinen Staat gar nicht verlassen habe. Das Asylrecht geht

noch einen Schritt weiter, indem durch dasselbe prätendirt wird, Jeden beliebigen, also auch einen Verbrecher durch den jeweiligen Aufenthalt in dem Quartier des Gesandten, jenes völkerrechtlichen Schutzes teilhaftig zu machen, den nur der Gesandte und sein Gefolge genießen. Wie wenig Anerkennung dieses Recht, welches jetzt allgemein als giltig nicht mehr angesehen wird, schon damals gefunden hat, mag ein Beispiel zeigen. Als die Venetianer im Jahre 1540 mit der Pforte einen Frieden unterhandelten, hatten, wie bereits im ersten Buch erwähnt ist, drei Venetianer durch die Franzosen dem Großvezier die geheimen Instruktionen des venetianischen Botschafters in die Hände gespielt. Es waren dieß Niccolo Cavezza, der Sekretär des Senates, und sein Bruder Constantin, Sekretär des Rathes der Zehn, und der Nobile Maffai Leone, welche alle drei von Frankreich bezahlt waren. Sobald die Signoria den Verrath gemerkt hatte, floh Niccolo Cavezza nebst zwei französischen Emissären in das Hotel des französischen Gesandten. Als der Rath der Zehn nun von diesem die Auslieferung der Verbrecher verlangte, so berief sich dieser auf sein Asylrecht und weigerte sich dem Verlangen nachzukommen. Der Rath der Zehn aber schickte sofort Bewaffnete aus, und ließ zwei Geschütze auf das Gesandtschaftshotel richten, sodaß der Gesandte nachgeben mußte, die Verräther ergriffen und aufgehängt wurden. König Franz, der diesen Vorgang als eine Verletzung des Völkerrechts ansah, verweigerte den venetianischen Gesandten zwei Monate lang jede Audienz. Endlich gewährte er dem Botschafter die nachgesuchte Audienz und herrschte diesen sogleich mit den Worten an, was er wol gethan hätte, wenn ihm eine solche Verletzung widerfahren wäre. „Sire“, antwortete der kluge Venetianer, „wenn die Verräther Eurer Majestät sich zu mir zu flüchten wagten, würde ich sie ergreifen, um sie den Richtern selbst zu überliefern; würde ich anders handeln, so würde ich von der Republik aufs schwerste gestraft werden.“

Obgleich es nun keinem Zweifel unterliegt, daß der Gesandte nebst Gefolge, außer in wenigen, bestimmt fixirten Fällen, niemals dem fremden Gerichtsstand unterworfen ist, sondern nur bei seinen Heimathsbehörden belangt werden kann; obgleich er also auch wegen Schulden und sogar wegen Wechselschulden nicht beklagt oder ver=

folgt werden kann, so zeigt doch die Geschichte der Diplomatie eine Reihe von Beispielen, daß auch ihre geheiligten Vorrechte dieser **dira necessitas** zum Opfer fielen. Auch das Reformationszeitalter bietet dergleichen dar, wie denn z. B. in London sowol der Gesandte des römischen Königs, als auch der Ferdinands des Katholischen, der mehrfach erwähnte Puebla, von den englischen Civilgerichten mit Execution wegen Schulden belegt worden sind.

Die moderne Praxis gestattet gewöhnlich dem Gesandten für sein Gefolge die Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit; die Schlichtung der streitigen Sachen ist nur in seltenen Fällen und in beschränktem Maße den Botschaftern und Gesandten zugestanden; nur die orientalischen Verhältnisse machen nicht nur die Ausübung dieser Rechte für den Gesandten nothwendig, sondern es ist sogar die ganze Civil- und Criminalgerichtsbarkeit über das Gefolge und sämmtliche Nationalen des Gesandten diesen übertragen. Es ist bereits früher erwähnt worden, daß diese Verhältnisse für Frankreich durch Franz I. ihre neue Ordnung gefunden haben, und es sind diese Ausnahmezustände durch den verwirrten Rechtszustand und die ungleiche Handhabung dessen, was Recht ist, sowie bei dem stumpfen Fatalismus und dem noch stark vorherrschenden Fanatismus vollständig gerechtfertigt. Nur als ein besonders auffallendes Beispiel will ich aus dem Reformationszeitalter erwähnen, daß dem mehrfach genannten spanischen Gesandten in London, Puebla, einem Juristen von Fach, die ganze Civil- und Criminalgerichtsbarkeit über alle Unterthanen der Krone Spanien durch königlichen Befehl für England übertragen worden ist, ein Recht, mit dessen Verleihung an Puebla kaum ein Einziger zufrieden war.

Auch für das Gesandtschaftsceremoniell gibt es eine alte Tradition mit vielem Detail, dessen gewissenhafte Durchführung manchem ebenso viel Kopfzerbrechen und Langweile gemacht haben mag, als sie dem ferner Stehenden als ein nicht ganz uninteressantes, antiquarisches Objekt erscheint, das noch nicht antiquirt ist. Das Fremdartigste bietet natürlich auch hier der Osten. Durch die ausführlichen Berichte Herbersteins ist uns besonders das russische Empfangsceremoniell sehr genau bekannt. Obgleich Herbersteins Gesandtschaftsberichte wol am meisten bekannt sein

dürften, wie sie denn auch mehrfach gedruckt sind, so kann doch auch an dieser Stelle nicht ganz Abstand von ihnen genommen werden, wenn nicht ein Wesentliches in der Darstellung fehlen soll. Die Reise Herbersteins, mit dem außer dem Grafen Leonhard von Nogarola noch ein Gefolge von acht Personen war, wurde über Krakau und Smolensk nach Moskau gemacht. Eine halbe Meile von dieser Stadt wurden die kaiserlich-königlichen Gesandten im Namen des Zaren empfangen und begrüßt. Der Sprecher der russischen Empfangsgesandtschaft forderte die kaiserlichen Gesandten zunächst auf, von den Pferden abzusteigen und stehend die Befehle des Zaren anzunehmen. Die Russen stiegen ebenfalls ab und nun hob der Vornehmste an: „Der große Herr Wassilij, ein König und Herr aller Russen ꝛc. ꝛc. hat die Ankunft der Botschafter seines Bruders Karl, erwählten römischen Kaisers und obersten Königs und seines Bruders Ferdinand vernommen und uns, seine Räthe, gesandt und uns befohlen, von euch zu erfragen, wie gesund sein Bruder Karl" — folgen die Titel — „und Ferdinand" — folgen ebenfalls die Titel — „sei." Darauf antworteten die Gesandten im Anschluß an die russische Gewohnheit: „Durch Gottes Gnade hat Jeglicher von uns seinen Herrn gesund verlassen." Dann ergriff einer von den Russen das Wort: „Graf Leonhard, der große Herr Wassilij ꝛc. ꝛc. hat mir befohlen, dir entgegen zu kommen, dich in deine Herberge zu führen und dort mit allem Nothdürftigen zu versehen." Ebenso wurde Herberstein angesprochen, alles dieß aber mit entblößtem Haupte. Da begann wieder der Vornehmste: „Der große Herr Wassilij ꝛc. hat befohlen von dir, Graf Leonhard, zu vernehmen, wie gesund du gereist bist"; so auch Herberstein. Beide antworteten dann: „Gott gebe, daß der Großfürst gesund sei! durch die Gnade Gottes und die Güte (?) des Großfürsten sind wir gesund gereist." Dann sprach weiter Einer: „Der große Herr Wassilij ꝛc. hat dir, Graf Leonhard, einen Zelter mit dem Sattel und noch ein Pferd aus seinem Stalle geschickt"; zu Herberstein sprach dann ein anderer dasselbe. Nach dieser feierlichen Einladung reichte man einander die Hände, und die Russen wünschten, daß die Gesandten die geschenkten Pferde bestiegen. Das geschah, und dann setzte sich der Zug unter großem Volkszulauf in Bewegung und gelangte zu den für die Gesandten bestimmten beiden

Wohnhäuser. Diese wurden schnell eingerichtet und die Gesandten wohl bedient. Wenige Tage darauf wurden sie zur gewünschten Audienz zugelassen und von einem Freunde des Großfürsten, dem Fürsten Jaroslawskij, aus ihrer Wohnung abgeholt. Zu Pferd ging alles nach dem Kreml, wo viele Bürger und Soldaten aufgestellt waren. Als sie dann in der Nähe der Treppe der heiligen Michaelskirche ankamen, mußten sie absteigen und wurden von Hofleuten mit Händebieten und Kuß empfangen. „Als wir die Treppe hinauf kamen, da standen die Bojaren-Kinder, das sind die gemeinen Edelleute; weiterhin trafen wir Räthe, die uns mit Handbieten und Kuß empfingen. Noch weiter nach den verschlossenen Zimmern zu empfingen uns wieder andere, und jedesmal schlossen sich die letzten an den Zug an und so traten wir von allen begleitet in die Gemächer. Im ersten waren die mit goldnen Stoffen, Sammet und andern Seidenzeugen Bekleideten, welche ihre reichen Kleider alle aus der fürstlichen Schatzkammer erhalten. In einem andern Gemache, zunächst an dem des Großfürsten, standen wieder wohlgekleidete junge Fürsten und Edelleute, die im täglichen Dienst gebraucht werden."

Nachdem nun Herberstein in seinen mit Zobel verbrämten Sammetkleidern durch alle diese, welche indes nicht das geringste Zeichen der Begrüßung machten, hindurchgeschritten war, kam der Zug in das Zimmer des Zaren. Bei dem Verneigen der Gesandten erhoben sich alle; nur Wassilij und seine Brüder blieben sitzen, aber unbedeckten Hauptes. Dann trat der Ceremonienmeister vor und sprach: „Großer Herr, König und Herr aller Reussen, Graf Leonhard schlägt vor dir seine Stirn deiner großen Gnade wegen", und ebenso mit Herberstein. Nach der Audienz war sogleich Tafel, bei der eine große Pracht in den Gefäßen und Geschirren, die bei diesem ersten Mahle sämmtlich von Gold waren, zu gewahren war. Als ein Zeichen seiner Gnade schickte der Zar ihnen Brod; die größte Gnade aber erweist er durch Uebersenden von Salz. Das Mahl selbst bietet vielerlei Eigenthümlichkeiten: Nach nordischer Sitte beginnt es mit dem Genuß eines Glases Branntwein. Als Hauptgerichte werden genannt: Gebratne Schwäne in Essig, dazu saure Milch, Salzgurken und Pflaumen: von Getränken sind Malvasier, griechischer Wein und Milch genannt.

Der Zar selbst nöthigte fleißig zum Essen und Trinken. Als die Tafel aufgehoben war und die Gesandten sich verabschiedet hatten, wurden diese in ihr Quartier gebracht und dort das Trinken fortgesetzt und fleißig getoastet. Wenn Einer einen Toast ausbrachte, trat er mit dem Trinkgefäß in die Mitte der Stube, wünschte, daß in den Feinden desjenigen, auf den er den Toast ausbrachte, soviel Blut bleiben möchte, als in seinem Gefäße, trank es aus und stülpte es auf seinem Kopf um. Vor dem unter den Tisch getrunken Werden konnten sich die Gesandten nur durch Vorgeben von Krankheit schützen.

Weniger zuvorkommend wurden aber die polnischen Gesandten empfangen, welche gar nicht nach Moskau eingelassen wurden, indem der Zar vorher nach Mohaisk, angeblich zur Jagd, reiste und sie dort empfing.

Von demselben Herberstein haben wir auch einen Bericht über seine Gesandtschaft an Suleiman in Ofen, bei welcher ihn Nikolaus Graf Salm begleitete. Sie wurden zuerst zu den drei geschäftsführenden Paschas geführt und von diesen empfangen; gleich nach dieser Audienz wurde eine Mahlzeit von 9 Gängen gehalten; darauf wurden sie bei Suleiman durch zwei Paschas eingeführt, welcher sie sitzend empfing und zum Handkuß zuließ, sie indes nach kurzer Unterredung an die Paschas verwies, deren Einer Rustem, ein Slavonier, war. Nach einer nochmaligen kurzen Audienz zeigte ihnen Rustem Pascha das Kriegsheer des Padischah, sie erhielten zwei Briefe in Säckchen von Goldstoff als Antwort mit und wurden ohne Begleitung entlassen, während ihnen doch von Moskau einige vornehme Männer mitgegeben worden waren. Die Verpflegung war ziemlich einfach gewesen, und alles, was man ihnen gebracht hatte, mußten sie, nachdem sie es unter türkischem Beistand verbraucht hatten, bezahlen. „Wir haben“, sagte er, „vielen Leuten Geld geben müssen, die unverschämt darum gebeten haben“.

Besseren Empfangs konnte sich der russische Gesandte Michael Pleschtschejew rühmen, der wegen Abschluß eines Handelsvertrags nach Konstantinopel abging. Man hatte ihm gradezu in seine Instruktion gesetzt, streng und voll Würde aufzutreten und nicht etwa auf den Knien, sondern stehend Gruß und Botschaft aus-

zurichten. Sein Auftreten erregte ein ungemeines Aufsehen, aber er erreichte alles, was ihm aufgetragen war; freilich wünschte Suleiman sich für die Zukunft einen weniger groben und unhöflichen Mann, wie er sich in einem Schreiben an den Zaren ausdrückte.

Die Ceremonien des Westens entsprachen in sehr vielen Beziehungen den heutigen, wiewol sich allerdings auch hier die Praxis noch nicht so fixirt hatte, wie das jetzt der Fall ist. Wie jetzt, so erfolgte auch damals meist bei der Ankunft der Gesandten sofort die officielle Anmeldung derselben bei dem leitenden Minister. Indes finden sich auch Beispiele, daß die Gesandten, dem Einfluß eines solchen Ministers entsprechend, bei diesem zuerst Audienz nachsuchen und diesem unter Ueberreichung eines Empfehlungsschreibens den Zweck ihrer Mission vortragen, wie das z. B. bei Wolsey mehrfach erwähnt wird. Es wurde dann gewöhnlich der Empfang des Abgesandten, in jener Zeit durchweg nach dem Rang seines Constituenten, bestimmt. So wissen wir, daß z. B. die Herzoge von Mailand den venetianischen Botschaftern entgegengingen und ihnen den Ehrenplatz zur Rechten ließen. Ganz besonderes Gewicht legten gerade die Venetianer auf die Empfangsceremonie: an dem Grade der Feierlichkeit wollten sie die Achtung abmessen, in welcher ihr Staat und die Macht desselben bei dem betreffenden Souverän stand. Gerade durch dieses eifersüchtige Wachen über die Etiquette sind nun eine Menge Nachrichten über dergleichen Feierlichkeiten in den venetianischen Relationen enthalten. Besonders ausgebildet war in jener Zeit das Ceremoniell in Rom und Paris. Was die Empfangsfeierlichkeiten an den italienischen Höfen und in Rom angeht, so hat Reumont dasselbe bereits ausführlich mitgeteilt; nur die Beschreibung eines Einzugs in Rom mag hier wegen ihrer detaillirten und lebendigen Schilderung nach Reumonts Darstellung Platz finden.

„Als die Botschafter eine halbe Millie von Rom entfernt waren, traten sie in eine Vigne ein, um sich umzukleiden. Die kostbarsten Stoffe legte man an: Goldbrokat, Sammet und Seide, Stoffe, wie sie bei jeder feierlichen Audienz, auch im äußersten Osten getragen wurden. Dann begann ihr feierlicher Zug, auf Maulthieren, die mit reichen goldbesetzten Sammetdecken geschmückt waren. Zuerst kam die niedere Dienerschaft mit 45

Maulthieren zum Tragen des Gepäcks, mit Scharlachdecken, auf denen die Wappen der Botschafter gestickt waren. Hierauf folgten die Edelleute, sowohl venetianische wie fremde, welche zur Begleitung der Botschafter eingetroffen waren, hinter ihnen mit den Kaplänen die zwei Sekretäre. Zehn Stallmeister der Botschafter folgten, zwei für jeden, in seidnen Livreen. Endlich erschienen die Botschafter selbst. Dandolo ritt zwischen dem Ceremonienmeister des Papstes und dem Uditore della camera; jedem der andern waren hochstehende Prälaten beigegeben. Kaum hatten sie sich in Marsch gesetzt, so erschien ein Maulthier eines Kardinals mit dessen Hofdienerschaft. Einer derselben hielt eine Anrede, worauf Dandolo antwortete; es geschah so mit Mehreren, die herbeizogen, und dem, der lateinisch redete, antwortete der Botschafter lateinisch, und umgekehrt bediente er sich der Vulgärsprache. Man brauchte eine Stunde, um zehn Schritte zu machen; die Abgesandten der Kardinäle blieben zurück, die übrigen von der Dienerschaft mit dem Maulthier zogen voraus. Eine Menge Botschafter kamen ihnen entgegen: jene des Erzherzogs Ferdinand und des Königs Ludwig von Ungarn, die von Ferrara, Siena, Lucca u. s. w. Nahe bei der Stadt stießen sie auf eine Wache von 500 Chevaulegers, geführt von einem spanischen Hauptmann, der einen prächtigen Apfelschimmel ritt, dessen Geschirr und Sattel von schwarzem Sammet mit Goldbesatz waren. Nachdem er einige Worte gesagt, ließ er die Wache vorrücken, sodaß sie hinter den Maulthieren Platz nahm, während er neben dem Ceremonienmeister zu Dandolos Seite ritt. Römische Edelleute, von der orsinischen Partei, schlossen sich in großer Zahl dem Zuge an. Am Thore Roms stand die Schweizerwache, gegen 300 an der Zahl, in weiß=grün=gelber Uniform und musterhafter Ordnung. Sie nahmen unmittelbar vor den Stallmeistern Platz und riefen in Schweizer=Italienisch: „Vifa Marca!“ So zogen sie in Rom ein. Obschon vom Thore zu den bestellten Wohnungen eine weite Strecke war, so langten die Gepäckthiere doch schon im Hofe an, während die Botschafter erst am Thore waren.

„Der Papst befand sich im Kastell, vor welchem der Zug vorbeikam. Er hatte einige Fenster mit Jalousien versehen lassen, und sah von dort aus zu: nie war das für einen Fürsten ge=

schehen. Als die Botschafter sich dem Kastell näherten, donnerte das Geschütz dermaßen, daß die Welt zusammenzustürzen schien. Die Wohnungen waren im orsinischen Palaste auf Monte Giordano bereitet.

„Der Empfang beim Papste geschah nach einem Consistorium. Dandolo trat zuerst vor, kniete vor dem Papste nieder und küßte ihm den Fuß, worin die Andern ihm nachfolgten. Hierauf nahm Jener das Beglaubigungsschreiben der Signoria und überreichte es, nachdem er dasselbe geküßt; der päpstliche Sekretär nahm es in Empfang, die Botschafter zogen sich auf ihre Plätze zurück und der Sekretär las das Schreiben laut vor. Marko Foskari begann nun seine elegante Rede, die mit solcher Aufmerksamkeit vernommen ward, daß nicht einmal die alten Kardinäle zu spucken und sich zu schnäuzen wagten. Der Papst hatte sich Abends zuvor die Rede geben lassen, um in gesetzten Worten und nicht ex tempore zu antworten.“

Nach der langen Rede des Papstes wurden die Botschafter nebst ganzem Gefolge, Edelleuten bis zu den Stallknechten, zum Fußkusse zugelassen, Dandolo wurde vom Papst umarmt und auf beide Wangen geküßt. Darauf durfte Dandolo dem Papste die Schleppe tragen und dieser zog sich nach einer kurzen Ansprache an die venetianischen Botschafter zurück.

Nicht minder detaillirt sind die übrigen Berichte, wenn sie über die Empfangsfeierlichkeiten Nachricht gaben, die alle mehr oder weniger mit der vorhergehenden übereinstimmen, nur daß natürlich das specifisch Päpstliche, als Fußkuß u. s. w., ihm abzurechnen ist. In Frankreich wurde den Botschaftern ein hoher Hofbeamter zum Empfang entgegengeschickt, der eine Wache von Hunderten von Nobelgarden mit sich brachte. Bei der unstäten Lebensweise der Könige erfolgte der Empfang an den verschiedensten Orten. So empfing Ludwig XII. eine Gesandtschaft zu Etampes und zwar nicht im Schlosse daselbst, sondern in dem Wirthshause, „zur Quelle“, da das Schloß von der verwittweten Königin bewohnt war. Als besonders imposant wird der Empfang der venetianischen Botschafter bei der Gratulationsgesandtschaft geschildert, welche die Signoria 1515 an Franz I. schickte. Als die Botschafter eintraten, erhob sich der König unbedeckten Hauptes, nahm den

Handkuß nicht an, sondern umarmte die Gesandten und nach Erledigung der nothwendigen Formalitäten nahm die Audienz sofort einen vertraulichen Charakter an. Die ganze Relation ist des Lobes über die Liebenswürdigkeit des Königs voll.

Bei allen diesen und ähnlichen Feierlichkeiten hat es nun nicht an Rangstreitigkeiten der Gesandten unter einander gefehlt. So lange man den Rang des Constituenten von Einfluß auf die Stellung seines Gesandten sein ließ, lagen die Streitigkeiten in der Mangelhaftigkeit dieser Bestimmung; seit man aber neuerdings bestimmt hat, daß den Ausschlag der Rang des Gesandten selbst gibt, und daß unter denen desselben Rangs die Reihenfolge durch das Datum der amtlichen Notifikation ihrer Ankunft bestimmt ist, ist endlich diese widerwärtige Species von Streit aus den Reihen der diplomatischen Vertreter und Agenten geschwunden. Wie leicht derselbe aber zu einer Zeit ausbrechen konnte, in welcher weder der Rang der Constituenten unter einander so scharf bestimmt war, noch es überhaupt eine präcise Abstufung und Benennung der Diplomaten gab, läßt sich denken; es ist nur zu verwundern, daß uns nicht von mehr Rangstreitigkeiten in dieser Zeit berichtet wird. Karl V. entschied, daß nur die Abgesandten gekrönter Häupter und die der Republik Venedig den Titel und Rang von wirklichen Gesandten haben sollten, und demgemäß ließ er auch während des Feldzugs in der Provence die Fouriere, welche über die Thüren der Quartiere „Gesandter von Ferrara, Mantua" ꝛc. geschrieben hatten, vor sich kommen und befahl ihnen, die Bezeichnung Gesandter wegzuwischen und künftig hin nur den Namen Ferrara ꝛc. anzuschreiben. — Was die päpstlichen Gesandten angeht, so haben sie von Alters her bis auf den heutigen Tag an römisch-katholischen Höfen den Vorrang; dann folgten gewöhnlich die kaiserlichen, die französischen, venetianischen ꝛc. Allein schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhob der französische Gesandte bei der Signoria den Anspruch bei den öffentlichen Festlichkeiten dem kaiserlichen Gesandten vorauszugehen; da dieser nun lebhaft opponirte, so meinte die Signoria, der Streit erledige sich am einfachsten dadurch, daß sie beide sich von solchen öffentlichen Feierlichkeiten fern hielten; diesen ebenso praktischen als radikalen Rath befolgten denn auch die streitenden Parteien. —

Als aber Karl abgedankt hatte, erhob sich die Frage nach dem Rang des spanischen Gesandten. Hier erkannte nun die Signoria, daß der erste Rang dem französischen Gesandten gebühre, der den ersten König der Christenheit vertrete.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die diplomatischen Vertreter ebenso wie heute zu besonderen Festen und Staatsfeierlichkeiten Einladungen zu erhalten pflegten: zu Hoffesten, Huldigungen, Krönungen, Vermählungen u. s. w. Einmal ist es aber einem Gesandten passirt, daß er nicht nur bei den Einladungen übergangen wurde, sondern daß ihm sogar ausdrücklich befohlen wurde, sich von der betreffenden Feierlichkeit fern zu halten. Es geschah dieß dem französischen Gesandten in London, Anton von Noailles. Dieser hatte nämlich, als die Verhandlungen wegen der Heirat zwischen Philipp II. von Spanien und Maria der Katholischen schwebten, denselben auf jede Weise entgegenzuarbeiten gesucht. Seine Anstrengungen waren ohne Erfolg geblieben; der Tag der Vermählungsfeierlichkeiten in Westminster wurde festgesetzt und dem französischen Gesandten der Befehl zugeschickt, sich bei denselben nicht blicken zu lassen; der humoristische Gesandte rächte sich durch die witzige Antwort, daß er sich lediglich diesem Befehl unterwerfe, um den Befehlen seines Königs und Herrn nachzukommen, der ihn bei dem Abgang auf seinen Posten angewiesen habe, bei nichts thätig und gegenwärtig zu sein, was der Königin von England unangenehm sein könnte.

Wenn in dem Vorhergehenden vielfach die Bezeichnung G e f o l g e gebraucht worden ist, so versteht man darunter nicht blos das eigentliche Gesandtschaftspersonal, sondern auch diejenigen Personen, welche in den Privatdiensten der Gesandten sich befinden. Alle diese genießen und genossen in gleicher Weise die diplomatischen Vorrechte der Unverletzbarkeit und Exterritorialität. Bereits im Reformationszeitalter ist das Gefolge nicht unbedeutend, was man zum Teil an der Zahl der Pferde erkennen kann, welche ein Gesandtschaftspersonal zu seiner Verfügung hatte. So wird die Zahl der Pferde am Hoflager Karls V. bei der päpstlichen Botschaft und Nuntiatur auf 30, bei der englischen auf 50, der ungarischen auf 30, der polnischen auf 20, der venetianischen auf 12, der florentinischen auf 5 u. s. w. angegeben.

Wie bereits früher bemerkt, sind die Gesandtschaftssekretäre sehr häufig von der größten Bedeutung gewesen, so besonders auch bei den Venetianern, sodaß, wie ein Neuerer sagt, „der Gesandte mehrmahlen nur der Zeiger an der Uhr ist, das Meiste alsdann aber auf einen ihm zugegebenen tüchtigen Legations-Secretarium ankommt".

Wesentliche Hilfsarbeiter im diplomatischen Verkehr sind die Couriere oder Eilboten. Die verhältnißmäßige Sicherheit und großartige Erweiterung und Vermehrung der modernen Verkehrsanstalten hat auch die Anwendung der Couriere gegen früher bedeutend eingeschränkt, ganz sind sie indes auch heute im Interesse des diplomatischen Dienstes nicht zu entbehren, von den Kriegscourieren hierbei ganz abgesehen. Soweit es thunlich war, bedienten sich die Gesandten der gewöhnlichen Post. Bei den italienischen kommt es sehr häufig vor, daß man sich der Handelscorrespondenz befreundeter Häuser anschloß. So hat einmal Machiavelli die Signoria gebeten, an einzelne Kaufleute den Befehl abgehen zu lassen, daß diese seine Depeschen unentgeltlich besorgten, da die Gesandten ohne Geld und Credit seien.

Besondere Schwierigkeiten machte natürlich der Courierdienst im Osten. Einigen Einblick in diese Dinge gibt uns eine Rechnung, welche der französische Gesandte Rincon über diesen Dienst für Franz I. aufgestellt hat. Der ganze Verkehr nach Konstantinopel ging nach diesen Notizen über Ragusa, und zwar wurden die Depeschen durch den Erzbischof von Ragusa angenommen und weiterbefördert. Die Couriere, die genannt werden, sind ordentlich angestellte, deren hier sieben für den östlichen Dienst erwähnt werden. Es sind dieß meist Ragusaner; ihre Namen sind: Nicolas Radizo, Rado Bayano, Nicolas Vlavisso, Peter Dobrolizo, Laour, Rado de Radie, Petruzo. Der erstgenannte erhielt als Gehaltsrest für eine Depesche von Ragusa nach Paris 8 Thlr; bei einem andern wird als die Hälfte seines Monatsgehalts 7 Thaler erwähnt. Die Gehälter sind übrigens nicht blos bei den einzelnen Courieren unter einander verschieden gewesen, sondern waren auch bei einem und demselben variabel. Daß nicht allein die Jahreszeit diese Differenzen verursacht hat — denn daß sie mitten im Winter mehr Gehalt bezogen, liegt in der Natur der Sache —, sondern

daß auch andere Umstände — vielleicht die größere oder geringere Schnelligkeit, mit welcher sie ihre Routen zurücklegen sollten —, darauf einwirkten, beweist die Rechnung, nach welcher Rado de Radie für seine Route von Ragusa nach Konstantinopel im Juni 1540 als Hälfte seines Gehaltes 12 Thaler und im September für dieselbe Tour als Hälfte seines Gehalts 8 Thaler erhalten hat. Nach den Durchschnittsansätzen erscheint als das Monatsgehalt 16 Thaler. Für einen Eilboten mit einem Depeschenfelleisen von Venedig nach Turin zahlte der Gesandte 35 Thaler; und für eine Expreß-Brigantine, welche eine Depesche des französischen Agenten von Konstantinopel nach Ragusa brachte, wurden, 34 Thaler, für einen Courier von Florenz nach Paris wurden, wie Reumont meint, 70—80 Scudi gezahlt.

Es ist selbstverständlich, daß die Couriere wie die diplomatischen Agenten unter dem Schutz des Völkerrechts standen, sowie ja auch die ganze gesandtschaftliche Correspondenz unter diesem Schutze stand. Daß in jener Zeit vielfach gegen die Unverletzlichkeit der Couriere sich vergangen wurde, ist bekannt. So ließ z. B. der päpstliche Nepot, der Cardinal della Rovere, nachher Papst Julius II., kurzer Hand einen Courier des Herzogs von Mailand aufgreifen und ihm seine Papiere abnehmen, sodaß die fremden Gesandten in Rom meinten, ein Papst sei genug Herr, zwei seien ihnen zuviel. Daß im Kriegszustand auch die Couriere ihrer Vorrechte verlustig gingen, ist selbstverständlich. So ließ auch Karl V. an der deutschen Grenze durch besondere Beamten die französische Korrespondenz überwachen, wie wir aus einem Entschuldigungsschreiben des Kaisers an König Sigismund von Polen aus dem Jahre 1553 wissen. Er schreibt da von dem plötzlichen Ueberfall Heinrichs II., gegen den er sich durch alle möglichen Mittel habe schützen müssen. So hatten seine Beamten bei Worms einen Boten des Königs Heinrich aufgegriffen und ihm seine Briefschaften abgenommen; darunter hatte sich auch ein Schreiben an König Sigismund befunden, welches die Beamten ohne des Adressaten zu achten, erbrochen und ihm zugeschickt hätten, er bitte den König deshalb um Entschuldigung.

Es ist zwar allzeit viel Klage in der Welt gewesen über Geld und Geldmangel, und es gibt keine Gesellschaftsklasse, welche

diese atra cura nicht einmal hinter sich verspürt hätte, aber soviel Klagen wie im Reformationszeitalter über diesen heiklen Punkt sich vernehmen lassen, dürften sich schwerlich in den diplomatischen Papieren irgend einer Zeit wieder finden. Hatte doch Kaiser Max überall den Namen „Habenichts", und so riesige Hilfsquellen auch sein Enkel besaß, sie konnten zu solchen Dingen nicht hinreichen, mit denen sein weltumfassender Ehrgeiz sich beschäftigte. Es gibt nur wenig kaiserliche, spanische und italienische Gesandten, welche nicht voller Klagen über ihre mangelhafte Bezahlung sind; weit besser sind die englischen und französischen Gesandten daran. Kein Wunder, daß, während diese sich sogar Geld ersparen konnten, jene bittere Noth litten und mehr als einer sich geweigert hat, die ihm übertragene Mission zu übernehmen. Charakteristisch ist, wie der venetianische Gesandte seinen Collegen, der ihn abzulösen kam, mit den wenig tröstlichen Worten begrüßte: „Du kamst für mich etwas spät, aber für dich selbst immer noch zu früh." Ueber die Verhältnisse der Venetianer hat schon Reumont vieles erzählt, ebenso über die wirklich klägliche Besoldung der Florentiner. Während die Gesandten Frankreichs, Englands, Portugals, des Kaisers täglich 8—10 Scudi erhielten, haben die Venetianer nur fünf, und der arme Machiavelli nur 8½ Liren täglich erhalten. Von allen venetianischen Missionen war nur die in Konstantinopel einigermaßen einträglich. Wie bitter die Klagen der kaiserlichen Gesandten waren, kann man daraus ersehen, daß der Gesandte am Pariser Hofe 1538 auf das dringendste um seine Abberufung bat, da er vollständig ohne Geld gelassen werde. Wohl einer der bestsituirten war Simon Renard, der, als er 1549 als Gesandter nach Paris ging, außer seinem Gehalt als Rath und Requetenmeister einen täglichen Zuschuß von 6 Livres aus der niederländischen Kasse und 5 Dukaten aus der spanischen Staatskasse, außerdem aber 935 Livres Equipirungsgelder erhielt [16]). Als Rincon nach Konstantinopel ging, erhielt er Tagesgelder von 20 Francs, sodaß ihm für seine Mission, welche 200 Tage dauerte, ungefähr 1750 Thaler ausgezahlt wurden, excl. der Ausgaben, welche besonders gemacht und verrechnet wurden.

Es ist ersichtlich, daß so das äußere Auftreten der Gesandten,

wenn sie keine Schulden machen wollten, sehr verschieden sein mußte. Wie wichtig ein solches aber nicht selten für das Ansehen des absendenden Staates ist, hat man selbst in der Neuzeit anerkennen müssen, nachdem es von berufenster Seite ausgesprochen worden ist. In dem Reformationszeitalter sind es meist die französischen Gesandten, welche in den Stand gesetzt waren, große Ausgaben zu machen. So klagt, z. B. der kaiserliche Gesandte in Venedig über den großen Aufwand des französischen Gesandten; er habe sich, um nicht allzusehr hinter jenem zurückzustehen, auch einen großen Train anschaffen müssen, nämlich dreißig Pferde mit der nöthigen Dienerschaft.

Gerade die schlechte materielle Stellung wies die Diplomatie nicht selten auf Geschenke der auswärtigen Mächte an, sodaß dieselben meist zu einem wichtigen Hebel für die Lösung politischer Aufgaben wurden. Die Annahme von Geschenken war nicht verboten, nur bedurften die Gesandten, wenn Aemter, Bischofsitz 2c. verliehen wurden, die Erlaubniß von Seiten ihrer Constituenten, ja die Venetianer sollten die Geschenke bei der Signoria deponiren, von der sie sie allerdings in der Regel zurückerhielten. Man kann nun nicht sagen, daß die Geschenke immer eine Bestechungstendenz gehabt hätten, wie z. B. Niemand einen Bestechungsversuch darin erblicken wird, daß Zar Wassilij Iwanowitsch jedem der beiden kaiserlichen Gesandten zur Abschiedsaudienz kostbare Kleider, 80 Zobelfelle, 300 Hermelinpelze und 1500 Felle Grauwerk schenkte; in sehr vielen Fällen aber machen dergleichen Geschenke, seien sie nun für einen Gesandten und Diplomaten oder den Souverän selbst bestimmt, einen recht absichtlichen Eindruck. Ich ziehe es deshalb vor, im nächsten Kapitel, wo es sich um die Mittel der Diplomatie handeln wird, auf diese Geschenke zurückzukommen.

Kapitel III.

Die Geschäfte und Mittel der Diplomatie.

Wenn es überall ebenso schwierig als wichtig für die rechte Führung und den gewollten Erfolg eines Geschäftes ist, daß die rechte Person für dasselbe ausgewählt wird, so liegt es auf der Hand, daß, je nuancirter die Aufgabe, je delicater und distinguirter der Boden ist, auf welchem sich die Lösung abspielt, mit desto größerer Sorgfalt der Mann ausgesucht werden muß, welcher die für die Ausführung des Auftrags passenden Eigenschaften besitzt. In einer Zeit, wo die politischen Geschäfte einer mehr oder weniger starken Einwirkung von Seiten der Monarchen selbst unterlagen, kam es vor allem darauf an, daß auf diesen in der rechten Weise eingewirkt werden konnte. Deshalb hat der venetianische Gesandte Navagero einmal gesagt, daß es zu den wichtigsten Geschäften der Diplomaten gehöre, die Eigenschaften der Fürsten, bei welchen sie akkreditirt wären, zu beobachten und zu merken. Es ist bereits früher bemerkt worden, daß am französischen Hofe nur der eines bestimmenden Einflusses auf die Entschließungen des Königs sich rühmen konnte, wer gleich ihm ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war; während bei Heinrich VII. gerade ein Betteldoktor am Platze zu sein schien. Wie richtig hatte der Zar geurteilt und gewählt, als er an Suleiman einen zwar geschäftsgewandten,

aber schroffen und stolzen Mann als Unterhändler geschickt hatte; wie es andrerseits als ein Mißgriff bezeichnet werden muß, daß Karl V. zu seiner Sendung an die protestantischen Fürsten im Jahre 1538 einen Mann wie Held schickte, der nichts weniger als tauglich war für die damals von Karl beliebte Schaukelpolitik.

Soviel Gewicht auch darauf zu legen ist, daß ein Gesandter auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehe, so tritt dergleichen doch zurück hinter seinen persönlichen Eigenschaften. Wenn ein leitender Staatsmann kaum jemals dem gelehrten Stande entnommen sein mag, da das gelehrte Material nicht selten übermäßig die Gedanken gefangen hält und, was noch gefährlicher ist, zu verkehrten Exemplifikationen und falschen Analogien verleitet, sodaß an die Stelle der gesunden Anschauung der ungesunde Schematismus und naive Pedanterei tritt: wenn vielmehr ein gebildeter Geist, der das Leben kennt und es verstehen kann, der etwa durch Charakteranlage oder durch Erziehung und Beschäftigung an Beobachtung von Natur und Menschen gewöhnt, den divinatorischen Zug des Genies mit dem gesunden Menschenverstand und der Fähigkeit des Geistes vereint, die Dinge reifen zu lassen; wenn diese Summe höchster Eigenschaften eines Menschen zuweilen in einer Mischung erscheint, welche den Staatsmann bedingt, so ist auch unter den Gesandten und diplomatischen Agenten Niemand zu gebrauchen, der nicht bei einem gesunden Blick, natürlichem Verstand und einer tüchtigen, zumal gesellschaftlichen Bildung, ein Wesen besitzt, welches elastisch genug ist, um sich den Verhältnissen anzupassen, und spontan genug, um sich nicht diesen blind auszuliefern. Es war auch jenes Zeitalter sich recht wohl der Schwierigkeiten bewußt, welche ein tüchtiger Diplomat so oft zu überwinden hat; so heißt es in einer Instruktion an den päpstlichen Nuntius im Jahre 1536, „er solle weder zu freigebig noch zu geizig sein, weder zu ernsthaft noch zu munter; er solle seine geistlichen Befugnisse nicht durch Anschläge an die Kirchenthüren bekannt machen, eine Art, durch die sich schon mancher lächerlich gemacht habe; wer ihn gebrauche, finde ihn auch ohne das; er solle seine Gebühren zwar nur unter ganz besondern Umständen ganz erlassen, aber auch niemals allzu eifrig beitreiben". Aber diese Vorschriften sind nur die Symptome dafür, daß jene Zeit

nicht weniger als die moderne die Schwierigkeiten dieser Art von Thätigkeit würdigte, eine Thätigkeit, die ohne vollen Takt in jeder Beziehung gar nicht geübt, viel weniger mit Erfolg betrieben werden kann.

Wie schwer es auch heutzutage noch sein mag, die rechte Wahl zu treffen, so liegt die Sache doch etwas einfacher; einmal weil das Personal zahlreicher und gesichteter ist, als damals, sodann aber weil überhaupt in Folge der etwas veränderten Stellung vieler Souveräne und besonders der ganz anderen Verkehrsmittel die Geschäftsführung der Diplomatie vielfach geändert und in mancher Beziehung hinsichtlich ihrer Verantwortlichkeit erleichtert worden ist. Im Anfang des Reformationszeitalters gab es weder eine diplomatische Carriere im eigentlichen Sinn, noch auch einen Stand von Diplomaten, wie das heutzutage der Fall ist, indem sich jetzt der Stand durch die Masse der Attachés immer recrutirt. Wegen des Telegraphen kann von einer eignen Verantwortlichkeit des Gesandten in den seltensten Fällen noch die Rede sein. Soviel in den früheren Zeiten zu einer geschickten Geschäftsführung die Kunst des dilatorischen Verhaltens ausmachte, und diese wieder in den schlechten und unzureichenden Verkehrsmitteln eine oft willkommene Stütze fand; so steht heutzutage das dilatorische Verhalten zwar nicht mehr so in dem Vordergrund der diplomatischen Behandlung, aber es ist dafür auch jener vortrefflichen Stützen des schlechten Verkehrszustandes beraubt; es ist daher dem Diplomaten, dessen Aufgabe das dilatorische Verhalten ist, weit schwerer gemacht, auch nur einigermaßen plausible Gründe für dasselbe vorzubringen, damit die Aktion nicht bei der ersten Scene schon von fadenscheinigen Coulissen begleitet sei.

Schon die kurze Zeit eines Vierteljahrhunderts hat im Reformationszeitalter hinsichtlich der Organisation der Diplomatie und der Rekrutirung des Standes wesentliche Aenderungen hervorgebracht. Wenn auch schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts mehrere Namen aus einer Familie unter den Diplomaten genannt werden, so ist es doch erst das dritte und vierte Jahrzehnt, welches uns gestattet von diplomatischen Schulen zu reden. Von den venetianischen Verhältnissen muß man dabei absehen, indem in diesem Staat der Grundsatz herrschte, daß ein Gesandter nur 3 bis 4 Jahre auf

einem Posten bleiben durfte, sodaß die meisten Mitglieder der Regierung aus eigner Anschauung die auswärtigen Verhältnisse kannten. Man erreichte so zweierlei: einmal lernten die Staatsmänner die auswärtigen Verhältnisse aus eigner Anschauung kennen, sodann, und das ist so oft versäumt worden, wurde durch diesen Wechsel verhindert, daß die Gesandten dem Kreis der nationalen Anschauungen entfremdet und zu unfruchtbaren und unbrauchbaren Kosmopoliten wurden. — Es sind vor Allen Wolsey, Granvella der Aeltere, resp. Gattinara und der französische Diplomat de Selves, welche diplomatische Schulen begründet haben. Besonders die beiden ersten stehen an der Spitze der jüngeren diplomatischen Generation; besonders Wolsey und Granvella haben die Herren der älteren Schule, die durch ihre Förmlichkeit, Einbildung und Pedanterie mehr wie einmal Schaden angerichtet hatten, beseitigt; sie sind vorzugsweise als die Häupter der neueren, versatileren, geriebeneren Schule anzusehen, welche hinter der liebenswürdigsten und harmlosesten Außenseite ihren tiefen, scharfen Blick verbarg und an Rührigkeit, Kunst der Diagnose und präcisen Berichten sich mit den erfahrensten Diplomaten aller Zeiten messen kann.

Der mehrfach genannte Navagero bezeichnet einmal die Geschäfte eines Gesandten als dreifache: Verstehen, wozu Einsicht, Unterhandeln, wozu Geschicklichkeit, Referiren, wozu Urtheil gehöre, um das Nothwendige und Nützliche zu sagen. Wer wollte verkennen, daß der Venetianer mit kurzen Worten das Richtige getroffen hat? Wenn zu der ersten Gesandtschaft an Zar Iwan den Großen als Zweck die captanda benevolentia angegeben wurde, so war dem alten biedern Freiherrn Georg Schnitzenbaumer seine Mission damit nicht allzu sehr erschwert; aber wenn, wie meistens, die diplomatischen Aufgaben weit andere waren, so kann man sich nicht allzu sehr wundern, daß selbst Karl V., der doch von der vorzüglichsten Diplomatie umgeben war, zu Franz I. bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Aigues-Mortes im Jahre 1538 sagen konnte: „Monsieur, die Diener sind sehr oft die Ursache, daß die Herren sich nicht verstehen. Wir würden längst einig geworden sein, wenn wir selbst gemeinsam unsere Geschäfte hätten führen können: aber freilich ist es noch besser spät, als gar nicht.“ Man hat nun zwar nicht bemerkt, daß darnach die Einigung

leichter und dauernder erfolgt sei als früher, aber es wird jedenfalls durch diese Aeußerung die Schwierigkeit der Geschäftsbehandlung authentisch anerkannt.

In erster Linie unter den diplomatischen Geschäften mögen die Berichte der Gesandten und Agenten stehen. Was den Inhalt dieser Berichte angeht, so versteht es sich von selbst, daß zu einer Zeit, in welcher eine Kenntniß auswärtiger Verhältnisse nur auf sehr enge Kreise verteilt war und auch diese durchgehends nur auf die zu diesem Zweck gemachten Berichte angewiesen waren, die Diplomatie jener Zeit sehr viel mehr Vorgänge und Dinge in den Kreis ihrer Beobachtungen ziehen und in ihre Berichte aufnehmen mußte, als dieß jetzt der Fall ist, in einer Zeit, wo die Journalistik und eine weitere Verbreitung der Kenntnisse viel zum Gemeingut macht, was ehemals in einem engen Kreise zu bleiben bestimmt war.

Was die Form der diplomatischen Berichte angeht, so ist diese eine doppelte: entweder sind es sogenannte Depeschen, oder Generalberichte, Memoriale, Relationen. Jene sind mehr oder weniger kurze Berichte, welche ein bestimmtes zeitlich engbegrenztes, meist unter einem augenblicklichen Eindruck niedergeschriebenes Material zur Kenntniß des Constituenten bringen. Es ist bei diesen wie bei den Relationen vor allem Objektivität nothwendig, soweit sie überhaupt nur in der Kraft eines Menschen liegt; wie überall muß sich auch hier der Diplomat und Politiker von seinen Wünschen zu isoliren verstehen. Nachdem er seinen Stoff gesichtet und jeder Nachricht ihren Stempel als sicher, wahrscheinlich, aus zuverlässiger Quelle stammend u. s. w. aufgedrückt hat, muß er alles möglichst klar, einfach und scharf zu Papier bringen; nirgends sind pektorale Wallungen schlechter angebracht als bei derartigen Berichten, die in ihrer Nüchternheit und Sachlichkeit jeder subjektiven Nuancirung entbehren müssen, sofern diese irgend wie dazu beitragen könnte die Thatsachen zu verfärben. Dabei ist es rathsam, den Inhalt in so und so viel Absätze zu teilen, wie das auch bei sehr vielen Berichten aus jener Zeit geschehen ist. Ein Sachverständiger meint, solche Absätze in den Depeschen seien wie die Fenster in einem Hause. Aber selbst ganz cavaliere negligence ist hier sehr viel besser als Affektation oder gar Pedanterie, denn diese ist der Tod jeder Beobachtung. Die

Generalberichte haben dagegen den Zweck ein nach und nach gesammeltes Material mit Sorgfalt zusammenzustellen und zu verarbeiten. Die berühmtesten Berichte dieser Art sind bekanntlich die venetianischen Relationen, deren Werth im ganzen Umfang erst durch Ranke erkannt und zur Geltung gebracht ist. Da über diesen Gegenstand schon viel und Vortreffliches geschrieben ist, so beschränke ich mich hier nur auf das Nothwendigste. Vierzehn Tage nach der Rückkehr von seiner Mission mußte jeder venetianische Gesandte in feierlicher Senatssitzung seine Relation verlesen; wurde er aber von einer Mission zur andern geschickt, ohne nach Venedig zurückzukehren, so hatte er beim Verlassen seines Postens seine Relation an den Senat einzusenden; da diese Relation eines jeden venetianischen Diplomaten Thätigkeit schloß, indem sie gleichsam die Krone war, welche allen Belohnung und Ruhm sicherte, so wurde sie mit ganz besonderer Sorgfalt abgefaßt. Wenn der Botschafter seine Relation in der feierlichen Sitzung des Senats verlesen hatte, so hatte er das Original derselben an den Großkanzler abzugeben. Recht glücklich bezeichnet Baschet diese Arten der Berichte in ihrem Unterschied: die Depeschen, meint er, erinnerten an das detaillirte, naturwahre Genre der holländischen Schule; die Relationen an die farbenreiche, gesättigte Manier eines Rubens. Und in der That, man muß sagen: das Reformationszeitalter in seinen diplomatischen Berichten nähert sich keinem Gemälde mehr als dem, auf welchem die derben holländischen Gestalten mit ihren nicht selten cynischen Griffen rauchend, trinkend und tanzend auftreten. Ich will nur auszugsweise einen Bericht hier besprechen, welchen der kaiserliche Gesandte Sauch an den Minister Chievres am 7. April 1520 machte über seine und seines Collegen Thätigkeit in London, wo die französischen und kaiserlichen Diplomaten damals wie so oft ein Rennen um die englische Bundesgenossenschaft entrirt hatten. Der Gesandte sagt da im Eingange: daß Wolsey den Franzosen günstiger sei als den Kaiserlichen, das sei gar kein Wunder; „denn wir", sagt er, „machen blos schöne Worte und versprechen Wunder zu thun, die Franzosen geben aber fort und fort, soviel sie können, und machen außerdem noch große Versprechungen". Wolsey müßte man 5- bis 6000 Dukaten geben, denn weniger könne man anstän-

diger Weise gar nicht anbieten, etwas weniger würde er auch gar nicht beachten. Wenn man in Brüssel augenblicklich nicht soviel beschaffen könne, so müsse dem Kardinal durch einen offenen kaiserlichen Brief eine solche Pension in sichere Aussicht gestellt werden; und es seien auch noch andere zu bezahlen, denn, wenn der Minister glaube, daß diejenigen, welche Einfluß hätten, „se veuillent travailler pour nous et nos beaux yeux, et faire la sourde oreille à autres qui les sollicitent, wenn der Minister das glaube, so sei ihre Mission sehr schlecht fundirt. Dann erzählt der Gesandte weiter, daß sein Kollege dem Kardinal eine Versprechung gemacht hätte, mit dem Bemerken, daß diese erst erfüllt werden könnte, wenn der Kaiser die Verpflichtungen, die er in dieser Beziehung gegen andre hochgestellte Personen eingegangen sei, erfüllt habe. Und was that Wolsey darauf? Er antwortete nicht mehr, als wenn er stumm wäre. Sein College hätte mit solchen Dingen viel besser geschwiegen, denn das hieße nichts als: „baut mir ein Schloß, wenn ich todt bin". Die Franzosen hätten und gäben flüssiges Geld, das tränken die Engländer aus der Flasche; „währenddes stehen unsere Gesandten mit gekreuzten Armen dabei und sehen und hören nichts, bis sie einen Schlag auf die Ohren bekommen". Und außer dem Geld habe Franz dem Kardinal noch die päpstliche Tiara angeboten; für den König Heinrich müßten sofort ein paar schöne Pferde zu dem bevorstehenden Tournier geschickt werden. — Und in einer folgenden Depesche heißt es, man müsse Wolsey sofort wenigstens etwas auszahlen und ihm für den Fall, daß Karl nach England komme, noch weit mehr versprechen; „wenn man ihm diese Honigbrühe durch den Mund ziehe, so werde er schon schlucken".

Dieses eine Beispiel, welchem ich noch viele hinzufügen könnte, mag einen Einblick in die Schreibweise gewähren. Ich will nur noch an die Briefe des kaiserlichen Beichtvaters erinnern und besonders an die Art, wie er seinen Collegen „Kind" und „Buchsbaumpuppe" zu nennen beliebte. Diese Briefe des Beichtvaters, als politische Depeschen angesehen, sind im Ganzen betrachtet das denkbar Schlechteste, was ein politischer Bericht bieten soll. Erstens spielen persönliche Motive, z. B. die Eitelkeit, eine große Rolle in denselben; so hat er noch nach des Großkanzlers Gattinara

Tod nicht versäumt, diesem noch etwas anzuhängen. Allein, was das Schlimmste ist, er würde, wenn der Kaiser durch seine eigentlichen politischen Agenten nicht besser bedient gewesen wäre, diesen vollständig im Dunkeln gelassen haben über die Intentionen des Papstes. Da ich früher bereits darüber gesprochen habe, so kann ich mich hier kurz fassen. Man denke sich einen politischen Unterhändler, welcher noch im Jahre 1533 die Naivität zu Papier bringen konnte, er seinerseits sei fest überzeugt, daß der König von Frankreich nicht im Einverständniß mit den Osmanen sei. Zuweilen spricht er von der Verschlagenheit und dem sonderbaren Wesen des Papstes, um dann aber sogleich wieder auf dessen Vortrefflichkeit zurückzukommen, er sei der zuverlässigste Freund Karls u. s. w.

Während der Beichtvater am 16. Oktober 1532 schreibt, der Papst sei mißmuthig, weil Karl die Türken nicht verfolgt habe und so schnell über Italien nach Spanien wolle, und dann dem Kaiser mit einem Heer von Gründen räth, er möge ja nach Rom kommen und nicht auf Bologna bestehen, schreibt der andere Gesandte, die ganze üble Laune des Papstes sei darauf zurückzuführen, daß ihm die astrologischen Künstler den Tod prophezeiten, wenn er Rom verlasse. Wie sich der Beichtvater fortwährend hinters Licht führen ließ, beweist eine Reihe von Thatsachen aus seinen Berichten; so schreibt er voller Genugthuung, daß Klemens ihm versprochen habe, den Franzosen niemals durch eine Bulle den Zehnten bewilligen zu wollen; nun erfuhr aber der kaiserliche Gesandte, daß der Papst den Franzosen gleichzeitig das Gegenteil versprochen habe. Der Beichtvater, davon unterrichtet, fragte bei dem Papste an, und als dieser dann die Bulle vor seinen Augen zerriß, war er wieder vollständig von des Papstes Ehrlichkeit überzeugt, der es mit Karl auf das beste meine, nur manchmal etwas schwach sei. Das stärkste Beispiel will ich zum Schlusse hierher setzen: In seinem 26. Briefe hatte der Beichtvater nicht Worte genug finden können, den Abscheu des Papstes vor dem Concil auseinanderzusetzen; wenn er und die Kardinäle darauf einzugehen geneigt schienen, so gehe es ihnen „wie den Kaufleuten, welche ihr Vermögen in das Meer werfen, um ihr Leben zu retten“. Im 27. Brief schreibt er, dem Papste sei es ernst mit dem Concil,

er würde dem Kaiser wirklich zu Willen sein. Daß der Papst in einer fünfstündigen Unterredung ihn dieß alles weis gemacht hatte, um vom Kaiser Modena zu erhalten, hatte der Mann nicht bemerkt; dafür schreibt er aber im folgenden Brief in den dringendsten Ausdrücken, daß der Kaiser des guten Einverständnisses wegen dem Papste nunmehr auch Modena geben solle.

Wahre Muster aber sowol von concinner, klarer Ausdrucksweise als geschickt angebrachten scharfsinnigen Vermuthungen und Directiven sind z. B. die Berichte des englischen Gesandten Richard Pace und die des kaiserlichen Gesandten Renard von Paris und London. — Wie es immer im höchsten Grade mißlich für einen leitenden Staatsmann ist, sich promissorisch zu verhalten, so ist es für einen Gesandten nicht minder gefährlich, Prophezeiungen auszusprechen. Auch hier hat der Beichtvater einen lächerlich terriblen Streich gemacht, indem er mit der größten Emphase auseinandersetzt, wie aus der vollständigen Zerrüttung Frankreichs der demnächstige Untergang desselben mit Sicherheit zu erwarten sei. — Die eingegangenen Berichte und Depeschen nun wurden in jener Zeit von den Ministern selbst, wenn sie chiffrirt waren, dechiffrirt und dem Souverän interpretirt; sowie diese denn auch die Antworten, Instruktionen, Vertragsinstrumente selbst abzufassen und dem Souverän vorzulegen hatten. Bekannt ist die Art, wie Karls V. Räthe und er selbst die Dinge zu behandeln pflegten. Es geschah in der Form des Für und Wider, indem alle Gründe für eine Maßregel und alle gegen dieselbe zusammengestellt und erörtert wurden. Ein Muster für diese Behandlung ist das berühmte Gutachten Gattinaras aus dem Juli des Jahres 1521, in welchem die Frage des Waffenstillstandes verhandelt wird. Gattinara stellt hier voran die Gründe, welche für den Abschluß sprechen, sieben waren es; dann aber wendet er sich mit scharfen Worten gegen diese, indem er jene sieben Gründe die sieben Todsünden nennt.

Wenn ich im Folgenden auf die Verhandlungsweise und Verhandlungskunst zu sprechen komme, so will ich als für beides besonders unterrichtend mit der Besprechung der Instruktion beginnen, welche im Januar 1549 dem neu ernannten kaiserlichen Gesandten, dem mehrfach genannten Simon Renard,

von Granvella ausgestellt und mitgegeben wurde [17]). Der Gesandte, heißt es da, soll seinen Sekretär oder maître d'hôtel fleißig nach Hofe schicken, um durch diese Neues zu erfahren; besonders sollen sie darauf ihre Aufmerksamkeit richten, ob nicht am Hofe soeben italische oder französische Kapitäne angekommen sind; auf deren Umgang sollen sie achten, sowie sich in jeder Weise bemühen, die Aufträge Jener kennen zu lernen. Um jeden Verdacht zu vermeiden, sollen die Beamten immer plausible Gründe zur Hand haben, die sich auf ihre Privatangelegenheiten beziehen, und deretwegen sie diesen oder jenen Gang nach Hof gethan hatten. Wendet sich Jemand an sie, um etwas aus ihnen herauszulocken, so sollen sie sich auf nichts einlassen und nüchtern („sobrement") antworten. Wenn der Gesandte es für zweckmäßig hält, sollen sie beim Konnetable, dem damals maßgebenden Minister, Audienz erbitten. Die Instruktion macht dann Fälle namhaft, in welchen der Gesandte selbst um Audienzen nachsuchen soll. Jedenfalls soll er während derselben im höchsten Grade vorsichtig sein. Nöthigt ihn das Interesse der Sache, welche er zu vertreten hat, so soll er Remonstrationen machen, aber in der bescheidensten Form und immer im engsten Anschluß an seine Instruktion. — Ohne Veranlassung soll er sich nicht bei Hofe zeigen, um nicht verdächtig zu werden; dagegen müßte Jeder aus dem Gefolge an seiner Stelle zum Kundschaften gebraucht werden. — Wenn der Gesandte eine Sache behandeln soll, über welche er eine schriftliche Antwort haben muß, so soll er, ehe er nach Hof sich begibt, ein Billet schreiben, welches seinen Auftrag möglichst wortgetreu enthält. Wenn er nun von der Audienz beim Könige kommt, so soll er das Billet dem Konnetable übergeben und ihn bitten, daß er ihm für eine Antwort darauf sorgen möge; die Antwort möge er dann durch seinen Sekretär beitreiben lassen. Verlangt aber die Wichtigkeit der Sache eine sofortige Beantwortung, so soll er den Minister darum bitten, daß dieser sogleich den conseil privé berufe, vor welchem der Gesandte zu erscheinen und den Inhalt seines schriftlichen Auftrages auseinanderzusetzen hat; er soll keine eindringliche Vorstellung sparen, daß ihm sofort eine Antwort gegeben wird. So und auf jede Weise soll er auf die Beschleunigung der Geschäfte hinarbeiten. Bringt der König oder der Minister, oder

ein sonst dazu Befugter irgend eine Beschwerde, Bitte und dergleichen vor, so hat er immer zu erklären, daß er darüber an Se. Majestät berichten werde. Der Gesandte soll ferner zuweilen den Kanzler besuchen, um ihm die Beförderung der Angelegenheiten der Seinigen und aller Nationalen, also besonders die der gerichtlichen, zu empfehlen. Vor allem soll der Gesandte sich hüten auf Beschwerden oder Forderungen einzugehen, welche ihm nicht vom Kaiser oder der Königin Maria von Ungarn bezeichnet sind, oder sich mit Dingen beschäftigen, welche seiner Charge fern liegen; kommt aber z. B. die Plünderung von Fahrzeugen kaiserlicher Unterthanen oder sonst welche Verletzung von deren Rechten vor, so soll er sofort ernstlich Verwahrung einlegen, aber auch augenblicklich Sr. Majestät Nachricht davon geben.

Bei seinen Verhandlungen mit dem König oder Minister soll er darauf achten, daß er gar nichts billigt oder ohne weiteres einräumt, damit man ihm nicht später sagen könne, er habe dieß und das bereits zugestanden; das sei beim Pariser Hofe schon mehr als einmal passirt. Er soll immer sagen, wie man ihm das schon oben gesagt hatte, er wolle alles an Se. Majestät berichten. Bei seinen Unterhandlungen solle er keine Neuigkeiten zum Besten geben; bei passender Gelegenheit könne er schon harmlose Dinge besprechen, z. B. das Befinden Sr. Majestät des Kaisers, des Herrn Prinzen von Spanien u. s. w. In den Kreis der Verhandlungen soll er nur die Dinge ziehen, welche ihn angehen, die solle er aber gründlich betreiben. In seinen Depeschen an den Kaiser solle er vor allen Dingen im höchsten Grade klar und verständlich sein und nichts weglassen, was irgend wie von Bedeutung ist. Der Rathschläge an den Kaiser hat er sich aber zu enthalten. Dann folgt die specielle Instruktion, die Auseinandersetzung über die ganze politische Lage der Fürsten und Staaten, auf was es bei jedem ankommt, und auf was der Gesandte hinarbeiten muß; auf die auswärtigen Gesandten von Papst, Venetianern, England, Portugal, Schottland, Ferrara, Mantua, Florenz soll er achten und mit ihnen Verkehr unterhalten, namentlich soll er auf etwaige Transaktionen mit den Türken, Schweizern und Protestanten ein wachsames Auge haben. Ferner soll er beachten, ob der König in diesem Jahre viel Geld zusammenbringe,

ob neue Steuern erhoben würden, und ob das Volk damit nicht unzufrieden wäre, u. s. w., u. s. w. —

Man sieht aus dieser Instruktion wie viel Gewicht auf die Art und Weise der Unterhandlung zu legen ist, sowie daß bei wichtigen Angelegenheiten die schriftliche Grundlage als die Regel angesehen wurde, damit weder ein wirkliches noch ein angebliches Mißverständniß allzu leicht stattfinden konnte. Auch der diplomatische Usus jener Zeit hatte es mehr oder weniger in seiner Gewalt einem andern Staate die gewünschte Verhandlungsweise aufzunöthigen. Wenn auch die Verschiedenheit der Noten als confidentieller oder vertraulicher und communicirter in jener Zeit noch nicht so präcisirt erscheint wie in der modernen Anwendung, so hat doch auch jene etwas Aehnliches. Insofern die vertrauliche Note mehr die — wenn auch inspirirte — Meinung des Gesandten scheint aussprechen zu sollen, ist sie nicht unähnlich den Mitteilungen, welche die Diplomaten jener Zeit als solche zu machen beauftragt wurden, welche von ihnen selbst ausgingen. Der Unterschied liegt besonders darin, daß jenes Zeitalter auch hier einer Unwahrheit nicht entbehren zu können glaubte, die jeder erfahrene Diplomat als solche sehr wol erkannte, während die moderne Diplomatie durch diese Nuancen dem Adressaten gleichsam einen Maßstab in die Hand gibt, an welchem er den Grad von Wichtigkeit ablesen kann, welchen der Schreiber auf dieß oder jenes zu legen beabsichtigt. Es liegt in der Natur der weit sensibeler organisirten modernen Diplomatie, daß sie seltener von den sogenannten communicirten Noten Gebrauch macht, als die derbere Art des Reformationszeitalters. Was es sonst noch im modernen Usus von Noten, Verbal-, Circular-Noten u. s. w. gibt, liegt außer dem Bereich dieser Besprechung.

Was die Sprache der Unterhandlung angeht, so sah man die Kenntniß der lateinischen Sprache in jener Zeit für so unerläßlich an, wie heutzutage die der französischen, wenn auch die politische Entwicklung der letzten Jahre eine Reaktion in nationalem Sinne gebracht hat. Petrus Martyr hält z. B. in jener Zeit einen längst bewährten Diplomaten für sehr wenig zum diplomatischen Dienst qualificirt, da er der lateinischen Sprache nicht mächtig war. Wie verbreitet indes schon in jener Zeit die Kenntniß

der modernen Sprachen war und wie viel Gewicht auf dieselben gelegt wurde, zeigt, vom Kaiser Karl V. abgesehen, unter andern das Beispiel des Königs von Schottland, welcher außer seiner Muttersprache und Latein auch Französisch, Deutsch, Flämisch, Italienisch und Spanisch verstand. Anderer Beispiele nicht zu gedenken. Die Berichte an ihre Constituenten schrieben die Gesandten gewöhnlich in der Sprache derselben. Die an Karl V. waren meist in französischer Sprache abgefaßt. Besondere Schwierigkeiten hat dem öfter genannten Rincon die Erlernung des Französischen gemacht, sodaß seine leider nur in wenigen Bruchstücken erhaltenen Depeschen eine sonderbare Mischung von französischen, italienischen, spanischen und lateinischen Ausdrücken zeigen. Die Osmanen bedienten sich im in= und ausländischen Verkehr nur ihrer Sprache, wie sie denn bis heute keinen Vertrag für bindend ansehen, der nicht in ihrer Sprache abgefaßt ist. Der übrige Osten bediente sich fast durchaus der lateinischen Sprache, sowol im großen auswärtigen als in dem mehr lokalen politischen Verkehr. Es sind in jener Zeit z. B. nur wenige Depeschen, welche polnisch geschrieben sind. In Rußland war die Sache noch anders. Wenn ein Zeitgenosse sagt: „es gibt da so gut wie gar keine Schulen, was gelernt wird, wird in den Klosterschulen gelernt, sodaß unter 1000 kaum einer sich findet, der lesen oder schreiben kann", so meint der Jesuit Possevini, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zweimal in Rußland wegen der Vereinigung der beiden katholischen Kirchen sich aufhielt: „Wenn Einer einmal größere Fortschritte in den Kenntnissen oder Wissenschaften machen zu wollen schien, so war das verdächtig und trug ihm Strafe ein, indem die Großfürsten nicht in die Lage kommen wollten, daß Jemand sie an Weisheit oder Gelehrsamkeit überträfe. So kam es denn, daß weder die Gehilfen und Sekretäre, noch auch der Kanzler selbst kaum etwas schrieb, oder den auswärtigen Gesandten antwortete, was der Großfürst nicht dictirt hatte. Dieses Diktat teilten dann die Mitglieder des Kabinets den Nuntien oder Botschaftern in der Weise mit, daß sie es alle der Reihe nach, nachdem sie die Blätter unter sich verteilt hatten, ablasen."

Wenn schon deutsche Gesandte aus Polen über die Verschleppung der Geschäfte klagen und schreiben: „Lange Bankett

halten die Polen, tischen über vier Stunden und trinken ihres Königs und anderer Herren Gesundheit, daß sie möchten darüber krank werden", so erging es den Gesandten in Moskau bekanntlich nicht besser, nur daß hier der diplomatische Verkehr der fremden Gesandten unter einander geradezu verboten war. Als z. B. die kaiserlichen Gesandten mit dem Brandenburger Erich Fleming, welcher die Krone Schweden vertrat, zusammentreffen wollten, so mußte erst der Zar um Erlaubniß angegangen werden; und die Zusammenkunft wurde dann nur in Anwesenheit von Dollmetschern gestattet. Und doch erscheinen diese Diplomaten fast beneidenswerth neben ihren westlichen Collegen, die der geriebenen Versatilität der Staatsmänner und Monarchen nicht habhaft werden konnten. Wie viel Klagen kamen von Rom her über Klemens VII. und vor allem über Paul III., einen Mann von so weit aussehender Berechnung, durch tausend Rücksichten seiner schwierigen politischen Stellung beherrscht, dazu von astrologischen Launen geleitet; er verhielt sich immer dilatorisch und wollte immer bis zuletzt sich freie Hand erhalten. Voller Zorn und Unmuth berichten die Gesandten vom kaiserlichen Hofe über die Unzuverlässigkeit Maximilians, über die geheimnißvollen Erwägungen Karls. Es ist von jeher eins der schwierigsten Kapitel aus der diplomatischen Praxis die Verhandlungskunst gewesen; und wir haben bereits Gelegenheit gehabt, an Beispielen zu zeigen, welches Gewicht die Regierungen überall auf dieselbe legen. Wenn ein Neuerer in dieser Beziehung von der Thätigkeit des Gesandten sagt: „Er muß Schlimmes unter einer guten Miene verbergen und sich nicht durch leere Worte oder Fremdartiges hinhalten lassen; in seinen Anträgen sei er bestimmt, in der Diskussion der Einwendungen sicher und logisch, überhaupt nie den Zweck aus den Augen verlierend; aber er verfolge ihn mit Mäßigung und ohne Opiniatrirung; er vermeide es gegen Hindernisse zu kämpfen, welche dennoch nicht sofort beseitigt werden können": wenn sich so ein Theoretiker ausspricht, so kann man ihm zugestehen, daß er das Richtige im Ganzen getroffen hat. Daß zwischen Müssen und Können, zwischen Lehrsatz und Anwendung der Schritt liegt, welcher das Todte lebendig macht, ist Niemanden geläufiger als dem Politiker. Ich glaube es gibt wenige Diplomaten des Reformationszeitalters, welche sich in der

Verhandlungskunst dem Kardinal Wolsey an die Seite stellen können. Stundenlang sprach er mit den Gesandten, sodaß Mancher glaubte, der schlaue Kardinal habe ihm die Geheimnisse seines Herzens anvertraut; gegen billige Reminiscenzen aus seinem arbeitsvollen Leben, gegen simulirte oder wirkliche Erregungen des Gemüths, welche die Brücke der Vertraulichkeit zwischen den beiden Unterhandelnden bauen sollten, tauschte er auf derselben gegen seine leichte Waare nicht selten die letzten Trümpfe des Gegners ein. Vor Versprechungen hütete er sich wol; wurden die Gesandten allzu dringend, so verschanzte er sich wol hinter den König; bewilligte dieser nicht das Gewünschte, so war er nicht verlegen, dergleichen dem Einflusse der schlimmen fremden Gesandten zuzuschreiben. Immer stand ihm eine solche Ruhe, Klarheit und Geschlossenheit des Geistes bei glatten und liebenswürdigen Worten und einer Art Wärme des Gemüthes zu Gebote, daß er als Unterhändler, wie gesagt, den ersten Platz verdient; sowie er keineswegs in der Doppelzüngigkeit und Treulosigkeit den letzten einnimmt.

Fast ergötzlich ist die Depesche des französischen Gesandten zu lesen, welche dieser über seine Unterredungen mit Karls Minister Chièvres nach Paris sendet; sie gibt einen deutlichen Einblick in die damalige Verhandlungskunst [18]).

Der französische Gesandte in Worms, Barroys, begab sich auf eine Einladung des kaiserlichen Ministers — Januar 1520 — zu demselben. Chièvres fragt ihn, was er wolle; Barroys antwortet, das habe er bereits gesagt; Chièvres: es bestände allerdings eine kleine „meffiance" zwischen ihren Souveränen, aber sie seien beide so große Fürsten, daß man sie versöhnen müsse, und die ganze Christenheit würde es mitfühlen, Karl sei zwar Franz' I. Unterthan, aber dieser sei auch Karls Unterthan; schließlich fordert er den Franzosen wieder auf, er möge etwas anfangen. Barroys sagt ihm wieder, daß er nichts anzufangen hätte; übrigens habe Franz gar keine méfiance, das sei doch ersichtlich, denn sonst hätte er Karl gelegentlich der spanischen Unruhen genug Ungelegenheiten bereiten können. Darauf wieder Chièvres: aber Franz sei ein zu ehrenhafter Fürst, als daß er rebellische Unterthanen unterstützen wollte; außerdem könne man es ihm gelegentlich auch einmal

so machen. Als Barroys ihm dann sagte, daß das bei dem Könige von Frankreich unmöglich sei, denn der habe kein Volk, was von der Art sei, schloß die Audienz mit ziemlich derben Auseinandersetzungen. — Nach einer Audienz bei dem Kaiser kamen beide wieder zusammen und zwar im Beisein des Großkanzlers Gattinara; Chièvres fordert den Franzosen wieder auf, „à dire quelque chose“; worauf Barroys rund heraus erklärte: „ich werde gar nichts anfangen“; was die Kaiserlichen ihm zu sagen hätten, wollte er an Franz getreulich berichten. Chièvres: Karl und Franz müßten einander lieben wie Vater nnd Sohn; sodann legte er einen geheimen und einen „plus général“ Vorschlag vor, den der Franzose ohne Weiteres hinnimmt, lediglich mit der Bemerkung, er wolle ihn seiner Regierung ad referendum einsenden. Zwei Tage darauf ging die Komödie von neuem an; Chièvres fordert den andern wieder auf, er möge etwas sagen; darauf Barroys wieder, er habe nichts zu sagen, sei aber wie immer bereit zu berichten, was man wünsche. Und mit diesem letzten Versuche waren durch die wohlbedachte Festigkeit des Franzosen die kaiserlichen Angriffe abgeschlagen. —

Was die Gegenstände der Unterhandlungen zwischen den Politikern jener Zeit angeht, so gibt es wol keinen, welcher häufiger und mit mehr Gewicht und geringerem Erfolg betrieben worden wäre als die Verheiratungen.

Ferdinand der Katholische pflegte zu sagen: „Nur das gemeine Volk mag auf schöne Weiber sehen, Fürsten heiraten nicht aus Liebe, sie nehmen nur Weiber, um Kinder zu erzeugen.“ Das gemeine Volk wird dieß bestens acceptiren, aber der große Diplomat hat ein wichtiges Moment hier nicht ausgesprochen, das er vor allen andern betonte und auszubeuten wußte, das ist, daß die Fürsten auch die Weiber empfangen, um politische Verbindungen anzuknüpfen und zu befestigen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, und ich habe Beispiele genug erwähnt, daß in jener Zeit kaum ein politischer Vertrag abgeschlossen wurde ohne ein Heiratsprojekt. Wie im Westen die englisch-spanisch-kaiserlichen &c. Projekte in den diplomatischen Papieren quantitativ von großer Bedeutung sind, so ist dasselbe im Norden wie im Osten der Fall. Der Zar und Dänemark bearbeiten derartige Projekte, wie der

König von Polen und die Wojewoden der Walachei und Moldau [19]); dort wie hier ist es meist bei Projekten geblieben. Wie sehr man sich aber daran gewöhnt hatte, die Prinzessinnen als Objekte der Politik anzusehen, und welche, oft mehr, vielleicht auch weniger als delikate Rolle die Diplomaten haben spielen müssen, das mag ein Aktenstück beweisen, welches Bergenroth im ersten Band seiner Veröffentlichungen unter Nr. 436 abgedruckt hat. Es handelte sich da um die Bewerbung Heinrichs VII. um die Hand der verwittweten Königin von Neapel. Das Aktenstück lautet folgendermaßen:

„Instruktion und Bericht für und von Franz Marsin, Jakob Bragbrooke und Johann Stile, betreffend die alte Königin von Neapel und ihre Tochter, die junge Königin.

I. (Auftrag.) Nach Uebergabe der Briefe der Prinzessin von Wales ist gut auf die Hofhaltung zu merken, welche sie führen.

(Antwort.) Die Gesandten kamen am 22. Juni nach Valentia: sie hatten am nächsten Tage eine Audienz bei der Königin und überlieferten die Briefe der Prinzessin von Wales. Die Königinnen sagten ihren Dank mit ernstem, festem Gesicht. Die Königinnen haben ihre Wohnungen getrennt für sich, trotzdem sie ihren Besitz in dem Palast des Königs (Ferdinand) vereint haben; ihr Haushalt ist vornehm und ordentlich.

II. Die Hofhaltung und Haushaltung zu bemerken, welche die Königinnen führen, und zu notiren, wen sie um sich haben.

Die hauptsächlichsten Punkte sind unter I. beantwortet.

III. Die Art zu bemerken, in welcher sie ihrem Hofstaat befiehlt, und die Einsicht und Weisheit, welche die Königin in ihren Antworten an die Gesandten zeigt.

Immer, seitdem die junge Königin nach Spanien kam, haben sie und ihre Mutter ihren Hofhalt zusammen gehabt. Bei der Ueberlieferung der Briefe antwortete die alte Königin für sich, wie eine edle, gescheidte Frau, und nachher die junge Königin mit wenigen Worten, in fester, ernster Haltung.

IV. Ob die junge Königin noch andere Sprachen außer Spanisch und Italienisch spricht.

Sie versteht sowol Lateinisch als Französisch, spricht es aber nicht.

V. Gut zu notiren ihren Wuchs, ihr Alter und ihre Gestalt.

Ihr Alter ist nicht viel über 27 Jahre. Man konnte nicht leicht zu einem richtigen Erkennen ihrer Gestalt kommen, weil sie nach der Art ihres Landes Pantoffeln trug. Ein Mann kann nicht leicht die Gestalt ihres Körpers erkennen, weil sie einen großen Mantel über dem Kleide hatte.

VI. Ihr Gesicht zu merken, ob geschminkt oder nicht, dick oder mager, scharf oder rund, freundlich, mürrisch oder schwermüthig, fest, hell oder blühend?

Ist nicht geschminkt, von gutem Umfang, liebenswürdig, rund und dick, freundlich, nicht finster, mit bescheidenem, schamhaftem Gesicht, von wenig Worten, diese aber mit einem weiblichen Lächeln gesprochen, mit freundlicher und schöner Ernsthaftigkeit.

VII. Klarheit der Haut:

Sehr schön und klar.

VIII. Haarfarbe:

Scheint braun zu sein.

IX. Augenbrauen, Zähne und Lippen:

Augen graubraun, Augenbrauen scharf gezeichnet von braunem Haar; Zähne schön, rein und gut gewachsen, Lippen etwas rund und voll.

X. Nase und Stirn:

Nase in der Mitte etwas hoch und am Ende heruntergebogen; Stirn kann nicht genau gesehen werden, weil ihr Tuch bis zu den Augenbrauen fällt.

XI. Gesichtsfarbe:

Schön, blutreich und klar.

XII. Arme:

Rund und nicht sehr dünn, in der Länge von guter Proportion.

XIII. Hände:

Ganz schön, etwas rund und weich.

XIV. Finger:

Ganz schön und schmal und von mittelmäßiger Länge.

XV. Nacken:

Voll und schön, nicht verunstaltet.

XVI. Brust:

Etwas groß und voll, und etwas hoch gebunden.

XVII. Ob Haare auf ihren Lippen sind?

Soweit man es bemerken konnte, nicht.

XVIII. Versuchen mit ihr in der Nähe zu sprechen, daß sie ihnen länger etwas erzählt, damit bemerkt werden kann, ob ihr Athem süß ist.

Konnte erst nie näher zu ihr kommeu, aber zu einer andern Zeit brachte ich mein Gesicht so nahe an das ihre, als es anständig war; spürte einen Geruch und glaube, daß sie einen guten Geruch hat.

XIX. Ihre Größe notiren.

Schien nicht von hoher Statur zu sein, aber wegen ihrer Kleidung, und weil sie etwas rund ist und wohl aussehend, erscheint sie kleiner.

XX. Nachzuforschen, ob sie eine Krankheit seit der Geburt hat, Schwächen oder Fehler.

Habe bemerkt, daß solche verborgene Sachen allen unbekannt sind, fragte ihren Arzt und Apotheker, den Pastor, welcher in einer Art der Arzt beider Königinnen ist und welcher antwortete, daß er ihr gedient habe manche Jahre, und daß sie immer guter Gesundheit war und von guter Natur und Gestaltung sei.

XXI. Ob sie in besonderer Gunst des Königs von Arajon stehe, und ob sie ihm gleiche.

Er scheint sie recht zu lieben und zu begünstigen; man sagt in Spanien allgemein, daß sie mit dem König von England auf Wunsch des Königs von Arajon verheiratet werde.

XXII. Zu erfragen die Art ihrer Kost.

Sie ist ein guter Esser; sie ißt gut ihre Mahlzeit zweimal am Tage; trinkt nicht oft, gewöhnlich Wasser, manchmal Zitronenwasser.

XXIII. Sich erkundigen nach einigen bekannten Malern, welche das Bild der Königin machen können; in jedem Punkt mag er sie so gut als möglich treffen; wenn es das erstemal oder zweitemal nicht genau getroffen wird, dann soll ein andrer Maler es erneuern, bis es in jeder Beziehung gut und ähnlich ist.

Antwort fehlt.

XXIV. Zu erkundigen, welche Leibgedinge sie hat oder haben wird, und den Werth derselben.

Habe erfahren, daß der Werth ihres Witthums 30,000 Dukaten jährlicher Rente ist, welche ihr und ihren Erben durch den König von Neapel ausgesetzt sind, während die alte Königin 40,000 hat. Da aber der große Kapitano, Gonsalvo de Cordova, ihr Eigenthum in Neapel confiscirt hat, bezahlt ihr der König von Kastilien 15—16,000 Dukaten jährlich für ihre Ausgaben."

Es ist dieß eins von den Beispielen, an welchen die moderne Diplomatie wol arm sein dürfte. Ich brauche kaum noch einmal darauf hinzuweisen, daß solchen Verhandlungsgegenständen nicht selten der Ton der Verhandlung entsprach; nur einen Beleg will ich noch anführen. Als die venetianischen Botschafter an den französischen Hof geschickt worden waren, um den König zum Rücktritt von der ihnen feindlichen Liga von Cambray durch den Hinweis auf die hohe Einsicht der Republik zu bewegen, so antwortete ihnen Ludwig XII.: „Ich werde Euren Weisen eine so große Anzahl von Narren entgegenstellen, daß all' ihre Weisheit nicht im Stande sein wird, ihnen Widerstand zu leisten."

Ehe ich zur Besprechung der Mittel übergehe, welche die Diplomatie zur Beförderung ihrer Zwecke in jener Zeit für angemessen hielt, muß ich noch auf die Art der diplomatischen Congreßverhandlungen hinweisen; von denen es kein Beispiel gibt, welches für die Zeit charakteristischer wäre, als der berüchtigte Congreß zu Calais im Jahre 1521. Einen vollständigen Einblick in die Art der Verhandlung bietet uns der ausführliche Bericht, welchen die kaiserlichen Gesandten an die Statthalterin Margaretha erstattet haben [20]). Es handelte sich, um dieß vorauszuschicken, um die Beilegung der französisch-burgundischen Differenzen. England war um die Bundesgenossenschaft von beiden Seiten angegangen worden; vorläufig hielt es Wolsey für geeignet den Vermittler zu spielen. Welch klägliches Schattenspiel dieser Congreß mit seinen ebenso heftigen als desultorischen Reden bietet, mag ein kurzer Ueberblick beweisen, der an dieser Stelle keine Rücksicht zu nehmen hat auf Vorgänge hinter den Coulissen, die übrigens ebenso werthlos sind, als das nichtige Resultat dieser halb akademischen halb advokatorischen Redeübungen.

Die Congreßverhandlungen, welche in lateinischer Sprache geführt wurden, wurden durch die Rede des Vermittlers Wolsey eröffnet; auf ihn folgte der Nuntius und dann sprach der kaiserliche Großkanzler Gattinara; alle betonen wie üblich die friedlichen Gesinnungen und Tendenzen. Nachdem sich dann Wolsey in etwas moquanter Weise über den Sturm auf die englische Bundesgenossenschaft ausgesprochen hatte, ergriff Gattinara das Wort, um sofort die Behauptung auszusprechen, daß Franz I. den Frieden „verletzt nnd gebrochen" habe. Der französische Unterhändler leugnet dieß natürlich nnd behauptet dasselbe von Karl. Ihr Streiten wird durch Wolsey unterbrochen, der die Sitzung schließt. Nach Eröffnung der zweiten Sitzung erklärt der Nuntius, daß er zum Abschluß eines Friedens keine Instruktion habe; Gattinara läßt nun vernehmen, daß nach seiner ausdrücklichen Instruktion an Verhandlungen oder Abmachungen ohne den päpstlichen Gesandten nicht gedacht werden dürfe. Als nun der Franzose meint, man könne auch, ohne daß jener zum Abschluß des Friedens instruirt sei, die Verhandlungen wenigstens beginnen, so will der Nuntius darin eine Beleidigung seines hohen Constituenten erkennen. Nun meint Gattinara, die Stellung des heiligen Vaters sei die einzig gerechte, er stehe immer den Angegriffenen bei, und das sei Karl; sowie dieser auch wisse, was er als Hort der Kirche zu thun habe. Trotz der französischen Uebelthaten 2c. 2c. wolle er doch in Verhandlung treten. Mit Wolseys Vorschlag, zur nächsten Sitzung die wichtigsten Punkte der Verhandlung schriftlich zu fixiren, schließt die zweite Conferenz. Die dritte begann mit der Forderung der Franzosen, daß die kaiserlichen Gesandten ihre Sache beginnen möchten, er wolle ihnen dann antworten. Nun beginnt dasselbe lächerliche Spiel, wie wir es bereits aus jener französischen Depesche kennen: Gattinara erklärt, der Kaiser sei angegriffen, er habe sich also nur zu vertheidigen und er habe nicht zu fragen. Mit spitzer Wendung sagt der Franzose, wenn er nicht zu fragen wüßte, dann wolle er schon reden; nachdem dann Gattinara replicirt, beginnt der Franzose ein wahres Sündenregister dessen vorzubringen, was sich der Kaiser alles habe zu Schulden kommen lassen. Nun erhebt sich Gattinara zu einer langen Rede, in welcher er den Franzosen der Lügen zeiht und seinerseits die schwersten

Anklagen gegen Franz, reichlich mit Malicen gespickt, ausspricht. Der Franzose gibts zurück; so gehen die Anschuldigungen hin und her, bis nach vierstündigem Hin- und Herreden Wolsey die Sitzung schließt.

Die vierte Verhandlung verläuft ähnlich: Jeder beschuldigt den Andern der Unwahrheit; nur selten ergreift Wolsey das Wort, um die Wahrheit dieser oder jener Aussage zu constatiren. Der französische Gesandte behauptet, sich nur an den Wortlaut der Friedensverträge halten zu können, was Gattinara da von geheimen Abmachungen rede, davon wisse er nichts. Das sei allerdings sehr einfach, sich mit Nichtwissen zu entschuldigen, meint nun der Kaiserliche, und bereits will er mit neuen Anklagen gegen den König beginnen, da unterbricht ihn Wolsey und sagt, daß man so zu nichts komme; das nächste Mal müsse der Wortlaut vorliegen.

Die fünfte Conferenz beginnt mit der Erklärung des Nuntius, daß er nichts Schriftliches habe. Nun schlägt Wolsey vor, daß auch ohne den Nuntius zwischen den beiden Streitenden verhandelt werden soll. Darauf wurden die Vollmachten vorgelegt, über die sich ebenfalls Streitereien erhoben, bis Wolsey die Kampfhähne auffordert, endlich zur Sache zu kommen.

Gattinara producirt darauf Briefe, welche den König Franz besonders wegen Robert de la Marke compromittiren sollen. Während der Franzose leugnet, daß der Sinn, welchen Gattinara den Worten des Königs unterschiebe, mit dem Wortlaut übereinstimme, behauptet Gattinara das Gegenteil, bis endlich diese Friedensunterhändler mit einer Debatte über die Bedeutung des Subjonctiv den letzten Rest von Wolseys Geduld erschöpft haben; ihm wird unwohl und er schließt, nach Substitution seiner Begleiter, mit dem Vorschlag, künftig alle 2—3 Tage nach dem Diner zusammenzukommen, die Sitzung.

In der sechsten Sitzung, die von den englischen Vermittlern in Abwesenheit Wolsey's eröffnet worden ist, wird nun der Vertrag von Noyon Kapitel für Kapitel mit langer staatsrechtlicher Deduktion durchgesprochen; dasselbe geschieht in der siebenten Sitzung mit dem sogenannten Londoner Vertrag. Hier wirft immer Einer dem Andern falsche Interpretation vor, er urgire

bedeutungslose Wörter u. dergl. Der Franzose ruft den Gegnern endlich in heller Wuth zu: „Ihr macht einen großen Skandal um eine kleine Sache und glaubt, Gott sei blos für Euch da." Das ist nun für Gattinara das Signal auf die Schlechtigkeit der Franzosen im Allgemeinen loszuschimpfen; er macht ihren kläglichen Einfall in Navarra lächerlich; die Minister des Königs bezeichnet er als Satelliten u. s. w., bis die Vermittler durch Schließung der Sitzung alles Weitere abschneiden.

Die achte Conferenz eröffnet Wolsey wieder; nachdem er sich weidlich über ihre grammatischen Excurse und das ewige gegenseitige Vorwerfen und Beschimpfen moquirt hat, bittet er sie zu einem guten Ende zu kommen. Da beginnt Gattinara in einem großen geschichtlichen Excurs von Grund aus die burgundisch-französische schwarze Wäsche aufzuhängen; und als der Franzose meint, der Großkanzler scheine ihm nicht auf dem Wege zum Frieden zu sein, so leugnet dieß Gattinara, wird noch entsetzlich gründlicher, und seine Malicen fangen bereits an eine bedenklich intensive Färbung anzunehmen; unter anderm sagt er — und das zeigt den ganzen Jammer der Debatte —, daß eigentlich ganz Frankreich an Karl fallen müsse, denn Bonifaz VIII. habe das Land Philipp dem Schönen abgenommen und es an Albrecht von Oestreich geschenkt (1303), und daß der Papst das Recht dazu gehabt habe, sei doch zweifellos; er redet von Childerich und Pipin bis zur Ermordung des Herzogs von Burgund u. s. w., u. s. w. Das Ganze ist mit Malicen und Anklagen durchwebt, die übrigens meist eher auf die Kaiserlichen gepaßt hätten, als auf die Gegner: die Franzosen wollten blos Zeit gewinnen und täuschen und ihre Gegner betrügen; dann geht er gegen den Souverän selbst los: der König von Frankreich wolle nicht in eine Verhandlung treten, die nur die Wahrheit enthüllen, seine Unbilligkeit, sein Unrecht und seine ungerechte Okkupation aufdecken könne; die Vereinigung Burgunds mit Frankreich sei eine „Schlechtigkeit, eine Impertinenz"; was der französische Kanzler sage, seien „Kniffe und Träume". Da wird Wolsey wieder unwohl, und Gattinara erklärt zum Schluß, daß gar nichts abgemacht werden könne, da der Nuntius krank sei. Die neunte Sitzung eröffnen Wolseys Stellvertreter mit der Aufforderung wirklich einmal über den Frieden zu verhandeln.

Indem Gattinara sofort wieder Franz als „Angreifer“, als den „Verletzer und Brecher des Friedens“ prädicirt, verlangt er, daß der Franzose die Vorlage mache. Da all dieß nicht wahr sei, erklärt derselbe, so werde er auch nicht anfangen. Gattinara meint dagegen, daß Franz all dieß sei, und dabei drückt er sich noch stärker aus als vorher; das habe er am Tage vorher so schlagend nachgewiesen, daß dieß gar Niemand mehr leugnen könne. „Uebrigens ist der Nuntius krank“, erklärt er zuletzt, „und wie wir schon oft gesagt haben, verhandeln wir ohne denselben nicht und halten den Mund.“ Nach langen gegenseitigen Malicen legen die Vermittler einen Friedensartikel vor; und als sich nun Gattinara wieder auf die Abwesenheit des Nuntius beruft, da wird es den Engländern doch zu stark: „Mein Gott, fangen wir doch endlich an!“ rufen sie. Da Gattinara nun als Privatmann weiter verhandeln will, zeigt der Franzose keine Lust sich auf Privatgespräche einzulassen; und als Gattinara meint, es könne ihm ja vielleicht gelingen die kaiserliche Ratifikation dafür zu schaffen, sagt jener wieder: „Ich brenne gar nicht auf Eure Ratifikation.“ — Nach weiteren Malicen wird den Franzosen gestattet sich außerhalb des Saals über die Vorschläge schlüssig zu machen; sie kamen dann zurück und lehnten unter scharfen Spitzen gegen Gattinara die Artikel ab. Nachdem Gattinara die Anklagerede von neuem hat beginnen lassen, erklären die Vermittler, daß man bei solcher Resultatlosigkeit die Unterhandlungen abbrechen wolle. Sie halten dann dem Congreß die übliche Leichenrede, und man trennt sich.

Nach Form und Inhalt ist also dieser Friedenscongreß ein solcher, wie er nicht sein soll. — Wenn ich zum Schluß dieses Kapitels von den Mitteln sprechen will, deren sich die Politiker jener Zeit zur Erreichung ihrer Zwecke bedienten, so könnte man wol eine Art von Schema aufstellen, welches unter den vier Rubriken: eigentlich diplomatische, materielle, kirchliche und politische Mittel das Material, das ich zur Besprechung ausgewählt habe, enthielte.

Wenn eine solche Teilung erfolgt, so ist es ersichtlich, daß sie weder ganz scharfe Grenzen hat, noch auch vollständig in der Sache begründet ist; da sie mir indes zur Uebersicht die praktischste und wenigst willkührliche schien, habe ich sie gewählt.

Es hat sich bereits mehrfach die Gelegenheit geboten von

den Nachteilen zu sprechen, welche der Usus jener Zeit mit sich führte, nach dem nicht selten mehrere Gesandte neben einander mit wenig oder nicht differentem Range bei einem Hofe sich in Mission aufhielten. Bei dem stark materiellen Zug der Zeit und dem niedrigen Stand der Moral hat dieß den Geschäften oft in erheblicher Weise Eintrag gethan. Wie keine Sache nur schlechte Seiten hat, so läßt sich auch hier eine gute nicht verkennen, indem die Absender sehr häufig mit Recht darauf Rücksicht nahmen, daß der Eine oder Andere wol sehr geeignet sei zu vorsichtiger, geschickter und energischer Bearbeitung der Geschäfte, nicht aber auch zu dem oft mindestens ebenso wichtigen Beeinflussen einer hervorragenden, meist der herrschenden Persönlichkeit. So kam es, daß man die Personen, welche zur Führung der Geschäfte besonders geeignet erschienen, keineswegs immer als die ansehen konnte, welche an dem betreffenden Hofe als personae gratissimae bekannt und gewünscht waren, und so mehrere Botschafter an einem Hofe hielt. Die Erfahrung hat übrigens gezeigt, daß die Vorteile, welche eine solche Art von Arbeitsteilung in einzelnen Fällen wol brachte, nicht im entferntesten den Erwartungen entsprachen, meist dagegen mehr Nachteil als Förderung für die Missionen mit sich brachten. Eins der schlagendsten Beispiele hierfür ist die Mission des ersten kaiserlichen Kardinal-Botschafters Garcia de Loyasa, des oft genannten Beichtvaters Karls V. Dazu bestimmt immer persönliche Fühlung mit Papst und Kardinälen zu halten und dem französischen Einfluß bei der Kurie entgegenzuwirken, hat er sich mehr dem päpstlichen Einfluß preisgegeben, als daß Spuren seiner Einwirkung auf den Papst bemerkbar geworden wären; es ist vielmehr durch die Depeschen seines Collegen festgestellt, daß er nicht nur seine Erkundigungen viel zu theuer bei Klemens erkauft, sondern auch durch sein eifersüchtiges und neidisches Wesen seinem Collegen die Stellung erschwert und diesen zuweilen in der Betreibung der Geschäfte gehindert hat. Man könnte sagen, es liege dieß an dem Ungeschick der Person. Allein das wäre nur halb wahr; es lag mindestens ebenso viel an der Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unnatur der Stellung. Ich lege ein größeres Gewicht auf diese Frage, weil sich die moderne Diplomatie in einer ähnlichen Situation befindet seit der Okkupation Roms durch die italienische

Regierung. Wie die französischen Vertreter beim Vatikan und Quirinal in schwere Differenzen geriethen, weil sie beide ganz differente Interessen betonen sollten, so wird dieß mehr oder weniger in der Folge der Fall sein, so lange nicht einmal ein äußerer modus vivendi von dem päpstlichen Hofe acceptirt ist. Wenn der Meister der modernen Diplomatie, der deutsche Reichskanzler, den Versuch machte einen Kardinal=Botschafter beim Vatikan in besonderer Mission zu beglaubigen, so war dieß eben ein Versuch, der, soweit man aus der Lage der Dinge schließen konnte, im schlimmsten Fall mit dem Verbrauch einer Person, nämlich der des Kardinals, geendet haben würde. — Niemand wird glauben, daß die moderne Diplomatie auf Intriguen verzichtet habe. Intriganten hat es immer gegeben und wird es geben; es kann sich nur um die Quantität handeln und darum, daß der Einfluß solcher Privatarbeiten möglichst reducirt werde. Das Reformationszeitalter ist voll von solchen Einflüssen, welche zum großen Teil auf mangelhafter Organisation und Disciplin und wenig scharf abgegrenzter Instruktion beruhen. Allerdings kennt jenes Zeitalter weniger die Species der vielredenden und vielschreibenden Intriganten, welche überall die wenigst gefährlichen sind, indem sie in ihrem Drang meist selbst die Beweise ihrer geheimen Minirarbeit ans Tageslicht zu fördern bestrebt sind; aber desto stärker sind die stillen, stummen Arbeiter vertreten, die den Boden untergraben. Das Motiv der Eitelkeit und des eifersüchtigen Ehrgeizes hat dabei immer eine große Rolle gespielt. Ich will nicht noch einmal auf bereits oft berührte Verhältnisse zurückkommen und nur das erwähnen, daß z. B. der französische Gesandte bei der Pforte, nachdem er vergeblich gegen die Absendung eines Gesandten in besonderer Mission nach Konstantinopel intriguirt hatte, diesen, der von Venedig aus abgehen und daselbst die Anweisung jenes Collegen erwarten sollte, vollständig ohne Kenntniß dessen ließ, was er nach Befehl seiner Regierung ihm mitzuteilen hatte, sodaß jener gar nicht auf seinen neuen Posten abgehen konnte.

Der bekannteste Aggregatzustand der Intrigue ist der Klatsch, der zu allen Zeiten, in allen Zonen der Erde und der Gesellschaft, im weißen Hause zu Washington wie auf den Parquets

der europäischen Höfe, in unabweisbarer Widerwärtigkeit sich mehr oder weniger breit macht und breit gemacht hat. Eine ächt diplomatische Klatschgeschichte ist es z. B., welche wir aus einem Briefe der Regentin Margaretha an ihren Neffen Karl V. erfahren; sie schreibt da, Wolsey sei wüthend, weil man ihm hinterbracht habe, sie habe an den kaiserlichen Gesandten geschrieben, wenn der Kaiser gegen die Franzosen Fortschritte mache, so werde er kalt oder „zappele wie die Frauen, wenn sie Unrecht hätten"; der Gesandte solle deshalb ihre Briefe vorlegen, um den Beweis zu liefern, daß dieß malitiös erfundner Klatsch wäre. Und damit will ich von diesem gemeinen, aber weit verbreiteten Unkraut Abschied nehmen, um mich einem andern zuzuwenden.

Es ist Niemand leichtgläubiger als der Lügner, sagt ein Erfahrungssatz; psychologisch ist dieß um so leichter zu begründen, als weiter eine Erfahrung lehrt, daß die Lügner zuletzt selbst ihre Lügen glauben. Durch eine fast gewohnheitsmäßige Unwahrhaftigkeit verliert der unwahre Mensch den Maßstab für das Wirkliche nicht nur, sondern auch für das Mögliche. Er ist zwar zunächst entschlossen, sich negativ gegen alles zu verhalten; wenn ihm aber Dinge oft und mit Nachdruck, unter Eid und heiliger Versicherung vorgebracht werden, so ist er geneigt sie trotz aller Unwahrscheinlichkeit für dießmal als wahr anzusehen, weil er sich selbst meist die Fähigkeit genommen hat alle Behauptungen nach ihrer Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, Möglichkeit und Unmöglichkeit zu sichten. Es wird daher schwerlich ein Zeitalter geben, welches in der Politik mehr betrogene Betrüger aufzuweisen hat, als die Reformationszeit. Es ist ja wol anerkannt, daß die bürgerliche und politische Moral nach verschiedenem Maßstabe zu messen sind. Der Normalzustand der bürgerlichen Gesellschaft ist der des Friedens; entsteht der Streit, so sind Jedem die gesetzlichen Mittel zugänglich, durch die er sich sein Recht verschaffen kann; je gesicherter einem Jeden die Anwendung dieser Mittel erscheint, desto weniger glaubt er sich genöthigt, sich nach außergesetzlichen oder unmoralischen umsehen zu müssen, um sich in seinem Rechte zu schützen. Der Normalzustand der Völker unter einander sollte zwar auch der Friede sein; allein je weniger ein Volk sich im sichern Besitz dessen weiß, was es hat, je weniger ihm die Mittel bereit stehen in friedlicher

und gesetzlicher Weise zu erlangen, was ihm Recht scheint, desto mißtrauischer muß es nothwendiger Weise sein, desto mehr muß es darauf denken, vorkommenden Falls mit Gewalt das zu erlangen, was ihm auf dem Wege des Vergleichs oder der Verhandlung unerreichbar erscheint. Wenn es nun aber kein, ich möchte sagen Völker=Civilrecht gibt, so wird dadurch der Zustand nur desto unsicherer. Wenn nun aber weiter nicht die Interessen eines Volks, sondern die einer Dynastie, oder gar die Launen eines Regenten, oder der Ehrgeiz eines Ministers das Motiv zu den schwersten und unheilvollsten Streitigkeiten abgeben, wie das in jenem Zeitalter so häufig der Fall ist, so muß Jedermann zugestehen, daß der Normalzustand der Völker nicht der des Friedens, sondern der des Kriegs, oder höchstens der des Waffenstillstandes sein mußte. Und je mehr die diplomatischen Verhandlungen als die unblutige Eröffnung der Feindseligkeiten, wenigstens in jener Zeit, erscheinen müssen, desto weniger kann man sich wundern, in ihnen alles das zu finden, was sonst nur das sogenannte Kriegsrecht gestattet. Es muß die traurige Wahrheit zugestanden werden, daß auf diesem Gefechtsfeld die Lügen, Bestechungen, der Meineid u. s. w. ebenso fleißig gebraucht werden, und man darf sagen gebraucht werden mußten, wie auf den blutigen Schlachtfeldern Schwert und Geschütz. Wer sich in diesen diplomatischen Normalzustand jener Zeit nicht versetzen konnte oder wollte, wie z. B. die sächsisch=ernestinischen Fürsten, der unterlag auf den blutigen wie unblutigen Schlachtfeldern. Wenn man deshalb einen Politiker jener Zeit beurteilen will, so muß man von Moral absehen, man könnte nur die Vorfrage erheben, ob er sich in der Offensive oder Defensive befunden habe, ob er jene Mittel nothgedrungen oder nicht nothgedrungen gebraucht habe; da sich aber bekanntlich über dergleichen Fragen in den seltensten Fällen ein rein sachliches Urteil feststellen läßt, so wird man sich damit begnügen müssen, zu fragen: wer hat unter möglichst seltener Anwendung jener unmoralischen Mittel und unter Fernhaltung der gröbsten Verbrechen sein Ziel erreicht? Wem dieß gelungen ist, den hat man für den größten und am wenigsten unmoralischen Politiker zu halten. Freilich muß er sich gefallen lassen, unter die Unmoralischen versetzt zu werden, ein Loos, welchem die meisten Staatsmänner

unterliegen, wie die meisten Menschen. Von diesem Standpunkt aus gesehen, trage ich kein Bedenken den Herzog-Churfürst Moritz von Sachsen für den größten deutschen, wenn nicht europäischen Staatsmann des 16. Jahrhunderts zu halten. Ferdinand der Katholische ist ebenso groß als Politiker, wie als Mensch unmoralisch, und an ihn reihen sich mehr oder weniger abgestuft Karl V., einzelne Päpste, Heinrich II., Wolsey, die englischen und französischen Könige u. s. w. Wie cynisch Ferdinand der Katholische über die Wahrhaftigkeit dachte und sprach, zeigt eine Aeußerung, welche er seinem Gesandten gegenüber that. Dieser hatte ihm nämlich berichtet, daß Ludwig XII. sich darüber beklagt habe, daß der König ihn schon zweimal getäuscht habe; darauf antwortete Ferdinand: „Das lügt er, der Trunkenbold, ich habe ihn mehr als zehnmal betrogen." Indem ich hier noch einmal auf die Thatsachen hinweise, welche ich in den Bemerkungen zum ersten Buche an verschiedenen Stellen beigebracht habe, sind es verhältnißmäßig nur noch wenige Fälle, welche ich hier noch einmal besonders erwähnen will. Wenn ich schon früher das Institut der geheimen und ostensiblen Instruktionen erwähnt habe, so will ich hier im Auszug möglichst kurz zwei Briefe zusammenstellen, welche Kaiser Karl an seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, gelangen ließ, als diese zu einer persönlichen Zusammenkunft von dem Könige und der Königin von Frankreich eingeladen worden war [21]). Sie hatte nun ihren Bruder um eine Erklärung und um Auskunft darüber gebeten. Darauf gab er eine eigenhändige Antwort — 17. Dezember 1532; die ostensible, von einem Sekretär geschrieben, ist vom 20. Dezember d. J. datirt. In dem ersten Schreiben sagt er: „Die Franzosen machten nur Vorschläge, wenn sie nichts zu verlieren hätten; schon deshalb glaube er, daß jene bei dieser Zusammenkunft nur gewinnen könnten; Maria habe wohl daran gethan den Vorschlag den Staatsräthen zur Prüfung des Für und Wider vorzulegen; sie solle nur sorgfältig jeden Verdacht vermeiden, als ob er jene Zusammenkunft verhindert habe; Geschäfte, die Zeit und andre Dinge müßten den Vorwand abgeben, alles dieß dürfe sie nur in ihrem eignen Namen vorbringen." Unter anderm schlägt er ihr dann vor, er wolle ihr einen anderen offiziellen Brief zur beliebigen Verwendung schreiben. Dieser wird

dann mit sehr harmlosen Neuigkeiten vom Hofe und von des Kaisers Person begonnen, nicht blos, um dem Verdacht, als sei der Brief ostensibel, zu begegnen, sondern auch, um zu zeigen, wie vortrefflich Karl mit dem Papste stehe; da wird die Güte und Freundschaft des Papstes gerühmt, wie er den Fußkuß von ihm nicht geduldet habe u. s. w. Dann kommt er auf Mariens Brief und wie er sich über den vortrefflichen französischen Vorschlag gefreut habe, dessen Ausführung er hoffe. Dann folgen die Stellen, welche glauben machen sollen, als hätte Maria schwere Bedenken an den Kaiser geschrieben: allerdings sei der Winter nahe, der französische Hof so entfernt, die Niederlande der Regentin so bedürftig wegen der großen Ueberschwemmungen, doch hoffe er, daß Maria es werde machen können. Den Schluß macht ein specieller Auftrag an die Statthalterin.

Charakteristisch ist die Harmlosigkeit, mit der z. B. der Beichtvater schreibt, daß er Karls Briefe dem Papste zum Teil vorgelesen habe, „denn wenn etwas in Chiffern kommt, das irgend einen Anstoß geben könnte, verschweige ich es oder übersetze es der Art, daß weder seine Ohren noch sein Sinn daran Anstoß nehmen können"; freilich vergaß der gute Beichtvater, daß ihm der Papst mit derselben Münze heimzahlte, wenn er ihm die Briefe der Franzosen vorlegte und recht unschädlich ins Lateinische übersetzte. Sehr vielseitig war Christian II. in seinen Mitteln: während er gegen Schweden eine päpstliche Bulle erwirkte, arbeitete er in Dänemark für die Reformation; während er mit Luther correspondirte und Karlstadt nach Kopenhagen berief, beantragte er beim Papst die Kanonisation zweier Heiligen. Recht harmlos erscheinen daneben die vielen lettres gracieuses, die von Paris und Madrid in alle Welt gingen. Daß jene Zeit sich im Besitz von mehr als einem Mittel glaubte, um den Eid unwirksam zu machen, ist bekannt: geistiger, mündlicher, schriftlicher Vorbehalt, im schlimmsten Fall die päpstliche Aufhebung, erschienen geeignet, auch diese feierlichste und heiligste aller Versicherungen werth- und wirkungslos zu machen; hat doch selbst ein Ideal der Zeit, der große Kapitano, Gonsalvo de Cordova, den politischen Meineid nicht gescheut; unbegreiflich erscheint nur dabei, daß man damals sogar so gut wie erzwungene Eide als Bürgschaften für Unmöglichkeiten annahm;

man erinnere sich nur des Eides Franz' I. in Madrid und desjenigen, den der landesverrätherische Bourbon Heinrich dem VIII., als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich schwur; der vielen anderen gar nicht zu gedenken, welche, wie die ewigen Frieden, geschworen und abgeschlossen wurden; um bei der ersten passenden Gelegenheit gebrochen zu werden.

Auch die Wechselfälschung gehört unter die politischen Mittel jener Zeit; Maximilian hat sie im Verein mit dem gimpelhaften englischen Gesandten Wingfield begangen. Als nämlich Richard Pace die Herausgabe der englischen Hilfsgelder, welche nach seiner Instruktion nur in die Hände des Befehlshabers der Schweizer Söldner gezahlt werden sollten, verweigerte, schwindelten jene mit Paces gefälschter Unterschrift dem Banquier 60,000 Fl. ab [22]). — Wer wollte sich da wundern, daß sowol Isabella die Katholische wie Margaretha, des Kaisers Tochter, sich des politischen Ehrenwortbruchs schuldig gemacht haben!

Auch kleiner Effektscenen konnte man nicht entrathen. So schickte Ferdinand der Katholische 1495 Anton Fonseca zu Karl VIII., um diesen von dem Zug gegen Neapel abzuhalten, als er schon südlich von Rom war. Nachdem man sich ziemlich scharf unterhalten hätte, verweigerte endlich Karl jedes weitere Eingehen auf Jenes Vorstellungen und erklärte auf seiner Absicht beharren zu wollen; da hatte der Gesandte den höchsten Grad der Leidenschaft zu affektiren und das Vertragsinstrument über den Frieden von Barcelona vor den Augen des Königs zu zerreißen. Aus einem Briefe des Petrus Martyr wissen wir nämlich, daß ihm die ganze Scene in seiner Instruktion vorgeschrieben war. Er hat sie nicht schlecht agirt.

Daß man auch recht handgreifliche Mittel anwandte, ist schon erwähnt. Es ist eine alte Sitte, daß sich die Souveräne gegenseitig Geschenke machen; auch in jener Zeit wurde diese fleißig geübt, wie bereits gesagt ist; daß jene aber direkt in der Absicht gegeben wurden, um einen politischen Zweck zu erreichen, wissen wir aus nicht seltenen Beispielen. So hatte z. B. Ferdinand der Katholische an Heinrich VIII. Pferde mit kostbaren Sätteln, Zügeln u. s. w. geschickt, um auf diesen zu Gunsten eines spanisch-englischen Bündnisses zu wirken. Heinrich wies die Franzosen ab,

und schloß sich Ferdinand an, wie Katharina, seine Frau und des Aragonesen Tochter, berichtet, besonders durch jene Geschenke dazu bewogen [23]).

Wie nun auf die Souveräne durch Geschenke gewirkt wurde, so geschah dieß auch bei allen Personen, die irgendwie von politischer Bedeutung waren oder sein konnten. Es sind meist Geldgeschenke, sogenannte Pensionen, bewilligt worden, und zwar solche, welche geradezu offiziell entrichtet, und solche, die heimlich ausgezahlt wurden.

Außer den Dutzenden von Briefen, welche Ferdinand und Isabella besonders an die englischen Großen schickten, waren sie auch fleißig mit Geschenken zur Hand. So ließ Ferdinand den vornehmen Genuesen feine neapolitanische Pferde schicken; den venetianischen Gesandten Marino Georgio machte er zum spanischen Geheimen Rath, dem Venetianer Franz Kapello sandte er nach der Einnahme von Teneriffa einen von den neun gefangenen, kleinen Königen; demselben wurde auch eine von Columbus entdeckte kleine Insel, die sogenannte Kannibaleninsel, übermacht, von der er den kannibalischen Titel Graf der Kannibalen erhielt. An seines Schwiegersohns Räthe zahlte Ferdinand über 7000 Dukaten jährliche Renten, ohne daß er dabei seinen Zweck erreicht hätte. An der Annahme solcher Pensionen nahm Niemand Anstoß, denn sie erstreckte sich sogar auf die Souveräne; man könnte Bogen von Beispielen anfüllen; und es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß der Eine oder Andre, oder gar eine ganze Nation sich durch Nichtannahme solcher Pensionen ausgezeichnet hätte [24]). Einen ganz systematischen Eindruck machen die Geschenke, welche die osmanischen Staatsmänner, Beamte und Diener zu erhalten pflegten. In den von Charrière herausgegebenen Papieren [25]) ist auch die Rechnungsablage des Gesandten Rincon abgedruckt, welche im Wesentlichen folgendes erwähnt:

An Lofty Pascha, um mehr und mehr seine Gunst und Geneigtheit für die Geschäfte des Königs zu gewinnen und ihn einzuschläfern über die Durchreise des Kaisers durch Frankreich, gegeben an verschiedenen Arten von Kleidern, von Goldtuch und Seide . . . . . Werth 300 Thlr. Gold.

Dem 3. Pascha zu demselben Zwecke Kleider	150	Thlr.	Gold.
An Rustem, des Sultans Schwiegersohn und letzten Pascha, um ihm die Entschuldigung wegen der Reise glaubhafter zu machen, Kleider	150	„	„
An Barbarossas Diener bei einem Besuch .	2	„	„
Den Dienern des Sultans	12	„	„
Denjenigen, welche dem Sultan bei den Audienzen den Fußschemel reichen . .	2	„	„
Denjenigen, welche Trinkwasser bieten . .	1	„	„
Den Janitscharen	4	„	„
Den Leibwachen	1	„	„
Dem 1. Dragoman Junis=Bey, 1 Kleid	40	„	„
Dem Gouvernener von Pera (Soubassy) 1 Damastkleid	20	„	„

In der Rechnung folgen dann eine Masse von Trinkgeldern an alle möglichen Dienstleute, Sergeanten, Portiers, Janitscharen, Saitenspieler, Schreiber u. s. w. Auch Hochzeitsgeschenke an vornehme Muhamedaner. Ferner:

Dem 1. Sekretär des Großherrn 1 Kleid .	25	Thlr.	Gold.
Bei jeder Audienz bei einem Pascha bekamen die Portiers	1	„	„
Dem chaoul, zu Rincons Bewachung commandirt, 1 Kleid	18	„	„
Dem 2. Dragoman 2 Kleider	40	„	„
Dem Großkanzler, um ihn „für den Dienst des Königs aufzufrischen", 2 Kleider .	60	„	„
Dem 1. Schatzmeister 2 Kleider	40	„	„
Dem Kadi von Pera desgl.	40	„	„
Dem Schatzmeister von Syrien, damit verfallene Waaren und Güter restituirt werden, 1 Kleid	35	„	„
Dem 1. Dragoman der Pforte gemäß des ihm versprochenen Jahresgehalts von 1000 Thlr.	500	„	„
An Lofty Pascha, um ihn für Laszki geneigt zu machen, einen in Venedig eigens angefertigten Globus nebst Beschreibung	50	„	„

An den 2. Pascha Kleider	200	Thlr.	Gold.
An den 3. Pascha desgl.	150	„	„
An Rustem Pascha Kleider	150	„	„

Bei den Abschiedsaudienzen hielt natürlich Jeder wieder die Hand auf; hervorzuheben sind:

An den Leibarzt des Sultans eine goldene Kette	50	Thlr.	Gold.
Die ordentlichen Dragomans erhielten jährlich	200	„	„
Für die militärische Begleitung bis Ragusa (8 Pferde)	150	„	„
Den 4 Anführern derselben Kleider . . .	40	„	„
Für 12 Packpferde bis Ragusa, à 12 Thlr.	144	„	„
Für 4 armirte Barken von Ragusa nach Venedig	140	„	„
Equipirungsgelder für den zurückgelassenen französischen Agenten	100	„	„
Für Loskauf von Gefangenen	1050	„	„

Die ganze Gesandtschaft kostete nach Rincons Berechnung 6464 Thlr. Gold.

Einen etwas anderen Charakter haben die im Geheimen gezahlten. Allerdings sind es verhältnißmäßig nur wenig Beispiele, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß die Pension heimlich ausgezahlt wurde; so ist mir eins zur Hand, nach welchem der französische Staatsmann Robertet von Florenz eine „geheime“ Pension erhielt. Ebenso hatte Karl V. zwei Geheimsekretäre des Churfürsten Moritz bestochen. Moritz hatte das aber erfahren, that, als merke er nichts, zog sie nach wie vor zu den Berathungen zu, rühmte laut seine Treue gegen den Kaiser und gab den beiden Verräthern so die beste Gelegenheit an den Kaiser fortwährend von ihm Gutes zu berichten.

Man kann sich leicht denken, daß Maximilian aus bekannten Gründen sich lieber selbst bestechen ließ, als daß er bestach, zumal seine Versprechungen gar nicht cotirt wurden.

Daß ein Zeitalter, welches einen Cesare Borgia hervorbrachte, diesem mehr oder weniger schlimme Genossen gegeben hat, bietet nichts gerade Auffallendes, hat doch ein persönlich so ehrenwerther und politisch so hochstehender Mann wie Machiavelli dieses Ungeheuer als ein Vorbild der damaligen praktischen Politik hin=

gestellt. Von den Souveränen Europas steht ihm Karl V. ohne Zweifel am nächsten. Die Ermordung des päpstlichen Sohnes Pier Luigi erfolgte zwar, wie es scheint, auf Anstiften der kaiserlichen Statthalter; die beiden französischen Gesandten wurden zwar auf ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs von Mailand ermordet, und wenn man auch nicht wol zweifelhaft sein kann, daß vielleicht beide, jedenfalls aber der letztere Mord wenigstens mit der bekannten stillen Billigung des Kaisers erfolgte, so läßt sich doch nicht urkundlich nachweisen, daß der Kaiser den Befehl dazu ertheilt hat. In zwei Fällen aber ist constatirt, daß Karl V. Mord und Brandstiftung zu gebrauchen entschlossen war; in dem einen Falle nämlich fragt ein kaiserlicher Agent in Tunis an, welche Bezahlung eventuell der Mörder Chaireddin Barbarossas von ihm erhalten werde; eine Anfrage, welche Karl dahin beantwortete, daß er sogleich baar 4 bis 5000 Dukaten und eine Rente von 1000 Dukaten erhalten solle. In dem andern Falle ist es auf denselben abgesehen; Laszki hatte einen Menschen gedungen, welcher für 500 Dukaten das türkische Arsenal in Konstantinopel anstecken und sammt dem Großadmiral Barbarossa in die Luft sprengen sollte. In beiden Fällen scheiterte der Plan schließlich an der Unentschlossenheit der gedungenen Mörder und Brandstifter.

Ich ziehe es vor, diese dunkle, schmutzige Stelle zu verlassen und mich im Folgenden einer Erörterung darüber zuzuwenden, wie jenes Zeitalter die noch bestehende Idee der allgemeinen Christenheit und die kirchlichen und religiösen Fragen überhaupt als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke verwandt hat. Daß dergleichen von Alters her geschehen ist, weiß Jeder. Ob nun die alt-römischen Pfaffen den Oligarchen des Senats auf Verlagen bescheinigt haben, daß die Götter, durch das sträfliche Vorgehen des Tribuns C. Sempronius Gracchus erzürnt, die afrikanischen Hyänen hätten die Grenzsteine der projektirten Kolonie auf dem verfluchtem Boden Karthagos herauswühlen lassen, oder ob die neu-römischen Pfaffen die Abdankung des Königs Amadeo von Spanien als Strafe des Himmels für die Verbrechen seiner Dynastie ausgeben; es ist immer dieselbe Ausbeutung verknöcherter Religionsschematen und verpfaffter Kirchen, berechnet auf die menschliche Schwäche und Unwissenheit. Hier handelt es sich darum, die bedeutendsten Er-

scheinungsformen dieses ebenso alten als verbrecherischen Mißbrauchs der Religion in jenem Zeitalter kurz zusammenzustellen. Niemand hat die aus dem Mittelalter erhaltenen Reste der römisch-katholischen Theorie von der allgemeinen Christenheit mehr als politisches Mittel in Anwendung gebracht als Karl V.; bald ist es der König Sigismund von Polen, bald der König von England, bald der von Ungarn oder der Zar, welche aufgefordert werden, dem Kaiser, dem Hort der christlichen Kirche, zu Willen zu sein und ihm Beistand zu leisten gegen den aufrührerischen Fürsten, welcher ihn nicht nur verhindere, die europäische Christenheit vor den ungläubigen Bedrängern zu schützen, sondern der sogar mit diesen in einen abscheulichen Bund getreten sei. Wenn auch Niemand mehr auf diese verbrauchten Wendungen hörte, man wurde nicht müde sie zu recitiren.

Auch Karls Gegner haben sie nicht verschmäht. So hat z. B. die Ligue von Cognac, obgleich ein Glied derselben mit dem Sultan in Verbindung stand, den Kaiser als denjenigen darzustellen gesucht, welcher die Christenheit verhindere das Kreuz gegen die Ungläubigen zu erheben [26]). Im ersten Buche habe ich bereits die Schamlosigkeit erwähnt, mit welcher Ferdinand der Katholische und Ludwig XII., nachdem sie sich in das Königreich Neapel geteilt hatten, ihren Einfall damit motivirten, daß, da der König von Neapel mit den Osmanen im Bündniß stehe, sie jetzt Italien vor den Ungläubigen schützen müßten. Und welch ein wichtiges Glied der Papst in der Kette der politischen Berechnungen war, ist schon oft besprochen worden. Dieser mußte natürlich besonders darauf bedacht sein, seine politische Rolle mit der Stellung des christlichen Oberhirten zu combiniren und zu decken. Daß beides nicht in Harmonie zu bringen war, hat auch oft genug den Papst compromittirt und in die Enge getrieben. Es ist ein wahres Meisterstück von Rede, durch welches Papst Innocenz VIII. von dem florentinischen Gesandten mit seinen eignen Waffen geschlagen wurde; der Gesandte sagte da: „Hat Ferdinand (der König von Neapel, 1494 †) gesündigt, so ist das nicht zu verwundern, er ist ein Mensch und hat Menschliches gethan; des heiligen Vaters Aufgabe aber ist zu vergeben: was sollte er aber vergeben, wenn die Menschen nicht sündigten? Ferdinand

hat also das Menschliche gethan, was ihm zukam, der Papst müsse also das Christliche thun, was ihm zukomme, nämlich jenem vergeben.

Ich will die Beispiele nicht wiederholen, welche zeigen, wie der Papst seine kirchliche Stellung und deren Mittel politisch mißbraucht hat, ich will nur kurz daran erinnern, wie die Franzosen Savanarola und das Pisaner Concil, wie Kaiser und Papst die Protestanten politisch zu verwerthen gesucht haben; wie die Kardinäle Amboise, Wolsey und der Ungar Bakacs, durch die Begierde nach dem päpstlichen Stuhl gefesselt, ihre Länder in schwere, blutige Wirren zogen, wie ein Concordat zur Stärkung der französischen Königsgewalt verwerthet worden ist. Wie das Satyrspiel nach der blutigen Tragödie erscheint uns die Erzählung, daß Ferdinand und Isabella, um Karl VIII. und seine Schwester zur Herausgabe von Roussillon und der Cerdagne zu bewegen, zwei Geistliche am französischen Hofe bestochen hätten, welche dem französischen Könige und seiner Schwester vorstellen sollten, wie unrecht Ludwig XI. mit der Einziehung jener beiden verpfändeten Landschaften gethan habe; die Summe, die man für jenes Pfand erhalten, sei allerdings nicht zurückgezahlt, aber im Maurenkriege zum Besten der ganzen Christenheit verwandt worden; es müsse daher Ludwigs Seele im Fegfeuer schmachten, bis das Unrecht wieder gut gemacht und jene Landschaften restituirt seien; geschähe dieß nicht, so würden sich Karl und seine Schwester dasselbe Schicksal bereiten.

Auch in der Anwendung rein politischer Mittel und Complikationen findet sich oft und nicht ohne Geschick und Erfolg die Einkleidung und Verhüllung der Einzelzwecke in allgemeine Ideen angewandt; und da es schwerlich einen Begriff und ein Wort gibt, welches, abgesehen von der Religion, mehr gemißbraucht und weniger verstanden worden ist, als der Begriff und das Wort „Freiheit", so könnte man auch für jenes Zeitalter Beispiele genug beibringen, die beweisen, daß es dieselbe Art der Freiheit ist, welche Cäsar den Galliern, Franz I. den Deutschen, Karl V. den Italienern brachte oder bringen wollte. Unter dem Rufe der Freiheit sind die alten und modernen Bürgerkriege geführt worden; „Freiheit!" rief die ägyptische Priesterkaste, als ihr die Herrschaft im Staat genommen werden sollte, „Freiheit!" rufen noch jetzt

die Pfaffen und Pfaffengenossen, wenn der Staat ihre Herrschaft brechen will.

Ein Zeitalter, welches die Mittel nicht hat, diesen Ruf laut und überall erschallen zu lassen, kann weniger Erfolg von der Anwendung desselben erwarten, als ein solches, dem die ausgedehntesten Mittel dazu durch Parlamente, Versammlungen, Presse, Literatur u. s. w. zu Gebote stehen, durch welche auf die sogenannte öffentliche Meinung gewirkt werden kann. Ich sage „sogenannte“, denn wer wollte ihrer begrifflich Herr oder ihr ganz gerecht werden. Wer Gutes von ihr erfahren hat, wird sie anders definiren, als der, den sie mit Recht oder Unrecht in den Tartarus gestürzt hat. Wer beide Phasen durchgemacht hat, wird sie nicht ohne eine fast mitleidsvolle Wehmuth immer von Neuem erscheinen, sich geltend machen und verschwinden sehen, um in andren Farben und Formen mit derselben Prätension aufzutreten. Sie zeigt immer die sonderbare Mischung von Gutem und Schlechtem, Schwachem und Starkem der Menschennatur; es ist, wie wenn über Nacht gute und schlechte Zwerge und Kobolde ihr glückbringendes oder unheilvolles Werk, alle mit gleichem Eifer, verrichteten; es eilen die Kobolde des Neids, der Eifersucht, des Hasses, der Verleumdung Stücke herbeizuschleppen; die schwachen Wichtelmänner der Leichtgläubigkeit, der Albernheit, der Furcht fügen sie zusammen in wunderbarer Mischung; zuweilen kommt ein weißer Elf, um gute Stücke herbeizuschaffen; gewaltiger wächst der furchtbare Haufe, aufgebaut im Dunkeln, um am lichten Tag von geschäftigen Menschenhänden erst nicht ohne Scheu abgeholt und dann mit Lust hinausgeschleudert zu werden auf das oft unbekannte Opfer. Nur selten erscheint vorher ein guter, gewaltiger Geist, der das Koboldswerk in alle Winde zerstreut, oder echte gute Werkstücke auf die schlechten wirft, daß diese zertrümmert werden, oder sich wie Mörtel zwischen die guten setzen; dann ist die Bildung fest, Keiner wagt mehr daran zu rühren, die öffentliche Meinung hat mit diesem Objekt abgeschlossen im Guten wie im Schlimmen.

Es gibt im Reformationszeitalter nur wenig Anhaltspunkte für die Beurteilung derselben. Wir wissen von der französischen öffentlichen Meinung, daß sie sich z. B. indifferent oder feindselig

gegen Karls VIII. und Ludwigs XII. italienische Politik verhält, daß sie aber seit den Thaten Gastons von Foix und Franz' I. sich ihr lebhaft zuwandte, bis mit der Schlacht von Pavia der Rückschlag eintrat. Was Deutschland angeht, so wissen wir aus der reichen Satiren= und Flugschriften=Literatur, daß hier die öffentliche Meinung entschieden anti=päpstlich und anti=fürstlich war; daß man während der ersten Regierungsjahre Karls V. in ihm den Retter der Nation erblicken wollte, daß aber ebenso schnell diese Stimmung nach dem Bauernkriege wieder verschwand und einer dem Kaiser und den Franzosen fast gleich feindlichen Stimmung allmählich Platz machte. In England war die öffentliche Meinung noch von den Unionskriegen her antifranzösisch, wie sie in Schweden antidänisch war. Die Diplomatie jener Zeit hat nun nicht bloß auf die Kenntniß der öffentlichen Meinung Gewicht gelegt [27]), sondern sie auch durch glänzende Geschenke an hervorragende Männer und ein prächtiges Auftreten der Gesandtschaften überhaupt zu bearbeiten gesucht.

Ja wir haben ein merkwürdiges Schriftstück, welches unternimmt, die französische Nation gegen ihren König aufzuregen und welches beweist, daß die Bearbeitung der öffentlichen Meinung schon damals von besonderem Werthe erschien [28]). Es ist dieß ein politisches Manifest, welches im Auftrage Maximilians im Jahre 1492 gegen Karl VIII. mit der Ueberschrift: „Gegen die falschen Franken zur Vertheidigung der Ehre des durchlauchtigsten römischen Königs" verfaßt worden ist. Der Inhalt des Schriftstücks, welches in lateinischer Sprache abgefaßt ist, ist kurz folgender: „Jedermann wisse, daß die Franko=Gallier bei der Besetzung benachbarter Länder, Städte und Herrschaften mehr Verrath übten, als daß sie gerechte Kriegsgründe hätten; mit Lug und Trug verbreiteten sie alles Mögliche durch Briefe und Boten unter „das leichtgläubige Volk". Deshalb soll ihnen jetzt einmal die Wahrheit gesagt werden als Antwort auf ihren lügnerischen Brief, wegen der gewaltsamen Wegnahme der Bretagne und der Prinzessin Anna. Ihre Vertragsbrüchigkeit suchten die Franzosen mit ihrer „lächerlichen Geschwätzigkeit" zu beschönigen. Nach vielen Anklagen und einem ganzen Sündenregister wünscht der Schreiber, Karl VIII. solle dieß nicht als gegen seine Person gerichtet an=

sehen; aber er hätte viel löblicher gehandelt, wenn er das Schwert gegen die Ungläubigen gezogen hätte. Die, welche ihm jene Schlechtigkeiten gerathen (besonders die Ehe mit Anna) und ihn so verdorben hätten, die hätte er mit dem Tode bestrafen sollen. Nach weiteren Beschwerden kommt auch eine Ansprache an den Papst und die Kardinäle, niemals zu einer solchen Ehe Dispens zu erteilen, denn dann werde die ganze Christenheit dieß schlechte Beispiel nachahmen, wie schon Juvenal in seinen Satiren I, 147 f. gesagt habe (folgt die Stelle). Bei Juden, Sarazenen, Mauren und Türken sei eine solche Heirat unerhört. Schlimmer sei sie als die That des Paris, der so bitter bestraft worden sei, und als der Raub der Proserpina. Himmel, Hölle und die Götter ruft der Schreiber an; wer von diesen könne das noch lange ertragen, oder schweigen, und sich nicht wundern, erstaunen und laut aufschreien? „Wie solltet Ihr, die vornehmsten französischen Fürsten und Herren, Ihr Prälaten und die über den ganzen Erdkreis berühmte Pariser Akademie, und Ihr Adligen und das unter so schweren Joch seufzende Volk solche Schlechtigkeiten ertragen, billigen und unterstützen können" u. s. w. Schließlich folgt eine Anrede an den alten Kaiser Friedrich, die Franzosen zu zerschmettern und Max zu unterstützen; „Heinrich von England, alle Fürsten, der Adel, die Städte und Gemeinden Deutschlands stünden alle auf seiner Seite".

Daß durch all dieß Maximilians Lage nicht im mindesten verbessert würde, macht bei der Beurteilung nichts aus. Man wollte gegen die Regierung Aufregung hervorbringen, sowie man es durch alle Mittel immer versucht hatte, sich in den auswärtigen Staaten Parteien zu bilden, was ja in einzelnen Fällen auch gelungen ist.

Ein immer in der Politik angewandtes Mittel ist das der politischen Bündnisse und Liguen. Das erste ausgedehnte Bündniß der Art ist die gegen Karl VIII. 1495 gestiftete Ligue von Venedig. Allein wie oft bemerkt, übersah man auch hier meist über der Quantität der Teilnehmer die Qualität der Leistungen, die sehr oft von den nicht unmittelbar Beteiligten gleich Null waren; es ist der Geist der Unwahrheit, der auch hier herrscht und der in einer Zeit des Meineids, des Lugs und des Trugs doch

16*

lieber an die geschwornen Eide und die versprochenen Unterstützungen glauben wollte, als an die Unmöglichkeit der Ausführung. Das einzige weit ausgedehnte Bündniß, welches zwar auch nur teilweise zur Ausführung gekommen ist, aber doch auf der einzig brauchbaren Basis, nämlich der Gemeinschaft der politischen Interessen, abgeschlossen ist, dürfte das gegen den Kaiser im Jahre 1540 abgeschlossene schottisch-französisch-klevisch-geldrisch-dänisch-schwedische Bündniß sein, bei welchem ganz besonders das Princip der Diversionen wirksam gemacht werden sollte. Dieses Princip muß immer die erste Rolle spielen und hat sie auch in den Verhandlungen jener Zeit gespielt. Ich will nur daran erinnern, wie gewöhnlich die kleinen, internen Fragen benutzt wurden, um auf die Entscheidung der größeren hinzuwirken.

Zum Schluß eine Abwägung eintreten zu lassen, die zum Resultat haben könnte ein Urteil über die größere oder geringere Gewandtheit in Beschaffung neuer Mittel, erscheint nicht ohne Bedenken. Wenn man z. B. der burgundisch-spanischen Politik hierin den Vorzug einräumen und der orientalischen Politik Ferdinands mit Recht vorwerfen wollte, daß sie in der Anwendung diplomatischer Mittel sich am dürftigsten erwiesen habe, so würde doch eine gewisse Ungerechtigkeit darin liegen, denn man muß nicht vergessen, daß die Politik Ferdinands fast bis zu Ende sich, wenn auch mit immer stärkerem Widerstreben, in den burgundisch-spanischen Fesseln Karls befunden hat.



Rückblick.

Ohne weit auszuholen, wird sich auf der Basis des Gesagten leicht erkennen lassen, daß auch bei der hier behandelten Materie der äußeren Politik und der diplomatischen Gebräuche das Reformationszeitalter geringe Keime gezeitigt, Neues geschaffen, Aelteres in System gebracht hat. Die Erfindungen hatten nicht blos den geistigen Blick erweitert, sie hatten auch die europäischen Völker in nähere Berührung gebracht. Man fing an sich als Glieder einer großen Gemeinschaft zu erkennen, man bemerkte, daß bei den Handlungen eines einzigen mehr oder weniger alle Nachbarn beteiligt waren. Mit Sorgfalt, oft nicht ohne Aengstlichkeit beobachtete man die politischen Bewegungen des Nachbars. Man dachte darauf, wie man denselben begegnen oder zuvorkommen wolle; die Idee vom Gleichgewicht der Staaten begann sich deutlicher und am erkennbarsten in den complicirten italienischen Staaten zu entwickeln. Bald ergaben sich die ausgedehntesten politischen Aufgaben. Da bei der Lösung jeder politischen Aufgabe die Zweckmäßigkeitsfrage der Kern ist, die Zweckmäßigkeiten aber nicht nur subjektiv sehr verschieden beurteilt werden, sondern vor allem durch den raschen Wechsel der Thatsachen zu den variablen Größen gehören, so liegt es in der Natur der auswärtigen Politik, daß ihre wirksame Bearbeitung nur von einem Einzelnen geleitet werden kann. In einem Zeitalter, welches, wie das hier behandelte, einen so niedrigen Stand der öffentlichen Moral aufzeigt, birgt das viele Gefahren. Erwägt man weiter, daß die europäischen

Politiker mit wenigen Ausnahmen bis auf jenen Zeitraum in dem mittelalterlichen System der lateinischen Christenheit befangen, sich bei Behandlung der politischen Fragen vielfach von diesen Ideen der allgemeinen Christenheit bestimmen ließen, so kann man die Vorbedingungen für die politische Thätigkeit jener Zeit als günstig nicht ansehen. Die auswärtige Politik hat zum Ziel: Vergrößerung resp. Erhaltung der Macht. Die Reformationszeit verstand unter dieser Macht durchweg die der Fürsten, die dynastische; theoretisch wenigstens will man heutzutage die Macht des Staates und des Volks darunter verstehen. Daß nun bei einer Concurrenz und Differenz der dynastischen und Staats-Interessen jene durchweg den Sieg davontrugen, liegt in der Natur der Sache und der Menschen. Nur da, wo eine Dynastie mit dem Volk verwachsen ist, wo beider Interessen gemeinsam sind, wo der Fürst sich als ein Glied seines Volkes fühlt, ist eine Behandlung der auswärtigen Politik möglich, welche lediglich durch die wahren Interessen des Staates bestimmt wird. Man wird sich erinnern, daß dieß im Reformationszeitalter nicht die Regel war. Es ist in der menschlichen Natur begründet, jede Thatsache, jede Entwicklung aus der Ueberzeugung heraus zu beurteilen, die sich Jeder über dieß oder das gebildet hat; alles, was ihn berührt und trifft, mißt er mit dem Maßstab seines vermeintlichen Rechts, um darnach die Thatsachen zu acceptiren oder anzuklagen. Durch das letztere nun machen sich Politiker und politische Parteien impotent, weil sie ohne solide Basis arbeiten, weil sie ignoriren, was ihre Thätigkeit präjudicirt.

Präjudiciell aber für den Politiker ist das Verhältniß seines Staats zu den Nachbarn, die geographische Lage, der Zustand des Volks. Der weltgeschichtliche Fortgang erweitert den internationalen Verkehr, ändert nicht selten die Bedingungen für den Bestand eines Staates, bringt die völkerrechtlichen Garantien ins Schwanken, und zwingt den Politiker seine Wege zu ändern. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und die portugiesische Okkupation haben der venetianischen Politik und der Westeuropas überhaupt andere Grenzen angewiesen und starke Modifikationen auferlegt; die dänische Successionsfrage hat man einmal durch Schottland zu lösen gesucht; der Schah von Persien sollte durch einen Kampf

mit den Osmanen dem Kaiser freie Hand gegen Franzosen und Protestanten schaffen helfen; der Tartarenchan der Krim mit seinen Angriffen auf Polen war ein wesentlicher Faktor im Calcül der russischen Staatsmänner; mit dem spanischen Kolonialgolde wurden die europäischen Angelegenheiten betrieben. Aber auch Angesichts dieser Thatsachen läßt sich nicht behaupten, daß viele wesentliche Aenderungen in dem internationalen Verhältniß der europäischen Völker zu einander in dem ganzen Zeitraum der neueren Geschichte eingetreten wären. Die durchgreifendste Verschiebung der Machtverhältnisse hat sich im Osten vollzogen, die Folgen waren für den Westen nicht unbedeutend. Deutschland befand sich wie immer in gefährlicher Lage; wie kein anderes Land ist es auf eine solide militärische Macht und den Rechtssinn seiner Nachbarn angewiesen. Der letztere ist nun gerade in völkerrechtlicher Beziehung am wenigsten ausgebildet. Zu dem allgemein Bekannten will ich nur wenige Worte hinzufügen, welche einer Depesche des polnischen Gesandten beim ungarischen Hofe entnommen sind; er schreibt von Ofen: „Der Haß gegen die Deutschen ist hier so groß, daß man an nichts so sehnsüchtig denkt als an einen Bund mit den Türken und an einen gemeinsamen Ueberfall Deutschlands." Woher dieser Haß kam, hat Johann Zapolya demselben Gesandten gesagt: es wäre eine gewöhnliche Sache, daß die deutschen Fürsten, wenn ein König von Ungarn gestorben sei, stets um diese Krone sich bewürben, um dieß Reich zu erwerben und die ungarische Nation auszutilgen.

Daß die burgundisch=habsburgischen Universal=Tendenzen es vor allem Andern gewesen sind, welche Deutschland in unabsehbare Irrungen mit seinen Nachbarn gestürzt haben, hat Ludwig XV. nicht übel bezeichnet, als er das Mausoleum der Maria von Burgund in Brügge die Wiege der beinahe dreihundertjährigen Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland nannte. Wie wenig die Habsburg=Burgunder die Selbständigkeit der nationalen Staaten achteten, geht aus jedem Zug ihrer Politik hervor; hießen ja doch die Kriege mit Frankreich am spanischen Hofe: **bella intestina.** Bei Italien kann von einer völkerrechtlichen Garantie des Bestandes um so weniger die Rede sein, als die Einzelstaaten die fremden Großmächte selbst hereingerufen und ihre jeweiligen Siege

nicht sowol den eignen Kräften als fremder Hilfe zu danken hatten. Daß zur Herrschaft in Europa eine Verbindung Deutschlands mit Italien und den Ostseeländern nöthig ist, hatte Karl V. wol erkannt; nur widersprach die Art, wie er seine Zwecke realisiren wollte, auf das entschiedenste dem nationalen Zug, dem Drang nach Selbständigkeit, der damals durch die Welt ging. Die moderne Politik hat dafür andere und passendere Formen gefunden.

Von weit größerer Bedeutung für die Behandlung der politischen Fragen ist die geographische Lage eines Landes. Ludwig XI. hatte einmal gesagt, daß ihm ein paar Dörfer, die an sein Gebiet stießen, mehr zur Erwerbung geeignet und werthvoller erschienen als abgelegene Königreiche. Allein das Verständniß für die geographische Lage ist doch vielfach durch dynastische und universelle Principienfragen getrübt. An Beispiele wird man sich leicht erinnern, auch wenn man von der hundertfach ventilirten italienischen Frage absieht. Die burgundisch-habsburgische Politik hatte erkannt, daß der Besitz der Niederlande, Flanderns, Burgunds, Lothringens und der Freigrafschaft die Herrschaft über Nord-Frankreich, d. h. also ganz Frankreich, bedeute. Nicht minder genau wußten aber die französischen Könige, daß Burgund vor allem nach den natürlichen Grenzen und der Art der Bewohner zu ihrem Reiche gehöre, und daß der Besitz dieses Landes für Frankreich zur Existenz als Großmacht nothwendig war. Die natürlichen Bedingungen haben den Sieg davongetragen. Auch in der Ostseefrage haben die einheimischen Gewalten die Oberhand behalten. Im weiten Ausblick auf die Weltherrschaft sind die Habsburger z. B. in der würtembergischen und deutschen Frage den Localmächten unterlegen. An den Schweizer Bergen sind sie gescheitert wie ihre Vorfahren. Daß sich Karl VIII. und seine Nachfolger schwer an dem oben erwähnten Grundsatze Ludwigs XI. versündigt haben, haben sie theuer bezahlen müssen. Daß sie sich, um ihre italienische Politik zu fördern, Savoyens bemächtigen wollten und zeitweise bemächtigten, beruht auf der richtigen Erkenntniß, daß dieß Ländchen die einzig mögliche Basis war, wenn Frankreich Oberitalien halten wollte.

Wenn Ferdinand die, wenn auch nur mittelbare, Franzosenherr-

schaft in Navarra vernichtete, so handelte er dabei nicht nur im Interesse seines Landes, sondern — wie dieß denn auch immer zusammentrifft — nach Maßgabe der geographischen Bedingungen; mit der Erwerbung Roussillons handelte er den letztern entgegen; der Besitz dieser Landschaft ist deshalb auch nicht von längerer Dauer gewesen. Die italienischen Erwerbungen sind lediglich aus dynastischen Gesichtspunkten erfolgt.

Heinrich VII. hat, wie kaum Einer seiner Zeitgenossen, die geographischen Bedingungen seines Landes erkannt nnd politisch auszunutzen gewußt. Im Vertrauen auf die insulare Lage seines Landes hat er seine ausgedehnten europäischen Beziehungen blos dazu benutzt, um seine Kasse zu füllen. Der englisch-französischen Unionspolitik konnte er um so leichter entsagen, als die alten, normannischen Geschlechter, welche, wie ein Neuerer treffend bemerkt, die alte Heimat auf dem Festlande nicht verschmerzen konnten, in den Rosenkriegen umgekommen waren. Der Gedanke, sich nach Philipps von Kastilien Tode durch Verheiratung mit seiner wahnsinnigen Wittwe die Verwaltung Kastiliens zu sichern, hat in der Politik der englischen Könige nur vorübergehend eine Rolle gespielt und ist nicht zur Ausführung gekommen.

Nicht ungestraft hat Heinrich VIII. sich durch den Ehrgeiz seines Ministers in die alte Unionspolitik zeitweise hineinziehen lassen. Auch in der schottischen Politik vernachlässigte er seines klugen Vaters Beispiel, der durch Verheiratungen und eine weise Friedenspolitik fortwährend gute Beziehungen mit Schottland zu unterhalten suchte. Er pflegte zu sagen: „Schottland wird an England kommen, denn das Kleinere geht dem Größeren nach."

Wie die große Frage im Osten den geographischen Bedingungen entsprechend gelöst und dauernd gelöst worden, ist erwähnt; nur Polen und Ungarn befanden sich in großer Gefahr. Wie ein großer Keil hatten sich die Osmanen in letzteres hineingeschoben, sodaß das Land in zwei kleine Hälften zerschnitten wurde, die nur durch ein schmales Stück zusammenhingen. Polen, beständig von Rußland bedrängt, hat durch seinen Vertrag mit dem neuen Herzog von Preußen sich den Erwerb desjenigen Landes entgehen lassen, auf welchem die Lebensbedingungen des polnischen Staates beruhten. Die Könige wollten die Ukraine nicht auf-

geben, um die preußische Küste zu retten, sie sollten beides verlieren.

Mit dem schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fast überall erwachenden Nationalgefühl und dem Bestreben nach Selbständigkeit steht die habsburgisch=burgundische Politik in schärfstem Gegensatze, wie denn wunderbarer Weise gerade in jener Zeit die burgundische Macht, den Zeitläuften zuwider, sich entwickelt hat. Wie wenig Karl ein Verständniß für die Deutschen hatte, geht klar aus seiner Behandlung der religiösen Frage hervor; meint ja doch auch sein Beichtvater, man müsse die protestantischen Fürsten zu Paaren treiben, wie in Spanien die Communeros; an einer anderen Stelle seiner höchst variablen Recepte meint er wieder, die ketzerischen Gelehrten und Fürsten müsse man durch Geld und Schmeichelworte gewinnen, das übrige niedrige Volk durch Gewalt, das habe ja auch in Spanien geholfen. Mit allen seinen universalen Tendenzen hat er bekanntlich Schiffbruch gelitten, die deutsche Frage hat er im Sinne der Fürsten sich lösen sehen, das Kaiserthum hat er nicht blos bei den Deutschen in Mißcredit gebracht. In dem Maße als die nordische Union, wie die englisch=französische, dem Nationaldrang entgegengesetzt war, in demselben Maße waren alle unionistischen Anstrengungen erfolglos. Die natürlichen Bedingungen, geographische wie ethnographische, haben fast durchaus entscheidend eingewirkt.

Es ist ein Erfahrungssatz, daß es bei dem Staatsmann nicht auf Neuheit der Idee, sondern auf die geschickte Ausführung ankommt. Die Erfolge in der äußeren Politik hängen meistens von rechtzeitigem Wechsel in den Mitteln ab; dazu gehört aber vor allem eine gute Diagnose der Lage und eine richtige Prognose der Wirkungen seiner politischen Mittel. Obwol man diese Eigenschaften Karl V. nicht absprechen kann, so sind seine politischen Erfolge doch wesentlich dadurch beeinträchtigt worden, daß ihm meist unerreichbare Ziele vorschwebten. Unbeirrt hat er sie allerdings auf tausend verschiedenen Wegen im Auge behalten, aber er hat sie kaum halb erreicht und Erreichbares darüber außer Acht gelassen; nicht unähnlich ist die Politik der Päpste. Ein Beispiel diplomatischer Impotenz ohne Gleichen ist dagegen die habsburgisch=orientalische Politik. Es kamen fortwährend, wol ein Viertel=

jahrhundert hindurch, kaiserlich-königliche Gesandtschaften nach Konstantinopel, welche immer dieselben Anerbietungen machten, und die dann die Pforte regelmäßig mit Hohn, oft genug unter Beschimpfung des Gesandten und von einer Kriegserklärung begleitet, abwies. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die Entsagungskraft der Gesandten oder über die Naivität der Absender wundern soll. Selbst die venetianische Politik, der man sonst ein Schwanken nicht nachsagen kann, hat sich durch eine dreißigjährige bewaffnete Neutralität — dieses hölzerne Eisen — um seine griechischen Besitzungen, um viel Geld und seinen ganzen Einfluß im Orient gebracht, der an Frankreich übergegangen ist. Gerade auf der orientalischen Frage beruht Frankreichs Kraft, gerade hier hat die französische Politik geniale Züge gethan. An dieser Stelle sei nur noch hervorgehoben, daß Franz I. und besonders sein Nachfolger die kaiserliche Macht in Südeuropa hauptsächlich durch die osmanische Flotte brechen wollten.

Charakteristische Merkmale für die Politik der verschiedenen europäischen Völker lassen sich für einzelne wol finden. Von einer deutschen Politik kann in jener Zeit natürlich keine Rede sein, die habsburg-burgundisch-spanische ist genugsam bekannt. Im ganzen Osten tritt nur die Politik Rußlands und der Osmanen bestimmt hervor. Beider Thätigkeit, namentlich diejenige Rußlands, ist mit ganzer Kraft und Zähigkeit auf Erweiterungen nach dem Westen gerichtet; beide Staaten haben in jenem Zeitalter nur Eroberungspolitik getrieben und beide unter günstigen Umständen. Während die englische Politik sich mehr mit der Behandlung der inneren Angelegenheiten beschäftigte, war die französische mehr auf den Glanz äußerer Machtentfaltung berechnet, Merkmale, die bekanntlich noch immer zutreffen.

Wenn zum Schluß die Resultate der ganzen Periode noch einmal zusammengefaßt werden sollen, so muß zunächst im Allgemeinen hervorgehoben werden, daß erst in diesem Zeitraum das religiös-politische System des Mittelalters, das der lateinischen Christenheit, beseitigt worden ist. Die Schlacht von Pavia, welche der Sieg jenes Systems schien, hat die Wandlung der französischen Politik in der orientalischen Frage hervorgebracht; die matrimonialen Angelegenheiten Heinrichs VIII. haben nicht nur England

vom Papstthum befreit, sondern dem Land und Fürsten durch die Säkularisation der geistlichen Güter einen Erwerb zugeführt, dessen Flüssigmachung nicht wenig zum commerciellen und maritimen Aufschwung Englands beigetragen hat. Deutschland war jetzt auch religiös gespalten, wie es politisch schon längst der Fall war; Spanien allerdings, durch die Inquisition rein gehalten, befand sich noch ganz in dem mittelalterlichen hierarchischen Geiste, aber die spanischen Regenten wußten diesen den vermeintlichen Interessen ihrer Dynastie dienstbar zu machen.

Während Deutschland sich spaltete, Polen, Ungarn und Italien in Abhängigkeit sich befanden und durch beklagenswerthe Wirren geschwächt waren, consolidirte sich die russische Macht und sammelte sich zur Lösung der baltischen Frage, dehnte die Pforte ihre Eroberungen nach Westen aus. Die Habsburger schmiedeten Spanien, Italien und die Niederlande zusammen; in Böhmen, Ungarn und den östreichischen Landen hielten sie sich; die Hansa hatte ihre politische Macht aufgeben müssen und viel von ihrer commerciellen verloren; die skandinavischen Reiche bestimmten selbst über ihre Geschicke; England hatte seine innere Kraft zu sammeln begonnen; die Franzosen im sichern Besitz von Burgund und lothringischen Landesteilen bedrohten mit Metz die niederländischen Besitzungen der Habsburger und die deutschen Grenzen; nach der Einnahme von Calais herrschten sie im Kanal; von Corsika aus, das sie den Genuesen genommen hatten, im Bündniß mit den Osmanen und dem Dey von Algier, begannen sie das Mittelmeer zu beherrschen und die spanischen Besitzungen zu bedrohen; schon rüstete man sich zum Kampfe gegen Habsburg, als die reformatorischen Ideen auch die kirchliche und politische Centralisation Frankreichs in Frage zu stellen schienen. Venedig ging in seiner politischen wie commerciellen Macht erheblich geschmälert aus den Kämpfen hervor, die unteren Donauländer befanden sich in der herkömmlichen Gährung. Mit der Schlacht von Mohacs wurde zwar der Keim der Zwietracht zwischen den beiden habsburgischen Linien gelegt, aber auch der wirksamste Verbindungsknoten zwischen Osten und Westen geschürzt. Es war wirklich eine neue Zeit hereingebrochen.

I.
Bemerkungen zum ersten Buch.

Zu S. 26. Die Heiratsverhandlungen zwischen Spanien und England sind weitläufig besprochen von Bergenroth (State pap. I, Introd. p. 43 sqq.); die einschlägigen Depeschen in demselben Bande machen einen fast lächerlichen Eindruck, wenn man sich erinnert, daß der vielgepriesene Prinz von Wales 20 Monate alt war. Die Bedingungen des Vertrags zwischen Heinrich und Ferdinand ebenda. Wie sich Heinrich durch die Spanier fangen ließ, zeigt Art. 8, in welchem gesagt wird, daß, wenn Karl VIII. die Normandie und Aquitanien freiwillig an Heinrich abtrete, dieser ohne Spanien mit jenem Frieden schließen dürfe; dasselbe gelte aber auch für den Fall, wenn Karl an Ferdinand Roussillon und die Cerdagne abtrete.

Zu S. 27. Charakteristisch für die damalige Politik ist, daß im Frieden von Barcelona Ferdinand und Isabella auf ihr königliches Wort versichern, daß sie keine Heirat der Ihrigen mit einem Glied des englischen oder habsburg-burgundischen Hauses zulassen wollten, während ganz gleichzeitig der Heiratsvertrag mit England verhandelt und abgeschlossen wurde.

Zu S. 32. Karls phantastische Kreuzzugspläne hatten bereits in einem damals sehr verbreiteten Gedicht ihre Verherrlichung gefunden:

„Il passera delà la mer
Entrera puis dedans la Grèce
Et par sa vaillante promesse
Sera nommé le roi des Grecs
En Jerusalem entrera
Et mont Olivet montera“ etc.

Zu S. 33. Ein wahres oratorisches wie politisches Meisterstück ist die in kurzen Antithesen gehaltene Rede des mediceischen Gesandten vor Innocenz VIII.

vgl. Desjardins, Négociations dipl. de la France avec la Toscane I, 205 sqq. Ebenda steht auch das politische Testament Lorenzos in der Depesche an seinen Gesandten in Rom, d. d. 22. Oktober 1487.

Zu S. 33. Abschrift des notariellen Abtretungsvertrags zwischen Karl und Andreas Paläologus abgedruckt in Mémoires de l'académie des inscr. et belles lettres, T. XVI.

Zu S. 35. Wenig vereinbar mit den bestbeglaubigten Zeugnissen der Zeitgenossen sind die Rettungsversuche, welche Reumont (Geschichte der Stadt Rom III, 1. p. 201 sqq.) mit Alexander VI. anstellt. Unter Anderem widerspricht Reumonts Behauptung, daß seine Wähler ihn nicht gekannt hätten, ein Brief, den Petrus Martyr an den Kardinal Sforza gerichtet. Welches guten Rufes sich Alexander bei diesem „frommen Manne" erfreut habe, geht ebenfalls aus dieser epistola 119 hervor: „Non placuisse meis regibus (Ferdinand und Isabella) pontificatum ad Alexandrum quamvis eorum ditionarium pervenisse. Verentur namque ne illius cupiditas ne ambitio, ne (quod gravius) mollities filialis christianium religionem in praeceps trahat." Reumont läßt sich zu der Behauptung herbei, daß die Verstellungskunst Alexanders ein Charakterfehler sei, der sich erst spät entwickelt habe; wie das mit dem 62. Lebensjahr Alexanders sich zusammenreimt, ist dabei ganz unverständlich; wenn er ihn am Wechselfieber sterben läßt und sein schmutziges Verhältniß mit Lucrezia für erfunden erklärt, so macht diese Darstellung völlig den Eindruck des Plaidoyers. — In Reumonts Darstellung treten auch die weltlichen Tendenzen Sixtus' IV. weit weniger hervor, als die Thatsachen dieß verlangen.

Sowol nach den Darstellungen der Zeitgenossen, als auch Neuerer, z. B. Rankes, erscheint der alte König von Neapel dem französischen Einfall gegenüber muthlos. Die neuste Publication, Codice Aragonese ed. Fr. Trinchera (3 vol. 1870), widerlegt diese Auffassung und gibt neue, interessante Beiträge zur Vorgeschichte des Zugs und Ferdinands diplomatischen Künsten.

Zu S. 35. Daß Karls VIII. Expedition nach Neapel bei den Franzosen höchst unpopulär war, berichtet der Florentiner Gesandte von Paris 1494; s. Desj. I, 292.

Zu S. 37. Schon 1493 berichtet der Florentiner Gesandte aus Paris, daß Ferdinand zu Gunsten des Königs von Neapel interveniren zu wollen scheine; desgleichen berichtet der Florentiner Gesandte am Hofe zu Neapel von einem Bündniß der beiden aragonesischen Häuser.

Zu S. 38. Die Verhandlungen Ferdinands mit England s. bei Bergenr. I, No. 92 sqq. Der Papst hatte dem Spanier die sog. Tercias, d. h. $^2/_9$ von den Zehnten aller kastilischen Besitzungen, bewilligt.

Zu S. 39. Wenn Heinrich VII. der Ligue von Venedig unter der Bedingung beitritt, daß der Artikel von der Bereithaltung der Truppen für ihn keine Gültigkeit habe, so war seine Absicht erreicht, die Folgen seines Beitritts waren illusorisch gemacht.

Außer den bekannten trefflichen Arbeiten über die englische Geschichte hat auch J. H. von Thommes (Mainz 1866, 2 Bände) über die Tudors erscheinen lassen; diese sog. Geschichte ist aber ebenso unwissenschaftlich als tendenziös.

Zu S. 39. Die Unterhandlungen zwischen Heinrich und Ferdinand wegen der Auslieferung Perkin Warbecks bieten ein Muster der versatilen und dilatorischen Politik Ferdinands (Bergenr. I). Interessant sind die Erörterungen Bergenroths über eine chiffrirte Depesche Isabellas an Heinrich, aus der er glücklich folgert, daß Heinrich VII. nach seines ältesten Sohnes Tod seine verwittwete Schwiegertochter selbst heiraten wollte, daß aber Isabella den Antrag bestimmt ablehnte; vgl. Bergenroth I, Introd. 95 sqq. Heinrichs VIII. Protest gegen die Ehe mit Katharina, Bergenroth I, No. 435.

Zu S. 40. Max wurde in dem Wahn, daß Ferdinand energisch gegen die Franzosen vorgehen werde, durch seine täppischen Gesandten in Madrid erhalten. (Chmel, Urkunde, Bibl. d. lit. Ver. X, 195.) Wie Ferdinand dachte, sieht man aus den Depeschen an seinen Gesandten in London, Bergenroth I, No. 193 sqq.; vgl. auch Chmel, Aktenstücke (Mon. Habsb. I).

Zu S. 41. Die Verhandlungen Maximilians mit der Schweiz s. Chmel, Urkunden a. a. O., S. 161 ff.

Zu S. 41. Als Scheidungsgründe machte Ludwig XII. vor der päpstlichen Kommission geltend:

1) Sa parenté au 4me degré avec Jeanne de France.
2) L'affinité spirituelle avec Jeanne (sein Schwiegervater war nämlich sein Pathe gewesen).
3) La contrainte et la violence qui avaient précédé a son mariage (Ludwig XI. habe ihn mit Güterconfiskation und Ersäufen bedroht).
4) La conformation physique de Jeanne, tellement contrefaite, qu'elle était incapable d'avoir des enfans. L. beschwur, daß er die Ehe mit ihr nicht habe vollziehen können; und als Johanna sich von einigen Frauen untersuchen zu lassen verweigerte, wurde mit ihrer Zustimmung die Ehe gelöst.

Zu S. 43. Ueber die Verhältnisse der Eidgenossen und Graubündens vergl. Chmel, Urkunden 207—10, und den Aufsatz von Klüpfel in Sybel's hist. Zeitschr. XVI, 1 ff. — Für seine Unternehmung gegen Neapel hatte sich Karl die Allianz der Florentiner gesichert; die Verhandlungen für diese führte Machiavelli.

Zu S. 44. Im Vertrag von Granada, 11./11. 1500, wurde Ferdinand Apulien und Kalabrien, Ludwig Neapel, Campagna und die Abruzzen überwiesen.

Zu S. 45. Die Mißhelligkeiten zwischen Ferdinand und Ludwig traten sehr schnell hervor. Schon in der Depesche Ferdinands und Isabellas d. d. 12./7. 1502 — s. Bergenr. I, No. 327 — wird von Ludwigs schlimmen Absichten gesprochen, denen Heinrich durch einen Angriff auf Guienne und

die Normandie zuvorkommen müsse. In fast allen folgenden Depeschen dieses und des kommenden Jahres ist von diesen Eventualitäten die Rede.

Zu S. 48. Ferdinand war über den Frieden zu Blois 1504 sehr ungehalten; s. Bergenr. a. a. O. I.

Zu S. 49. Ferdinands Depeschen in den Jahren 1505 und 1506 sind voller Klagen über Philipps Undankbarkeit, s. z. B. Bergenr. I, No. 132 Philipps Besuch in England, beschrieben Bergenr. I, No. 451 und der große Traktat No. 455. Daß Philipp übrigens so genau mit den Verhältnissen am englischen Hofe vertraut war, hatte er einer Kammerfrau der Prinzessin von Wales zu verdanken, welche die betr. Mitteilungen an ihren Bruder Don Juan Manuel machte, welcher, obgleich spanischer Gesandter bei Philipp, diesem alles wieder berichtete. — Das französisch-spanische Bündniß war durch Amboise bewerkstelligt, dem die Spanier die päpstliche Tiara versprochen hatten, vergl. Lettres du Roy Louis XII. etc. (1712) I, 63.

Zu S. 49. Daß der Herzog von Geldern von Frankreich unterstützt wurde, schreibt Heinrich VII. an seinen Gesandten (Bergenr. I, 481). — Obgleich Margaretha von Anfang an die englische Heirat abgelehnt hatte, so wurden doch dem König fortwährend Berichte in die Hände gespielt über das heftige Verlangen der Prinzessin nach einer Heirat mit ihm; es war natürlich blos auf die von Heinrich im Heiratsfalle versprochenen 100,000 Kronen abgesehen; Heinrich hatte übrigens gleichzeitig Heiratsverhandlungen mit Frankreich angeknüpft.

Zu S. 59. Loredano nannte den Papst carnifex omni crudelitate praeditus. Hinsichtlich der Venetianer erklärte der französische Botschafter vor dem deutschen Reichstage: „Wenn es für Fürsten herabwürdigend ist, die Rolle von Kaufleuten zu spielen, schickt es sich nicht für Kaufleute, Politik zu treiben wie die Fürsten."

Ueber Ferdinands italienische Pläne vergl. Desj. II, 256 ff. Wie man mit den venetianischen Besitzungen umgehen wollte, geht aus dem Teilungsvertrag von Cambray hervor; es sollten erhalten der Papst: Ravenna, Faenza, Rimini, Imola, Cervia, Caesena; der Kaiser: Roveredo, Verona, Padua, Vicenza, Treviso, Friaul, Aquilega ꝛc.; Frankreich: Brescia, Crema, Bergamo, Cremona mit den Dependenzen von Mailand; Spanien: Trani, Brindisi, Otranto, Gallipoli. Den Kampf beginnen sollte vertragsmäßig der Papst mit Censuren, Interdikt et aliis ecclesiasticis remediis.

Daß übrigens der Papst und Ferdinand gegen die völlige Niederwerfung Venedigs sind, berichten bereits die Florentiner Gesandten d. d. 13./7. 1509 s. Desj. II, 392; vgl. ferner die interessante chiffrirte Depesche des englischen Gesandten am Madrider Hofe bei Brewer, Lettres and papers I, No. 490. Ungarn beanspruchte für seinen Eintritt in die Liga Dalmatien, s. Desj. II, 434 und Chmel, Urkunden, S. 338 ff. Ueber Englands Stellung s. Bergenr. II, No. 23 u. 25; sowie über die ganzen englisch-venetianischen

Beziehungen Brown, Cal. of state pap. etc. — zum Jahr 1526, 4 Bde.

Zu S. 60. Die italienischen Verhältnisse vergl. Desj. II, p. 456 sqq. 484 sqq.; p. 581 sqq. steht der Bericht über die Schlacht von Ravenna.

Zu S. 62. Zu der engl.-spanischen Politik s. bes. Brewer I, No. 796. 819. 3355. 3548. Heinrich läßt sich als „geliebter Sohn" überall vor den Triumphwagen seines „guten Vaters" spannen und wird mit Versprechungen auf französische Kronländer abgespeist.

Die besonders wegen der kastilischen Frage zwischen Max und Ferdinand herrschenden Differenzen hat der Großkanzler Gattinara beigelegt; Ferdinand sträubte sich aber fortwährend gegen den von Max gewünschten Thronfolger Karl, da er dessen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, vorzog. — Daß Max Papst werden und 2- bis 300,000 Dukaten verwenden wollte, um „die dürren Kardinäle damit zu erfrischen", schreibt er selbst an seine Tochter, Septbr. 1511, und unterschreibt sich bereits: „Euer guter Vater, künftiger Papst." Aehnliches an Paul von Lichtenstein. Alle Versuche, diese Tendenzen des Kaisers weg zu interpretiren, sind ganz verunglückt. Vergl. auch Böhm: Hat Max I. 1511 Papst werden wollen? Berl. 1873.

Zu S. 64. In das span.-franz. Bündniß ließ Ferdinand Navarra natürlich nicht aufnehmen, Bergenr. II, 105; Brewer I, 3766; gleichzeitig ist das engl.-span. Bündniß zur Eroberung von Guienne Brewer I, 4088. 4267; der Vertrag das. 4511 und 4560. Bergenr. II, 148. Die Unterhandlungen mit Schottland Brewer I, 3838. 3882; der Krieg 4375 sq.; die Schlacht bei Flodden beschrieben 4441.

Zu S. 65. Der Friedensvertrag zwischen Ludwig und Heinrich in 26 Artikeln Bergenr. II., 183.

Zu S. 66. Ueber Joachims I. Politik und die nordischen Verhältnisse s. Droysen, Gesch. der preuß. Politik II, 2. S. 70 ff.

Zu S. 67. Die hanseatisch-dänischen Irrungen rc. s. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europ. Politik, 3 Bde.; der Friedensschluß ebenda I, S. 16. Die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands von C. Cröger, Petersb. 1870, Bd. II, S. 87—145, durch Druck- und Schreibfehler sehr entstellt, bietet für unsern Zweck wenig.

Zu S. 68. Sogleich nach Alexanders Tod hat sich die polnische Regierung durch Gesandtschaften an den Wojewoden der Walachei und Wladislaw von Ungarn gewandt, um die Ruhe zu sichern. Acta Tomiciana I, p. 5 sqq. Wie wenig übrigens der König von Ungarn über die wirkliche Lage der Dinge unterrichtet war oder unterrichtet sein wollte, geht aus seinem Brief an König Sigismund 1508 hervor Act. Tom. I, 25 sq., in welchem er überfließt von Lobeserhebungen über die Treue Bochdans, des Wojewoden der Moldau, und der transsilvanischen Bojaren, welche keinen wählen würden, welcher nicht wäre „de consensu et voluntate nostra delectus". Daß die polnischen Agenten ungefähr das Gegenteil erfahren hatten, schreibt Sigismund an Wladislaw, Act. Tom. I, 28 u. 40. Im

folgenden Jahre machten denn auch die Walachen die üblichen Einfälle. Im Januar 1510 wurde allerdings schon wieder Frieden gemacht, wenn auch nur auf kurze Zeit. Um die immer wiederkehrenden tartarisch=russisch=moldau=walachischen Bedrohungen und Einfälle — während welcher die Gesandtschaften immer hin= und hergingen — drehen sich fast alle Berichte der nächsten Jahre. Der Brief Julius' II. an Sigismund wegen des allgemeinen Kreuzzugs Act. Tom. II, 46 sqq. Die ersten Verhandlungen zwischen Polen und dem Hochmeister Albrecht das. II, 120 sqq. Soweit ich übrigens die Act. Tom. habe einsehen können, was allerdings sehr erschwert ist, indem selbst die größten Bibliotheken sie entweder gar nicht oder nur bruchstückweise besitzen, so neige ich zu der Meinung, daß sie außer an einzelnen Stellen wie 1515 und 1526/27 zur Kenntniß der europäischen Politik nicht erheblich beitragen.

Zu S. 69. Ueber den habsburg=jagellonischen Vertrag s. Droysen a. a. O. II, 2. S. 90 f.; Liske: Der Congreß zu Wien, in Forschungen VII.

Zu S. 71. Für die Verhandlungen mit Max wegen der Schweiz rc. sind von besonderer Wichtigkeit die Depeschen des englischen Agenten Pace bei Brewer II; denn der Gesandte Wingfield sieht alles durch die habsburgische Brille; s. Pauli: Diplomatie 1516, in Sybels hist. Zeitschr. XIV, 269 ff. Vergl. ferner W. Gisi, Der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik 1512—16, Schaffhausen 1866.

Zu der Versöhnungsgeschichte zwischen Ferdinand und Heinrich bes. zu vergl. Bergenr. II, 207. 212.

Zu S. 73. Das doppelte Spiel des Papstes, der am 20./9. mit Franz abschloß, s. Bergenr. II, 219 und Desj. II, 690 ff.; trotzdem blieb Ferdinand gegen ihn bis zum Ende des Jahres in gutem Glauben, s. Bergenr. II, 221 f.

Zu S. 74. Franz' I. Brief von Bologna, d. d. 14./12. 15, s. Charrière, Négoc. de la France dans le Levant I. add. Ueber die ungarischen Verhältnisse das. I, 1 sqq., 142; Pray, Epist. Proc. Reg. Hung. Die neuen Publikationen der Pesther Akademie habe ich nicht einsehen können.

Zu S. 75. Zum Vertrag von Noyon, 13./8. 16, s. Brewer II, pref. 105 sqq. und die einschlägigen Depeschen: Lanz, Mon. Habsb., T. I, p. 24—28; Gachard, Anal. I, 194 sqq.

Zu S. 76. Die geheimen Artikel zum Vertrage von Cambray 1517 schlugen ein Königreich Italien (Venedig, Padua, Treviso rc.) für einen der beiden Erzherzöge und ein Königreich der Lombardei (Mailand, Mantua rc.) für Franz I. vor, s. Lanz a. a. O., S. 37 ff. Ueber die engl.=schottischen Verhältnisse s. Brewer a. a. O., S. 170 ff.; ferner R. Pauli: Irland unter den Tudors, in Sybels hist. Zeitschr. XXII, 257—70.

Zu S. 80. Zu Karls Wahl vergl. bes. Rösler, Die Kaiserwahl Karls V. (1868); Franz' I. Kosten hat le Glay Négociations dipl. entre la France et l'Autr. etc. in der Einleitung Tom. I zusammengestellt. Rankes im Text berührte Anschauung vom Sieg der „großen Motive",

welche er I, 240 der Gesammtausgabe erwähnt, kann ich allerdings nicht teilen. Nur Friedrich der Weise hat sich reine Hände und ein reines Gewissen erhalten. Englands Stellung zur Wahl s. Pauli Forschungen V; Polens Stellung s. Liske, in Sybels hist. Zeitschr. XVI, 46—79.

Zu S. 81. Karl unterhandelte 1519 gleichzeitig mit Franz — s. Lanz, Mon. Habsb. I, No. 33 — und mit England — s. ebenda No. 37; Brewer III, 643 ff.; Bergenr. II, 274. Von besonderem Interesse ist Don Manuels Orientirungsbericht über die Kardinäle Bergenr. II, 279; vergl. auch Franz' I. Instruktion an seinen Gesandten Weiss, Pap. d'état I, 116 sq.

Zu S. 83. Die Verhandlungen zu Calais, s. Mon. Habsb. I, No. 79—148 auf 200 S. gr. 8° und Weiß a. a. O. I, p. 125—241; sowie vom franz. Standpunkt le Glay II, p. 492. 94. 507. 21. 24 sqq.; ferner Brewer III, Introd. p. 149 sqq., No. 1443. 1475 sqq. und Ulmann in Sybels hist. Zeitschr. 1871. — Bergenr. II, 375 bringt eine Liste über die Abstimmung bei der Papstwahl, aus welcher hervorgeht, daß Wolsey im fünften Wahlgang am 3. Januar sieben Stimmen erhielt; damit erledigt sich Reumonts — a. a. O. III, 2. S. 147 — wunderliche Behauptung: „man scheint im Conclave gar nicht an Wolsey gedacht zu haben". Obgleich dieser Bericht, ebenso wie der No. 611 den Namen eines „offiziellen Protokolls", wie ihn Bergenr. allzu eifrig nennt, nicht verdient, so kann doch Niemand seine Belegkraft für jenes Faktum bestreiten. — Wahrhaft lächerlich ist der Bericht Don Manuels — Bergenr. II, 386 —, der darauf berechnet ist Wolseys Verdacht gegen den Kaiser zu entkräften. Es sei nämlich der kaiserliche Kourier, als er nach Rom unterwegs war, vom Pferde gefallen, und dieses wäre mit dem Felleisen davon gerannt. In diesem befanden sich just die Instruktionen, welche der Kaiser zu Wolseys Gunsten gegeben hatte. — Reumonts Aufsatz über Wolseys Stellung zum heil. Stuhl: Beiträge zur italienischen Geschichte III, 1—102, erleidet durch die neuesten Publikationen mehrfache Modifikationen.

Zu S. 84. Zu Adrians Leben und Plänen vergl. die Stelle bei Ranke, Päpste, wo mir indes die Motivirung der Wendung seiner Politik etwas gewunden erscheint, vergl. die Depeschen Manuels in den Jahren 1522/23. Von bes. Interesse ist das Schreiben Gattinaras an Hadrian vom 18./12. 22, das eine förmliche politisch-diplomatische Lektion für den Papst enthält; ferner Gachard, Anal. IV, 210; II, 212 und 225; Lanz, Correspondenz, S. 58—76; der geheime Vertrag mit England bei Bergenr. II, 427. 430. 442. Ferner Mignet, Rivalité de Ch.-Q. et de Fr. I in Revue des deux m. 1854, 58, 60, 66, 67. Die Irrungen mit Schottland Brewer III, Introd. 296 sqq.

Zu S. 86. Die Belagerung von Rhodus, s. Brewer III, 1272. Die höchst sonderbare Correspondenz zwischen dem Großmeister und dem Sultan, s. Charrière I, 88 ff.

Zu S. 86. Ueber das Parlament von 1523 vergl. Brewer III,

237—68 und Pauli, in Sybel's hist. Zeitschr. 1869, S. 28—64. Für die Papstwahl hatte Karl an Wolsey wieder die bindendsten Versprechungen gemacht, aber schon im Juli — Hadrian starb erst im Septbr. — und dann am 2. Oktbr. bezeichnete Karl seinem Gesandten den Kardinal Medici als kaiserlichen Kandidaten. Bergenr. II, 604. Am 6. Oktbr. bietet auch Margarethe Wolsey ihre volle Unterstützung an, Brewer III, 3399; der kaiserliche Gesandte teilte dem Kardinal Karls Instruktionsdepesche mit, in welcher Wolsey als sein Kandidat bezeichnet wurde; freilich ließ Karl selbst dieselbe in Barcelona aufhalten, damit sie zu spät kam (vergl. des Kaisers Depesche Bergenr. II, 615). Daß Medici anfangs schlechte Aussichten hatte, ersieht man aus der Depesche vom 28./10. an Karl (Bergenr. II, 606), nach welcher sich 20 Kardinäle gegen jenen eidlich verbunden hätten, während nur 16 für ihn seien; auch heißt es in einer Kopie des Wahlprotokolls, welche sich nachher Philipp II. machen ließ (s. Bergenr. II, 611), daß Franz I. — sich entschieden gegen Medici erklärt habe. Da man dieß alles unmöglich für Wahlmanöver halten kann, so läßt sich nur annehmen, daß innerhalb des Conklaves Medici den Franzosen beruhigende Erklärungen hat geben lassen, auch mochten diese die Wahl Wolseys für noch bedenklicher halten. Wie dieser hernach gute Miene zum bösen Spiele zu machen suchte, ersieht man aus dem Brief an Heinrich VIII, s. Brewer II, 3658. So schwankend die englische Politik war, so wechselvoll der englische Gesandte in Rom sich vernehmen ließ, mit der kaiserlichen Politik im Jahre 1524 stand es nicht anders, wie die Akten auf jeder Seite beweisen.

Zu S. 88. Heinrich VIII. war noch völlig in seiner Unions-Politik befangen, ließ er sich doch von Karl von Bourbon den Lehenseid als König von Frankreich schwören. Die Verhandlungen zwischen Papst und Franz, welche Ghiberti führte, s. Desj. II, 812 ff. Daß sich Wolsey entschieden gegen den Kaiser erklärt hatte, berichtet Nikolaus von Schomberg an den päpstlichen Legaten 17./8. 25, s. Desj. II, 835. Karl glaubte aus dem englischen Bündniß keinen Nutzen mehr ziehen zu können, s. Lanz I, 154 ff. ebenfalls im März 25.

Zu S. 90. Im Madrider Vertrag wurden an den Kaiser cedirt: Herzogthum Burgund, Grafschaft Charolais, die Baronien Noyers und Château-Chinon, die Vicegrafschaft Auxonne und der Sprengel von St. Laurent und zwar als Allode; nach Art. 23 sollte der König von Frankreich beim kaiserlichen Krönungszug Heeresfolge leisten. Unbegreiflich bleiben nach solchen Bedingungen die heuchlerischen Redensarten, die Karl an Margaretha schreibt, — Lanz I, 191: „Wenn ich mein Interesse mehr als alles andre hätte wahren wollen, hätte ich wenig grandement handeln können“ u. s. w. Die französischen Anschauungen s. le Glay II, 656 und Flassan I, 336 sqq.

Zu S. 91. Zur päpstlichen Politik, s. Instruktion und Memoriale an den Legaten in Spanien, Weiß I, 250—310. — In einem Briefe Heinrichs an den Papst, d. d. 16./4. 26 in State pap. VI, wird Karl als der allgemeine Friedensstörer bezeichnet.

Zu S. 91. Ueber die Intriguen des Grafen Chr. Frangipani, der mit dem Pascha von Bosnien einen Einfall in Krain und Steiermark verabredet hatte, berichtet Ferdinand schon im März 25, s. Lanz I, 155; zur Wahl Zapolyas vergl. auch Firnhaber, Urkunden zur Geschichte des Anrechts des Hauses Habsburg auf Ungarn; Archiv der kaiserl. Ak. 24, No. 10, desgl. Liske, Polnische Diplomatie 1526. — Die ersten Beziehungen zwischen Frankreich und Osmanen, s. Charrière I, 111 ff.

Zu S. 92. Die Franzosen hatten einen förmlichen diplomatischen Schlachtplan entworfen, um die römische Königswürde nicht an Ferdinand kommen zu lassen; er ist abgedruckt Lanz, Staatspapiere, Biblioth. der Lit. Ver. XI, S. 30 ff.; vergl. auch Droysen a. a. O. II, 2. S. 181 ff. Die Verhandlungen mit England sehr rege, s. State pap. VII; die Verhandlungen zwischen Heinrich und Ferdinand sind besprochen: B. v. Kraus, Engl. Diplomatie 1527 (Wien 1871). Im „ewigen Frieden" von Amiens 18./8. verzichtet Heinrich auf Frankreich gegen eine Jahrespension von 50,000 Thlr. Gold, in halbjährigen Raten zahlbar, „perpetuis seculis futuris". Die Einzelbestimmuugen bei Rymer u. Flassan I, 351; Desj. II, 981 ff. Von der „bösen Krankheit" Franz' I. und dem üblen Einfluß derselben auf ihn berichten zwei Depeschen Ende 1527 und Jan. 28, Gachard, Anal. I, 57 sqq. Ueber die Beziehungen zwischen Baiern und Zapolya vergl. Muffat, Quellen und Erörterungen zur bairischen u. deutschen Gesch. VII; über die preußisch-schlesischen Intriguen gegen Ferdinands Wahl, s. Liske, Poln. Dipl. 1526, S. 21 f.

Zu S. 93. Die Verbindungen zwischen Dänemark, Schottland und Frankreich sind alt. Brewer I, 4889. 3138. 3225 u. s. w.

Zu S. 95. „Die Lübecker 2c.", s. Waitz a. a. O. I, 24.

Zu S. 96. Die Verhandlungen mit dem Osten und die französischen Intriguen in Polen, s. Charrière I, 149 ff.; Lanz I, 109. 112; die Verhandlungen Karls mit dem Schah von Persien, s. Lanz I, 52. 168; Reusner, Ep. turc., lib. VIII, p. 152; Liske, Poln. Diplomatie 1527; Bibl. Ossolinsk. XII.

Zu S. 100. Ueber Katharinas Thätigkeit und Stellung, s. Bergenr. Supplem.; Introd. und Briefe — S. 46; und W. Maurenbrecher, England im Reformationszeitalter, der auch die Literatur zur Scheidungsfrage angibt.

Zu S. 101. Die Anekdoten, welche Cavendish in dem Leben Wolseys über die Gründe der Feindschaft zwischen Anna B. und Wolsey in Umlauf gesetzt hat, entbehren der thatsächlichen Unterlage, s. Brewer, Introd. III, 432 sqq.

Zu S. 102. Die angeblichen Motive Heinrichs setzt Froude Hist. of Engl. from the fall of W. etc., vol. I, p. 121 sqq. — ich citire nach der 4. Aufl., London 1867 — auseinander. Er hat S. 123 die — ich will nur sagen Kühnheit — zu schreiben: Die Scheidung erschien dem Könige als „moral obligation".

Von Beweisen ist seinerseits gar keine Rede, er müßte denn die Naivität haben, Heinrichs VIII. „remarkable and very candid account“ seiner Gefühle, die der König seinem Gesandten in Rom mitteilt — State pap. VII, 117 — für einen Beweis zu halten. Ebenso zutreffend als milde hat über ihn geurteilt R. Pauli in Sybels hist. Zeitschr. III, 42—97. — Interessant ist der klare und bündige Bericht Christophs von Carlowitz an Herzog Georg 1529, der die Dinge von London aus vollständig so darstellt, wie es im Text geschehen ist.

Zu S. 103. Eine Uebersetzung des Vertrags zwischen Zapolya und den Osmanen bei Reusner a. a. O. VII, 91.

Zu S. 103. Marseille trat nicht selten selbständig auf; so empfing es sogar Gesandte der kleinen afrikanischen Fürsten und schloß Traktate mit ihnen, Capmany, Mem. hist. I, pag. 203; Pardessus, Lois commerciales II. Der neue wegen der Eroberung Aegyptens mit Suleiman abgeschlossene franz.-orientalische Handelsvertrag bei Charrière I, 122 ff. Die Verhandlungen Franz' I. mit Zap. und Polen führte der Spanier Rincon, s. Charrière I, 155 ff. Dem Vertrage zwischen Franz und Zap. gemäß, 1528, wurde der Herzog von Orleans von letzterem adoptirt und als sein Nachfolger erklärt, Charr. I, 162 ff. Zu weiteren Verhandlungen mit dem Schah von Persien brauchte Karl den Johanniter Johann von Balbi 1529, der aber in Babylon verschollen ist. Die weiteren Verhandlungen dieses Jahres s. Lanz I, 292 ff.; le Glay II, 277—94; die 70 Berichte des venetianischen Gesandten in Florenz bei Albéri II, 97 ff.; Desj. II, 1010 ff.; Weiß I, 445 ff.

Zu S. 105. Damenfrieden von Cambray, s. Dumont, Corps dipl. II, 170; Weiß I, 464 ff.

Zu S. 106. Die Ordnung der ital. Verhältnisse zu Bologna, s. Dumont a. a. O. II, 53 ff.

Zu S. 107. Zum Jahre 1530 s. Lanz I, 360—414; Albéri II, 257 ff. Froude I, 191 ff. State pap. VI, 320 sqq. Die Correspondenz zwischen Karl und Clemens, s. Lämmers, Mon. Vatic., p. 47 sqq. Kampeggios Gutachten Lanz, Staatspapiere, S. 45 ff. Die Briefe des Beichtvaters eb. v. Heine mit ihren ebenso weitgehenden als schwankenden Vorschlägen. — Das Gutachten, wie Ferdinands Wahl zum römischen Könige durchzusetzen sei, in Staatspapiere, S. 50 ff.

Zu S. 109. Rincon ging nach Konstantinopel, um retardirend zu wirken. Charr. I, 176 ff. — Nach Katharinas von Aragon Tode hatte Karl seine Gesandten in London angewiesen, eine Annäherung an Heinrich zu versuchen, Lanz II, 212.

Zu S. 110. Zu Bologna 24./2. 33 förmliches Bündniß zwischen Papst und Kaiser — vergl. Weiß II, 1 ff.; obgleich al. 9 jedes Paktiren mit einem andern verbot, so schloß der Papst gleichzeitig Heirats- und Bundesvertrag mit Franz, und dieser hatte Oktober 32 eine Allianz mit Heinrich abgeschlossen. State pap. VII, 400 sqq.

Zu S. 110. In besonderer kaiserlicher Mission befand sich Frühjahr 33 in Bayern Gottschalk Erikson, dessen Berichte Staatspapiere, S. 113 ff.; die Verhandlungen zwischen Karl und Franz wie gewöhnlich ebenso weitschichtig als resultatlos. Interessant ist das Staatsgutachten Granvellas: sur la question de la guerre et de la paix avec le roi de France — April 1536 bei Weiß II, 445—50. Zur engl. Politik State pap. VII, 550 sqq.; Froude II.

Zu S. 112. Christians II. Knechtschaftsvertrag mit dem Kaiser Staatspapiere, S. 43 f., wo er zum Schluß einen solchen Gehorsam an Karl, Ferdinand und Margaretha verspricht, „ut de nobis gaudere valeant". Des Gesandten Hopfensteiner Berichte in Staatsp., S. 53 ff. Außer Waitz zu vergl. Wurm, Die politischen Beziehungen Heinrichs VIII. zu M. Meyer und J. Wullenwever (1852); Vertrag zwischen Heinrich und Lübeck, s. Altmeyer, Hist. des relat. com. etc., p. 509 und Staatspapiere, S. 172 ff. In widerwärtiger Weise spiegelt sich auch in diesem Vertrage die Ehescheidungsfrage ab, indem einige Artikel die Ehe mit Katharina für ungültig erklären, die mit Anna dagegen anerkennen. Ueber die französischen Umtriebe in Lübeck s. die Depesche Hopfensteiners, Staatspapiere, S. 130.

Zu S. 117. Johann von Wese, Erzb. von Lund, erbot sich sogar auf eigne Hand den Krieg zu führen, wenn der Kaiser Bedenken trage, seinen Namen an die Spitze des Unternehmens zu setzen, s. Staatsp., S. 155 ff. und Lanz II, 375.

Zu S. 119. S. Waitz a. a. O. III, 303.

Zu S. 122. Bei Clemens' Tode meint Reumont: „Was an dem großen Bau der Hierarchie Menschliches war, war dem Loose alles Menschlichen verfallen. Nicht den Kern hatte Verderben ergriffen." Wenn er damit dem Kern der Hierarchie göttlichen Ursprung zuschreiben will, so wird sich schwerlich ein ernster Historiker mit ihm in diesem Glauben zusammenfinden. Uebrigens erscheint die ganze Bemerkung ebenso wenig klar als wahr.

Zu S. 123. Nach Sforza's Tod 1535, 24./10., hat Granvella einen höchst interessanten Bericht über die politische Lage verfaßt, s. Weiß II, 395—410, und dessen Brief an den Kaiser, Weiß II, 437. Die bekannte Relation über Karls Zug nach Tunis s. Staatspapiere, S. 527—81.

Zu S. 126. Ueber die Sendung des Kanzlers Held ist auch der, so viel mir bekannt, neuste Bearbeiter, Maurenbrecher (Karl V. und die deutschen Protestanten), nicht recht mit sich einig geworden. Zunächst scheint mir M. Karls Vermittlungsversuche für zu ernst anzusehen, wenn er S. 33 sagt: „er hielt es für möglich, den Neuerern Einzelnes, wenn es nicht gerade die Dogmen der Kirche berühre, zuzugestehen". Entweder ist damit nichts oder zu viel gesagt. Daß Karl gar nichts preisgeben wollte, zeigt sich aufs deutlichste in den gleichzeitigen Verhandlungen mit Phil. von Hessen, denn die wenigen Zugeständnisse, welche der Erzbischof von Lund diesem machte, acceptirte

er nicht. Karl wollte eben die Unterwerfung; es war nur die Frage, ob diese in Güte oder mit Gewalt erfolgte. So ist auch Held instruirt; daß dieser gegen seine Instruktion gehandelt hat, geht mit nichten aus derselben hervor; daß er „die kaiserliche Politik in den Weg der Gewalt zurücklenken" wollte, kann man auch nicht behaupten. Er hat eben, als er sah, daß die Protestanten sich nicht mit Nichts wollten gewinnen lassen, dem zweiten Teil seiner Instruktion gemäß ein katholisches Gegenbündniß zu Stande gebracht. Daß ein so schroffer Mensch wie Held, der außerdem vom päpstlichen Nuntius fanatisirt wurde, nicht recht geeignet und im Stande war, die kaiserliche Eventualpolitik à quatre mains zum Ausdruck zu bringen, und dabei die zweite Aufgabe etwas stärker accentuirte als sein hoher Auftraggeber überall wünschte, scheint mir sehr natürlich und der Aufklärung wenig bedürftig. Die mißbilligenden Aeußerungen Marias beweisen nichts, s. Staatsp., S. 271. Aber daß Held im folgenden Jahre mit Lund in Deutschland als Unterhändler auftritt — wogegen auch Sleidans Behauptung von der kaiserlichen Ungnade nicht ins Gewicht fällt — beweist, daß Karl mit Held nicht unzufrieden war, daß er den Protestanten nichts preisgeben wollte und das Hauptgewicht auf das katholische Gegenbündniß legte. Vergl. auch Weiß II, 528.

Zu S. 129. Wie Philipp sich von dem schlauen Erzbischof von Lund fangen ließ, s. Staatsp. 270 ff.

Zu S. 129. Ueber die Zustände in Ungarn s. den weitläufigen Bericht des kaiserlichen Gesandten Scepperus in Staatsp., S. 302 ff. Karls 2. Barbareskenkrieg Charr. I, 480 ff.; Weiß II, 612 ff. Den ersten franz.-schwedischen Vertrag 1542, s. Dumont IV: den Unterthanen freier Handel gegenseitig gestattet; im Kriegsfall Unterstützung mit 25,000 Mann und 20 Schiffen.

Zu S. 130. Froude verdächtigt und verurteilt Anna B. und Cromwell, damit er Heinrich noch weiter als Heros auftreten lassen kann. Berichte über Kath. Howards Hinrichtung bei Gachard, Anal. I, 234 u. 359.

Zu S. 131. Das Gutachten über den Plan, Phil. von Hessen in kaiserliche Dienste zu ziehen, s. Staatsp., S. 379 f. September 1543 erklärte sich der Herzog von Orleans in einer Gesandtschaft an den Schmalkaldischen Bund bereit, Luxemburg zu evangelisiren und dann mit diesem in den Bund zu treten. Lanz II, 644. Für die Jahre 1543—46 bes. zu vergl. Gachard, Trois années und Anal. I, 246, 30. 33 etc.; Desj. III, 40 ff.; Lanz II, 382 ff.

Zu S. 131. Die Friedensvermittlung übernahm Kardinal Farnese, Staatsp., S. 346 ff.; die französische Friedensvermittlung in Konstantinopel durch Monluc geführt, Charr. I, 580 ff.; Weiß III, 107; Maurenbrecher, Karl V. 2c., Anhang II, 1.

Zu S. 133 ff. Für den folgenden Abschnitt sind Quellen und Literatur sehr reich. Außer dem Erwähnten hervorzuheben: Fontes rer. Austr., 2. Abth., Bd. XXX, S. 11—178, die Finalrelation des venetian. Botschafters bei Karl, Aloys Mocenigo; Albèri I, 217. 289; IV, 159; Desj. III, 139 ff. Vergl. die Angaben bei Maurenbrecher

und dessen Aufsatz über Churfürst Moritz in Sybels hist. Zeitschr. 1868, 4. Hft., S. 271—337; v. Langenn, Herz. und Churfürst Moritz und dessen Chr. v. Karlowitz; Wenck: Die Wittenberger Kapitulation, in Sybels hist. Zeitschr. 1868, 3. Heft, S. 53.

Zu S. 138. Der Papst war außer sich vor Wuth und erklärte, er wolle Rache nehmen an dem Kaiser und wenn er den Märtyrertod sterben müsse. Döllinger, Dokumente I, 119. Ribier, Lettres et mem. II, 61.

Zu S. 183. Daß der Papst geglaubt hatte, Karl werde dem deutschen Kriege nicht gewachsen sein und daß er ihm deshalb dazu gerathen, geht aus den Depeschen des französischen Unterhändlers, des Kardinals Karl von Guise, hervor, s. Ribier II, 35.

Zu S. 139. Daß Karl das Interim vor der päpstlichen Rückantwort publiciren ließ, beweist deutlich, daß er die Berechtigung dazu aus seiner kaiserlichen Autorität ableitete. Maurenbrecher (Karl V., S. 188) läßt dieß nicht deutlich hervortreten, denn dergleichen, sowie auch seine Reformation der Geistlichkeit geht doch über den „Rath und Zuspruch" hinaus. Karl fühlte sich als theokratischer Herrscher, wie Heinrich III.; den Papst dachte er sich an zweiter Stelle.

Zu S. 142. Heinrichs II. Verhandlungen mit Osmanen und Antikaiserlichen, s. Charr. II, 46 ff.; zu den Verhandlungen mit den Protestanten, dem Kaiser u. s. w. Weiß III, 484 ff.; Desj. III, 250 ff.; Lanz III, 22 ff.; Albéri IV, 193 ff.; über die engl. Verhältnisse Strype, Memorials III; Turnbull, Cal. of St. p.; Burnet, Collect. II; Froude V; Tytler, Engl. under the reigns of Edw. VI. and Mary. Zur habsburgischen Politik vergl. Voigt: Fürstenbund, in Raumers hist. Taschenbuch 1857; Gachard, Retraite et mort de Ch.-Q. Wie mißtrauisch Karl gegen seinen Bruder Ferdinand war, geht aus der Instruktion an seinen Passauer Gesandten, d. d. ³⁄₈. 1552 hervor, in welcher dieser vor Ferdinand und dessen Sohn Max gewarnt wird, weil diese mit Moritz und den Franzosen unter einer Decke steckten, s. Lanz III, 167.

Zu S. 144. Zu den türkisch-italienischen Verhältnissen s. Charr. II, 201 ff.; Desj. III, 312 ff.; Albéri III, 193; IV, 33.

Zu S. 144. Die weitläufigen Verhandlungen mit England bes. Weiß IV, 4—267; zur Feier der Katholisirung Englands s. Gachard, Anal. I, 282 und dessen Retraite et mort, appendix, p. 163 sq. 165 sqq.; die engl.-span. Herrschaft s. Weiß IV, 435 ff.; Froude VI.

Zu S. 145. Ueber Papst Paul und dessen französische Politik vergl. die Depesche des Florentiner Gesandten von Venedig aus Desj. III, 358 ff.; über die englischen Verhältnisse Weiß IV, 546 ff.; ferner Mignet, Charles-Q., son abdication etc. Der Vertrag zwischen Frankreich und Papst, Dezbr. 55, bei de Tou, Mémoires, Buch 14. — Heinrich II. schwankte lange zwischen einer englischen und deutschen Unternehmung, s. Ranke, Französische Geschichte I, 59 f.

Zu S. 146. In einem Briefe Karls V. an Julius III. Septbr. 1551 findet sich die Angabe, daß Zar Iwan, wie sein Vater Wassilij, auf billige Bedingungen hin eine Vereinigung der orientalischen und occidentalischen Kirche herbeizuführen bereit sei; der Kaiser ermahnt dringend zur Ergreifung dieser Gelegenheit. Vergl. ferner: J. Fiedler, Versuch zur Vereinigung der russischen und römischen Kirche im XVI. Sec., in Sitzungsberichte der Akad. d. W. in Wien; philol.-hist. Kl., Bd. 40, 1862.

II.

Bemerkungen zum zweiten Buch.

1. Alfred von Reumont in seinem vortrefflichen Aufsatz: „Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse"; zuerst erschienen im Raumerschen Taschenbuch 1841, S. 381 ff., dann abgedruckt in „Beiträge zur italienischen Geschichte", Bd. I (1853); nach welch letztern Ausgabe ich citire.

2. L. Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völker ꝛc. (1824), Vorrede. Daß dem „Begriff von der Einheit Europas" die Begriffe einer allgemeinen Christenheit und der lateinischen Christenheit „analog" sein sollen, kann man unmöglich zugeben. Sie verhalten sich, besonders der letztere, zu jenem ersten, wie die temporäre, d. h. also vorübergehend und fast willkührlich fixirte Annahme zu einer von der Natur gegebenen Basis, durch welche alles, was geschieht, mehr oder weniger präjudicirt ist. Wer wollte den höheren Grad der Einheit von Germanen und Romanen neben der der europäischen Völker überhaupt bestreiten? Ich meine nur zur Betrachtung der neuern Geschichte sind mit jener die Grenzen zu eng gezogen. Vergl. mein Schriftchen: Die Weltstellung Europas. Gotha 1873, F. A. Perthes.

3. Le Glay, Négociations II, 678.

3a. Vgl. z. B. Acta Tomiciana II, 226. 227.

4. Vgl. Reumont a. a. O., S. 230.

5. Für die Schilderung der Fürsten und Diplomaten verweise ich auf die Quellenangaben zum 1. Buch und die mehrfach citirte Schrift Reumonts. Das Beste verdanke ich den venetianischen Relationen und den neuesten englischen Publikationen. Für die östliche und nordische Diplomatie habe ich nur sehr wenig Material zu diesem Abschnitt beibringen können. Herbersteins Werk ist hier noch die Grundlage; aus den Acta Tomiciana z. B. ist wenig mehr als die Namen der Gesandten zu ersehen

die Persönlichkeiten selbst bleiben in Dunkel gehüllt; von einer Darstellung derselben mußte also Abstand genommen werden.

6. Wenn Karl V. ihn den „uomo de capa y de spada" zu nennen pflegte, so ist das, mit Beziehung auf sein gentlemanlikes Wesen, die Bezeichnung, welche der Cavalier comme il faut in der spanischen Original-Saloncomödie hat; es hat diese Comödie ihren Namen „Mantel- und Degenspiel" von einem solchen Cavalier, dessen Charakteristika Mantel und Degen sind.

7. Siehe Shakespeare, Heinrich VIII., Akt II, Scene 2 am Ende.

8. Vgl. Baschet, La diplomatie vénitienne, p. 431 sqq., der den Vergleich zwischen Heinrich und Ludwig XV., resp. zwischen Diana und der Pompadour etc. sehr treffend durchgeführt hat.

9. Hier folge ich dem öfter citirten Aufsatz von Reumont.

10. Bei den Vergleichungen und zum Teil auch bei der Anordnung des Stoffs habe ich besonders zu Rathe gezogen: Ch. de Martens, Guide diplomatique, Tom. I, und das sehr praktische Handbuch des europäischen Gesandtschaftsrechts von Alt, Berlin 1870.

11. Dem allerdurchluchtigsten fürsten vnd herrn herren Maximilian romischen Konig, zu allen zittenn merern des richs, zu Hungern, Dalmacien, Croacien etc. Konig, ertzherzog zu Ostreich, hertzog zu Burgundi, zu Brabandt vnd in Geldern, graue zu Flandern vnd Tirol, mynem aller gnedigsten Herrn.

Allerdurchluchtigster furst, romischer Konig, allergnedigster her. Vwer koniglichen Maiestat sint myn vnderteuig gehorsam willig dinst alltzit zuuor. Gnedigster herr. Ich habe den erwirdigen jnn got vatter myn lieben besundern frundt, cantzler vnd gevatter, hern Johansen bischoff zu Worms, abgefertigt mit beuelh, von myn wegen an Vwer Maiestat zu werben, als Vwer Maiestat zu uernemen hott; vnderteniglich bittund, denselben von myn wegen gnediglich horn vnd auch bewysen, als ich der vnd aller gnaden zu Vwer Maiestat versehen vnd vnderteniger gehorsam williglich verdien will. Datum Heidelbergk vff mondag nach Mathey apostoli. Anno etc. (1496.)

Philips von gots gnaden pfaltzgraue by Rine, hertzog in Beyern, gemeyner vicari des heiligen romischen richs hie diesset der gebirger, druchses vnd kurfürst.

12. Sigismundus Rex Joanni Bohdano vojevode Valachie.

Magnifice etc. Mittimus ad tuam Mgciam ex hoc nostro Piotrkoviensi conventu generosum Georgium Krupski, castellanun et capitaneum Belsensenn, per quem mentem ac voluntatem nostram Mgcie tue significamus. Postulamus ab illa, ut quidquid ille nomine nostro dixerit ei vra Mgcia credat, ac si nos loquentes secum audiret. Rem nobis gratam factura.

(1511) Piotrkovie XV. Febr.

13. Acta Tomiciana II, 241.

Salvus conductus Machmetkieray Soltan ad Regem veniendi!

Sigismundus rex etc. etc. Significamus etc. Quia illustrem dnum. Machmetkierey Soltan Sereni dni imperatoris Mendikirey fratris nostri dilecti natum fraterna benevolentia complectentes eidem salvum conductum nostrum regium christianum per has publice fidei literas damus et concedimus omnimode eum assecurantes: ut eidem Machmetkierey Soltan cum ducentis personis et equis et rebus suis suorumque liceat ei ad nos tempore commodo tuto et secure venire in regnum nostrum Poloniae aut in Mg. Ducatum nostrum, nobis cum manere et morari pro libitu suo resque suas apud nos agere et disponere eisdem dispositis, vel indispositis cum toto comitatu et rebus omnibus ad sua a nobis discedere et remeare; idcirco omnibus subditis nostris mandamus et precipimus: ut eundem salvum conductum nostrum teneatis et observetis firmiter, prefato Machmetkierey Soltan ad nos venienti et a nobis redeunti tutum transitum ac favorem exhibendo nullamque molestiam ei et suis faciendo. Si quis autem hunc salvum conductum ausu temerario violare ausus fuerit: sciat se crimen lese Mtis incursurum et se penas daturum. In fidem et testimonium ac robur presentium sigillum nostrum appendi fecimus.

Vilne VII. Septbr.

14. Die Abschriften dieser Briefe und der ganzen Gesandtschaftscorrespondenz in dem Wiener Ständearchiv, abgedruckt in Englische Diplomatie 1527 von W. v. Kraus, S. 34 ff.

15. Acta Tomiciana I, 114. Plenipotentia Commissariis ad componendum de injuriis et controversiis inter Poloniam et Hungariam.

Significamus tenore presentium: quia amorem fraternum cum sermo. do. Vladislao rege et regno ejus Hungarie fedus, amicitiam et bonam vicinitatem servare volentes convenimus cum ejus Majestate super revidendis, sarciendis et complanandis injuriis, damnis, et controversiis inter confines subditos regnorum nostrorum exortis, commissarios ab utraque parte mittere qui simul convenientes injurias et controversias dirimant, sistant ac sarciant. Cum autem ipse Serms. rex Hungarie nihil cunctatus mgcum. et egregium Gabrielem de Peren, comitem Ugerha et cubiculariorum prefectum et mgcum Stephanum Henczlffi, causarum judicem, consiliarios et commissarios suos cum pleno mandato ad eam rem designarit, nos pro parte vos Mgcos. Stanislaum Kmita de Visnicze Russie, et Joannem Odrowaz, Belsensem, palatinos et Andream Czurylo, castellanum Przemysliensem, consiliarios nostros similiter designamus ad componendos una cum prefatis ser. dni. regis Hungarie consiliariis omnes inter nos et regnorum nostrorum subditos controversias et sarciendas injurias ac damna, damusque et concedimus vobis plenam potestatem, omnium controversiarum causas audiendi, componendi, jus dicendi et excessus quibuslibet personis puniendi. Promittimus ratum gratumque

habere, quidquid cum prefatis ser. dni. regis Hungarie consiliariis constitueritis et decreveritis pro bono pacis inter regna nostra conservande. In cujus rei etc.

Dat. V. Octobris.

16. Papiers d'état du Card. de Granv. ed. Weiss III, 344.

17. Papiers d'état ed. Weiss III, 336—344.

18. Vergl. le Glay II, p. 456 sqq.

19. Acta Tomiciana I, appendix 19; 29; II, 3. 4. 5. 11. 12. 131. 217.

20. Papiers d'état ed. Weiss I, 125 sqq.

21. Lanz, Korrespondenz ꝛc. II, 41. 43.

22. Diesen Fall hat Pauli bereits in dem früher erwähnten Aufsatze „Diplomatie im Jahre 1516" eingehender besprochen.

23. Vergl. Katharinas Brief bei Bergenroth II, No. 238.

24. Bergenroth spricht nämlich von der riesigen Korruption der damaligen Diplomatie und namentlich von ihrer Bestechlichkeit; daß aber die Annahme von Geschenken ganz öffentlich geschah, gibt ihr einen ganz anderen Charakter; wenn er aber gar meint, daß die Franzosen allein davon eine rühmliche Ausnahme machten, so hat ihm Brewer schon den Gegenbeweis geliefert, zu welchem das im Text erwähnte Beispiel von der „geheimen Pension" des Kanzlers Robertet noch hinzukommen könnte. Vergl. Desjardins II, 258.

25. Die Gesandtschaft dauerte vom 3. Januar 1539 bis 15. März 1540. Charrière I, 474.

26. Vergl. den Brief Heinrichs VIII. an den Papst Clemens VII. vom 26. April 1526. State papers VI.

27. Dieß beweist z. B. ein Bericht an Karl V. vom 14. April 1520 (Monum. Habsb. II, 163), welcher von der bonne affectation spricht, die der Adel und das Volk in England gegen Karl hätte, et par le contraire la hayne et envie, qu'ilz portent aux Français et le regret qu'ilz ont a la veue de rois de France et d'Angleterre.

28. Le Glay I, 1 sqq.



